

Zum Jahresende: Menschen und Gespräche

Nummer 51/52 – 23. Dezember 2021 – 89. Jahrgang
Fr. 9.– (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

DIE WELTWOCHEN



Wir sind 2021

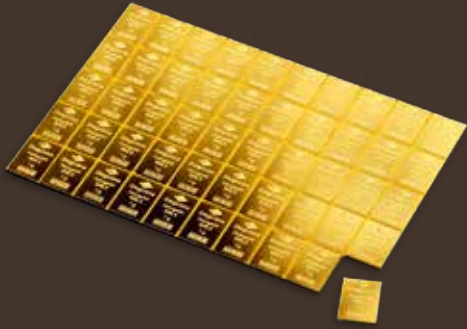
Jonathan Franzen, Ueli Maurer, Helene Fischer, Gottfried Locher, Madonna, Juan Carlos I., Simone Machado, John James Heidegger, Mario Vargas Llosa, Vivien Wulf, Kardinal Müller, Chris von Rohr über Eric Clapton u. v. a. m.



Degussa



GOLD UND SILBER.



FESTLICHE STIMMUNG IM PORTFOLIO – MIT GOLD VON DEGUSSA.

Bereits seit 6'000 Jahren ist Gold die stärkste Währung und damit ein grundsolides Investment. Der Name Degussa steht weltweit wie kein anderer als Synonym für Edelmetalle. Als grösster bankenunabhängiger Edelmetallhändler in Europa stellen wir mit Ihnen Ihr persönliches Portfolio aus Barren und Münzen zusammen, beraten Sie aber auch beim Verkauf von Edelmetallen. Alle Degussa Barren sind LBMA-zertifiziert und verfügen über eine Banken-Valorennummer. Gerne können Sie Ihre Wertanlagen auch in Ihrem Schliessfach bei uns lagern.

Weitere Informationen
und Onlineshop unter:

DEGUSSA-GOLDHANDEL.CH



VERKAUFGSGESCHÄFTE:

Bleicherweg 41 · 8002 Zürich
Telefon: 044 403 41 10

Quai du Mont-Blanc 5 · 1201 Genf
Telefon: 022 908 14 00

MITGLIEDSCHAFTEN:



ZÜRICH | GENF | FRANKFURT | MADRID | LONDON

«Spider-Man» und die Hoffnung

Der neue Superheldenfilm «Spider-Man: No Way Home» sprengt alle Corona-Kinorekorde. In den USA topfte der Unterhaltungskracher am Startwochenende 253 Millionen Dollar ein. Das ist viel besser als der von den Kritikern hochgelobte «Black Widow» mit einer politisch korrekten, auf Feminismus getrimmten Superfrau, der schwarzen Witwe Scarlett Johansson.

Mit diesem Start schiebt sich der Spinnenfilm an die dritte Stelle der Allzeit-Bestenliste, vorpandemisch geschlagen nur noch von «Avengers: Endgame» (357 Millionen Dollar) und «Avengers: Infinity War» (258 Millionen Dollar). Der geniale Regisseur Martin Scorsese kritisiert zwar diese Hochkonjunktur der Superheldenfilme, aber ich sehe es anders.

Es ist eine gute Nachricht, dass «Spider-Man» triumphiert. Es ist ein Sieg der Unterhaltung über den Dauerernstfall unserer Zeit, diesen pandemisch sich ausbreitenden Moralismus, die dröhnende Macht- und Einschüchterungskulisse, die sich wie eine Monsterwelle um uns herum aufbaut. «Spider-Man» ist ein Fluchtweg aus dem verordneten Trübsinn der Corona-Gegenwart der Staatsallmacht.

Der neue «Spider-Man» will nicht belehren, er will unterhalten. Das ist der Unterschied zu «Black Widow» und «Eternals». Diese beiden Superhelden-Frauenfilme sind ein Ärgernis, gut gemeint, politisch korrekt, überfrachtet mit der Gender-Ideologie. Das ist der Grund, warum sich die Leute in Scharen dem Moralin-Booster entzogen haben.

Ganz anders «Spider-Man». Die Macher haben erkannt, dass die Leute die Nase voll davon haben, dass auch Unterhaltung und Sport seit jüngstem eine Kampfzone der politischen Linken geworden sind. Keine Fussball-EM darf heute stattfinden, ohne dass die Spieler niederknien in stummer Anklage ihres angeblich rassistischen Publikums. Sorry, ich will von diesem Gesinnungs-Müll nicht behelligt werden. Oscar-Verleihungen sind heute langweiliger als ein SP-Parteitag.

Warum ist dieser «Spider-Man»-Erfolg eine gute Nachricht? Weil die Kunst, weil die Kultur, das habe ich von Rechtsprofessor Peter Nobel gelernt, immer Vorbote der Zukunft ist. Gute Künstler haben eine Antenne für das Kommende. Sie nehmen spielerisch in ihren

Werken die Bedürfnisse vorweg, die sich tief in unseren Gefühlssynapsen als Sehnsüchte manifestieren.

«Spider-Man» steht für den Wunsch nach einer normalen Gegenwart. Politik und Freizeit sollen zwei unabhängige Welten sein. Ich will nicht dauernd erzogen und belehrt werden von Leuten, die sich für berufen halten, von der schlichten Anhöhe ihrer angemasteten moralischen Autorität auf uns herabzupredigen. Wir haben heute, definitiv, zu viel Moralismus, vor allem in der Kultur.

Nichts gegen Moral. Moral ist die Summe aller Regeln des guten Zusammenlebens, an die sich die Leute halten, weil sie sich bewährt

Mit allen Menschen kann man gut auskommen, doch man hüte sich vor Moralisten.

haben. Unter Moralismus verstehen wir einen Missbrauch der Moral, die unausrottbare Neigung des Menschen, seine persönlichen Überzeugungen und Meinungen absolut zu setzen, über alle andern, auch über Recht und Gesetz, Anstand und Moral.

Moralisten geht es nicht ums Gute, um die Moral. Moralisten reden von höchsten Werten, aber sie meinen sich selbst. Moralisten sind Narzissten, Egozentriker, die sich der Moral bedienen, um allen anderen ein schlechtes Gewissen einzujagen, damit sie selber besser dastehen. Mit allen Menschen kann man gut auskommen, doch man hüte sich vor Moralisten.

Der neue «Spider-Man» ist das Gegenteil unserer moralistisch verseuchten Zeit, ein Triumph des reinen Vergnügens. Für die Tugendprediger stellt der Film eine Bedrohung dar. Er macht ihnen klar, dass die Leute der grassierenden Humor- und Freudlosigkeit, der politischen Korrektheit, der Gender- und Woke-Duselei überdrüssig sind.

Es gibt nichts Neues unter der Sonne. Die siebziger Jahre waren ein fiebriges, düsteres Jahrzehnt, Ölkrise, Arbeitslose, Währungsschocks, Inflation, Watergate, Vietnam-Debakel. Die Filme fielen entsprechend aus, viel linke Ideologie und Moralismus auf der Leinwand, die Unterhaltungsindustrie als Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln.

Dann plötzlich kamen aus Hollywood «Star Wars» und «Indiana Jones», George Lucas und Steven Spielberg, die erfolgreichsten Filme überhaupt, Orgien der zweckbefreiten Unterhaltung, radikale Antithesen zum Zeitgeist. Die beiden Westküsten-Wunderkinder machten Kino wie im Hollywood der grossen Zeit, unbeschwert, unpolitisch, grossartig.

Was passierte dann? «Star Wars» und «Indiana Jones» waren Vorbote einer politischen Wende. Auf die linken Traumtänzer der späten siebziger Jahre folgten die liberalkonservativen Wirklichkeitspolitiker Margaret Thatcher und Ronald Reagan. Sie legten den Grundstein für Wohlstand und Freiheit.

Ich bilde mir ein, «Spider-Man» könnte wie «Star Wars» der Anfang vom Ende unserer gutmenschlichen Verirrungen sein. Wenn die Unterhaltung, wenn die Kunst sich selber wiederfindet als das Andere der Politik, dann ist es nicht mehr weit, bis auch die Politik zurückkommt zur Vernunft.

Ich bin voller Hoffnung und Zuversicht, und ich wünsche Ihnen allen, liebe Leser, mit «Spider-Man» wunderschöne Weihnachten und alles Gute fürs neue Jahr! R. K.

Beste
Besserung!

Ihre Privatklinik für Chirurgie und individuellen Service. pyramide.ch

Spitze für Sie



Jonathan Franzen über unsere Zeit, Francis Pikes Jahresrückblick, Vivien Wulf über Schönheit, Laurence Debray über Juan Carlos I.

«Es hat über zehn Jahre gedauert, bis ich herausfand: Es mag unser Ehrgeiz sein, die Realität abzubilden. Aber das interessiert keinen. Darum habe ich damals gesagt: Zur Hölle mit dem Sozialroman, ich mach' was anderes.» Das sagte der amerikanische Schriftsteller Jonathan Franzen unserem Mitarbeiter Mark van Huissing. Dieser konnte es kaum glauben – für ihn ist Franzen einer der Autoren, die die soziale Realität am schärfsten abbilden. Was der grosse Schreiber sonst noch Überraschendes erzählt hat über Amerika, die Welt, die Gefährlichkeit sozialer Medien, die Schäden durch ein verändertes Klima plus seinen neuen Roman «Crossroads», lesen Sie ab **Seite 22**. So viel hier zum Voraus: Die Lage ist hoffnungslos, aber nicht ernst.

Schlafwandelnd pilotiert Joe Biden die Weltmacht USA in den Sinkflug. Russland raselt mit Panzerketten. Und China webt flink am feinmaschigen Netz globaler Hegemonie. 2021 steht für einen geopolitischen Zeitenwechsel. Die *Weltwoche* hat Francis Pike gebeten, die grossen Linien und vergessenen Ereignisse des ausklingenden Jahres zu analysieren. Seit einem guten Jahr nimmt der britische Historiker, Unternehmer und Autor unsere Leser mit auf Reisen durch die Zeitgeschichte, vom mythenumwobenen japanischen Kaiserhaus über das wilde Turkmenistan bis zum boomenden Bangladesch, dem Pike höchstpersönlich zum wirtschaftlichen Durchbruch mit verholfen hat. Vierzig Jahre

lang hat Pike in Asien, Nahost und Osteuropa Finanzinstitute aufgebaut und Regierungen beraten. Sein Standardwerk «Empires at War» zählt zum Spannendsten, was man über das moderne Asien lesen kann. Urs Gehriger hat ihn im legendären Londoner Brooks's Club bei Kaminfeuerknistern neben Napoleons Totenmaske zum grossen Jahresrückblick getroffen. **Seite 34**

Vivien Wulf ist schön. Mit ihrer strahlenden Erscheinung begeistert die Düsseldorferin seit ihrem 13. Lebensjahr die deutschen Kinobesucher. Nach ihrem Debüt im Film «Eisfieber» folgten Rollen in «Alarm für Cobra 11», «Das Traumschiff» und in Rosamunde-Pilcher-Streifen. Doch auch als Autorin ist die 27-Jährige erfolgreich: Ihr Bestseller «Pretty Happy» geht der Frage nach, ob Schönheit glücklich mache. In einem Berliner Café spricht sie über das Leben von jungen Frauen mit einem bildhübschen Äusseren. **Seite 46**

Vor ein paar Tagen hat die Genfer Staatsanwaltschaft das Verfahren gegen Spaniens Ex-König Juan Carlos I. eingestellt. Auf seinem Konto waren 100 Millionen Dollar Schwarzgeld entdeckt worden. Alle seine Steuerschulden in seiner Heimat habe er beglichen, erzählt Laurence Debray. Sie ist die Tochter des französischen Revolutionärs Régis Debray, der sie als Zehnjährige in ein Ausbildungslager zu Fidel Castro nach Kuba schickte, wo sie schiessen lernte. Doch das Idol schon ihrer Kindheit war der König, dessen Vertraute und Biografin sie wurde. Auch im freiwilligen Exil besuchte sie den Monarchen, der die spanische Demokratie gerettet hat. **Seite 56**

Wir danken Ihnen, liebe Leserinnen und Leser, für Ihr treues Interesse und wünschen Ihnen schöne Festtage. Die nächste Ausgabe erscheint am Donnerstag, 6. Januar 2022.

Ihre Weltwoche

DAS SCHWEIZER PORTAL FÜR MEDICAL-STELLEN

Mit www.medicjobs.ch qualifiziertes Fachpersonal im Arzt- und Pflegebereich finden!

stellen-anzeiger.ch GmbH
Technoparkstrasse 1
8005 Zürich
044 440 10 80
www.medicjobs.ch



IMPRESSUM

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Die Weltwoche erscheint donnerstags.

Redaktion und Verlag: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, www.weltwoche.ch, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, verlag@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch.

Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91, E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch.

Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.). Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.). Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo

Chefredaktor: Roger Köppel. **Verlagsleitung:** Florian Schwab. **Betriebsleitung:** Samuel Hofmann.

Anzeigenverkauf: Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07, E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch. **Online-Vermarktung:** GLA United. E-Mail: weltwoche@gla-united.com

Druck: Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See. Die Weltwoche wird gedruckt in der Schweiz auf schweizerischem Papier, das auf der Basis von hochwertigem Durchforstungsholz, Altpapier und Zellulose hergestellt wurde. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.



NOBILIS ESTATE

Liebenschaften!

REAL ESTATE LOVE AFFAIRS



NOBILIS ESTATE AG

Schweizweit besondere Immobilien

Alpenstrasse 12 | CH-6302 Zug | T+41 (0)41 709 00 14

Bergstrasse 50 | CH-8032 Zürich | T+41 (0)44 266 60 39

Schloss Fürstenau | CH-7414 Fürstenau | T+41 (0)81 632 30 20

desk@nobilis-estate.com | www.nobilis-estate.com

Leading
REAL ESTATE COMPANIES
IN THE WORLD

SVIT

LP
LUXURY
PORTFOLIO
INTERNATIONAL



Berührend: Helene Fischer. Seite 80



Gott sei Dank: Kardinal Müller. Seite 58



Blues des Lebens: Eric Clapton. Seite 64

SPEZIAL: WIR SIND 2021

- 3 Editorial
- 4 Intern
- 8 Eilmeldung
Litauen spielt mit dem Taiwan-Feuer
- 9 Peter Rothenbühler
Lieber Marco Odermatt
- 10 Tagebuch René Scheu
- 12 Bern Bundeshaus
Paul Rechsteiner flaggt ab
- 14 Gottfried Locher Habt keine Angst
- 16 Erziehung der Gefühle
- 19 Personenkontrolle
- 19 News Weihnachtsgrüsse von Alain Berset
- 20 Mörgeli Vorgezogenes Rentnerparadies
- 20 Omikron
Kosten der Hysterie
- 21 Peter Bodenmann Werden Schweizer
Bauern Gurkensalätler?
- 22 Jonathan Franzen Grosses Gespräch
über Amerika, Europa und die Pandemie
- 26 Henryk M. Broder
Wann kommt die erste «Frau General»?
- 26 Ueli Maurer
«Demokratie in Gefahr»
- 28 Eiszeit-Profis Das Alpenschneehuhn
- 29 Kurt W. Zimmermann
Hunde müssen draussen bleiben
- 30 Das erfundene Interview
Tom Kummer im Gespräch mit Madonna
- 32 Martin Horat Der Muotathaler
Wetterschmöcker zur Klimadebatte
- 34 Francis Pike Grosser Jahresrückblick
mit dem britischen Historiker
- 40 Simone Machado Janis Joplin von Bern
- 42 John James Heidegger
Zürcher Party-König im alten London
- 43 Cédric Wermuth Herrisch und schludrig

- 44 Mario Vargas Llosa Unterwegs mit dem
peruanischen Literatur-Nobelpreisträger
- 46 Vivien Wulf
«Mir macht es Spass, weiblich zu sein»
- 50 Die klügsten Köpfe des Jahres
- 52 Karoline Edtstadler
Wiens schärfstes Schwert
- 53 Herodot
- 54 Julie Burchill Schlafwandler, erwacht
- 55 News Boris Palmer und die Beugehaft
- 56 Laurence Debray Die Revoluzzer-Tochter
und Juan Carlos I.
- 58 Gerhard Kardinal Müller
«Wir sind zur Freiheit befreit»
- 62 Samnaun Geteiltes Glück im Grenzgebiet
- 63 News Dschihad gegen Katzen
- 64 Eric Clapton
Chris von Rohr über «Mister Slowhand»
- 66 Inside Washington
- 66 Max Otte «Die Notenpresse
finanziert den Staat»
- 69 Anabel Schunke Rückkehr zur Vernunft
- 70 Montreux Kleinod am Genfersee
- 73 Pawel Durow Der ominöse
russische Telegram-Erfinder
- 74 Franz Wiget
Starkoch mit Schwyzerörgeli
- 76 Nahost Häuserkampf in Ostjerusalem
- 77 Tamara Wernli Frauen brauchen Männer
- 78 Philipp Bagus
«Trainingslager fürs Klima-Regime»
- 79 Thiel Schlechtwetterfront
- 80 Helene Fischer
Pirouetten einer Bodenständigen
- 82 Ken Follett Der britische Bestsellerautor
prophezeit die Apokalypse
- 85 Philippe Dufours Der Mann,
der pro Jahr eine einzige Uhr herstellt

- 86 Leserbrief
- 87 Nachrufe Marcel Mathier,
Richard Rogers
- 88 Beat Gygi Kartellverwalter Engelberger

LITERATUR UND KUNST

- 89 Ikone der Woche
- 90 Essenz der Literatur
Was gehört zum kulturellen Erbe?
- 92 Bücher der Woche
- 95 Die Bibel
- 96 Ästhetische Räusche
Comic-Pionier Alex Raymond
- 98 Kunst Brancusi: Le Baiser
- 99 Ausstellung Fotograf Herbert Maeder
- 100 Musical «Tick, Tick ... Boom!»
- 101 Klassik L'Arpeggiata & Christina Pluhar
- 101 Jazz Holland / Eubanks / Calvaire

LEBEN HEUTE

- 102 Wunderbare Welt
- 102 Unten durch
- 103 Fast verliebt
- 104 Frauen Liz Truss
- 104 Häuser
- 105 Was macht eigentlich? Ursi Spaltenstein
- 106 Essen
- 106 Wein
- 107 Auto
- 107 Objekt der Woche
- 108 Bei den Leuten
- 110 Zeitzeichen
- 110 Fragen Sie Dania
- 111 Mittagessen mit ... Pascal Jenny
- 112 Menschen von morgen Cenk Korkmaz
- 114 Das indiskrete Interview
Anja Graf, Unternehmerin

jura®

«Frisch
gemahlen,
nicht
gekapselt.»

Roger Federer

Roger Federer
Grösster Tennis-Champion
aller Zeiten



▶ A

Die neue Z10 für hot & cold Kaffeespezialitäten: Das neue Mahlwerk, der Product Recognising Grinder (P.R.G.), passt den Mahlgrad automatisch an die gewählte Kaffeespezialität an. So ist es erstmals möglich, sowohl heisse als auch Cold-Brew-Spezialitäten nach der Espresso-Methode zuzubereiten. Erleben Sie jetzt eine vollkommen neue Art des Kaffeegenusses. JURA – If you love coffee. jura.com

Litauen spielt mit dem Taiwan-Feuer

Der baltische Kleinstaat provoziert die Supermacht China.
Die waghalsige Moralpolitik gefährdet ganz Europa.

Christoph Mörgeli

Seit einigen Wochen drehen EU-Funktionäre und Politiker aus dem Kleinstaat Litauen an der Konfliktspirale. Die Spannungen begannen, als Taiwan am 18. November in Litauens Hauptstadt Vilnius eine De-facto-Botschaft eröffnete. Die Volksrepublik China reagierte erwartungsgemäss schroff, hat die Beziehungen mit Litauen herabgestuft und wirtschaftliche Massnahmen getroffen. Mittlerweile empören sich auch deutsche Funktionäre öffentlich und fordern, die EU müsse sich am Konflikt beteiligen und gegen China vorgehen. Es ist an der Zeit, einen Blick zurück in die jüngere Geschichte zu werfen.

Nach dem Zweiten Weltkrieg zerfiel das Deutsche Reich in die Bundesrepublik Deutschland (BRD) und in die Deutsche Demokratische Republik. Manche Westdeutsche trugen T-Shirts mit dem Aufdruck «Deutschland ist nicht BRD». Dieser Auffassung war auch die deutsche Regierung unter ihrem ersten Bundeskanzler Konrad Adenauer und dem Staatssekretär im Auswärtigen Amt, Walter Hallstein. Ab 1955 regelte die «Hallstein-Doktrin», dass die Aufnahme diplomatischer Beziehungen mit der DDR als unfreundlicher Akt qualifiziert wurde, was wirtschaftliche Massnahmen bis zum Abbruch diplomatischer Beziehungen zur Folge haben konnte.

Deutsche Kritik wirkt befremdlich

Mit der Hallstein-Doktrin pflegte folglich die deutsche Regierung dieselbe aussenpolitische Doktrin, wie sie gegenwärtig von der Regierung der Volksrepublik China im Verhältnis zu Taiwan praktiziert wird. Vor diesem Hintergrund wirkt es etwas befremdlich, wenn heute deutsche Politiker China lautstark kritisieren, zumal das «Ein-China-Prinzip» auch auf einer Resolution der Uno beruht.

Die Generalversammlung der Vereinten Nationen beschloss am 25. Oktober 1971, dass die Regierung der Volksrepublik China das einzige gesetzeskonforme Organ sei, um China in der Uno und im Sicherheitsrat zu vertreten; Taiwan ist seither nicht mehr mit einer eigenen Vertretung in der Uno präsent. Verschiedene

heutige Mitglieder der EU stimmten damals diesem Beschluss zu, so etwa Belgien, Bulgarien, Dänemark, Finnland, Frankreich, Irland, Italien, Norwegen, Österreich, Polen, Portugal, Rumänien, Schweden, Tschechien und die Slowakei, die Niederlande sowie Ungarn.

Diese faktische Anerkennung des «Ein-China-Prinzips» dürfte es der Europäischen Union erschweren, auf die wirtschaftlichen Massnahmen Chinas gegen Litauen mit Gegenanktionen zu reagieren. Vor allem auch darum, weil ein beträchtlicher Teil der heutigen EU-Mitglieder die Hallstein-Doktrin faktisch mitgetragen hat und auf eine Anerkennung der DDR verzichtete.

Taiwan versuchte 2007 die formelle Unabhängigkeit anzustreben und reichte bei der

Die EU müsste zuerst im eigenen Haus aufräumen, bevor über Gegenmassnahmen diskutiert wird.

Uno ein Beitritts-gesuch ein. Doch Generalsekretär Ban Ki-moon retournierte das Gesuch, ohne es an den Sicherheitsrat weiterzuleiten (was in der Folge eine Diskussion über seine Zuständigkeiten auslöste). Taiwans Bestrebungen wurden von den USA und der EU, speziell auch von Frankreich und Deutschland, kritisiert. Taiwan ist heute als eigenständiger

Staat nur gerade von rund einem Dutzend Staaten anerkannt.

Laut jüngsten Berichten treten durch die Herabstufung der Beziehungen zwischen der Volksrepublik China und Litauen aufgrund der wirtschaftlichen Verflechtung innerhalb der EU Kollateralschäden auf, die andere EU-Mitglieder treffen. So werde es deutschen Unternehmen, die Komponenten in Litauen fertigen lassen, erschwert, ihre Güter nach China zu exportieren, weil die wirtschaftlichen Massnahmen auch Industriegüter aus Litauen betreffen.

Warten auf die Übersetzung?

Damit gelangt der Konflikt in den Fokus der EU-Kommission unter Leitung der Deutschen Ursula von der Leyen. Allerdings müsste die EU wohl zuerst im eigenen Haus aufräumen, bevor über Gegenmassnahmen diskutiert wird. Mit dem Vertrag von Maastricht hat die EU 1992 die Gemeinsame Aussen- und Sicherheitspolitik als politisches Instrument geschaffen. Der Spanier Josep Borrell i Fontelles nimmt als «Hoher Vertreter der EU für Aussen- und Sicherheitspolitik» eine Schlüsselrolle ein. Ihm ist der Europäische Auswärtige Dienst unterstellt. So pompös, wie die Titel und Amtsbezeichnungen tönen, liest sich auch der EU-Vertrag: «Die Zuständigkeit der Union in der Gemeinsamen Aussen- und Sicherheitspolitik erstreckt sich auf alle Bereiche der Aussenpolitik», also auch auf die Frage der Anerkennung Taiwans.

Die Missachtung des «Ein-China-Prinzips» der Uno und die Einrichtung von taiwanesischen De-facto-Botschaften in Mitgliedsländern der EU müsste man eigentlich im Zuständigkeitsbereich des Europäischen Auswärtigen Dienstes vermuten. Vielleicht sitzt aber der «Hohe Vertreter» so hoch oben, dass die Vorgänge in den litauischen Niederungen nicht bis zu seinen Ohren gedrungen sind. Oder wartet er noch auf die Übersetzungen der litauischen Beschlüsse vom November in die spanische Sprache, damit er doch noch mitbekommt, was in der europäischen Aussenpolitik so läuft? Denn augenscheinlich wird diese zurzeit nicht in Brüssel, sondern in Vilnius gemacht.



Lieber Marco Odermatt

Einer wie Sie hat uns in dieser Covid-Misere gefehlt: ein Aufsteller, ein sympathischer Seriensieger, der die internationale Ski-Konkurrenz um ganze Sekunden abhängt. Dreimal Sieg, sechsmal Podium, und die Saison hat erst begonnen, wir können jubeln und uns auf Ihre nächsten Grosstaten freuen.

Man kann Ihnen und uns nur wünschen, dass Sie gesund bleiben. Sie fahren wie ein grosser Virtuose, das heisst, alles sieht so leicht aus, obwohl dahinter viel Arbeit, viel Können, viel Köpfchen steckt. Wie Sie auf Ihren Brettern runtersausen, sieht aus, als wär's ein Spiel. Sie umfliegen die Tore mit diesem schelmischen Lächeln auf dem Gesicht, das zeigt, dass Sie selbst Freude empfinden. Nichts bringt Sie aus dem Gleichgewicht.

Sie erinnern mich, und, bitte, seien Sie nicht beleidigt, an Schülerrennen, wo die Kids ein-



Charisma kommt mit den Siegen: Ski-Rennfahrer Odermatt.

fach um die Tore sausen wie gelenkige Gummipuppen, völlig unbeschwert. Und das Schönste an allem ist Ihre Persönlichkeit, das hat's schon lange nicht mehr gegeben. Sie sind kein *Gränni*, kein Heiliger, kein Machotyp, kein Angeber, kein Reklamierer, einfach ein intelligenter Nidwaldner mit Bodenhaftung, der auch nachdenklich sein kann. Und bescheiden. Jetzt fragen sich natürlich die Marketingberater, ob der

«Odi» auch das Zeug zum ganz grossen Star, zur Ikone hat, die Werbeverträge anzieht wie Roger Federer oder Bernhard Russi.

Manche wie Marc Biver, der frühere Berater von Pirmin Zurbriggen, zweifeln daran, weil sie bei Ihnen null Charisma ausmachen wollen. Da kann ich nur lachen. Keine Angst, das Charisma kommt mit den Siegen, und vielleicht repräsentieren Sie mit Ihrem jugendlichen Aussehen und dem blonden Haarschü-

bel auf der Stirn eben einen neuen Typ von Charisma. Wer eine derart gefestigte Persönlichkeit hat, sollte auf keinen Fall auf Berater hören, sondern sich selbst bleiben.

Sie gefallen jetzt schon allen. Bleiben Sie genau so, wie Sie sind. Das reicht.

*Mit freundlichen Grüssen
Peter Rothenbühler*

BARTAK



TAGEBUCH

René Scheu



Der 15. Dezember 2021 ist ein Tag, den ich nicht so schnell vergessen werde. Es war die Tauffeier unseres Babys, des IWP, im Erweiterungsbau des Kunsthauses in Zürich. Solide, also fundiert, und dynamisch, also lebendig, so ist der Chipperfield-Bau. Und Christoph Schaltegger, Ökonomieprofessor an der Universität Luzern und neu Direktor des IWP sowie ich fanden: So soll das IWP auch sein.

Die drei Buchstaben stehen für: Institut für Schweizer Wirtschaftspolitik an der Universität Luzern. Was umständlich klingt, ist ein Forschungs-Start-up mit wirtschaftspolitischem Fokus, also Neuland für alle Beteiligten, eine Terra incognita. Natürlich hatten uns alle gesagt, dass die Gründungsphase besonders intensiv werden würde. Aber hören und selbst erleben, nun ja, das sind zwei gänzlich verschiedene Dinge.

Pläne erstellen, anpassen, verwerfen. Telefonieren, Organisieren und Debattieren. Finalisieren, sistieren, orchestrieren. Verträge ausfertigen, bürokratische Auflagen erfüllen, Unterschriften leisten. Die Schweiz belegt im Ease-of-Doing-Business-Index der Weltbank Rang 36 – ich muss sagen: Das merkt man.

An tausend Dinge denken und dann doch wieder das Wichtigste vergessen. Emotionale Höhenflüge feiern und Tiefschläge verkraften. Und dabei stets ein Hölderlin-Zitat im Kopf behalten: «Man kann auch in die Höhe fallen, so wie in die Tiefe.» Sprich: Man kann sich verzetteln und verlieren – oder man kann sich überheben, schlimmer: überheblich werden. Wir hoffen, der gute Hölderlin bewahr(t)e uns vor beidem.

Alles begann mit einem Konzept für ein sogenanntes An-Institut, ein Institut an einer

Universität. Das war Christophs Idee. Weil ein solches Institut akademische Freiheit und Expertise mit gesellschaftlicher Relevanz verbindet – quasi unabhängige Forschung und Vermittlung von wirtschaftspolitischen Inhalten aus einer Hand und für alle verständlich. Altersvorsorge, Verteilungsfragen, Aufstiegschancen, Arm und Reich, Erfolgsmodell Schweiz. Daher der Slogan, der uns bei einem nächtlichen Zoom-Meeting einfiel, als wir uns gegen die Müdigkeit aufbäumten: IWP – Wirtschaftspolitik für alle.

Ein An-Institut wird von einem externen Träger finanziert, der Drittmittel einwirbt, in unserem Fall die Stiftung Schweizer Wirtschaftspolitik. In einer Zeit, wo viele einen Mangel an zivilgesellschaftlichem Engagement der Wirtschaft beklagen, war es für uns ein eindrückliches Erlebnis: Alfred N. Schindler erklärte sich bereit, die Business-Idee zu unterstützen. Und nicht nur dies: Er organisierte das Fundraising, stand als Stiftungsratspräsident zur Verfügung und begleitete uns mit Rat und Tat. Ein echter Business Angel.

Am 21. Dezember 2020 wurde die Stiftung gegründet. Zusammen mit Thomas Sprecher, dem Stiftungsrechtler und Vizepräsidenten, schritten wir in die Räume eines Luzerner Notars. Am selben Tag wurde die Kooperationsvereinbarung mit der Universität Luzern unterzeichnet. Später machten wir uns auf die Suche nach weiteren Stiftungsräten. Profil: Unternehmer oder Wissenschaftler mit Leistungsausweis. Und wir fanden: Michael Pieper, einen zweiten Industriellen, Sara Hürlimann, Gründerin von Zahnarztzentrum.ch, und Andrea Opel, Professorin für Steuerrecht an der Universität Luzern.

Damit war die Hülle geschaffen – nun galt die ganze Aufmerksamkeit dem Maschinenraum,

dem Ort der Produktion. Wir strebten nach internationaler Vernetzung, aber auch nach Schweiz-Fokus, nach akademischer Exzellenz, aber auch nach praktischer Orientierung. Ging das alles zusammen? Hätte uns jemand prophezeit, dass wir Lars P. Feld, Niall Ferguson, Alexandra Janssen, Mark Schelker und Hans-Werner Sinn überzeugen können, am IWP mitzuwirken, wir hätten bloss schallend gelacht. Aber so kam es. Eine Zusage, eine Ansage – aber vor allem: eine Verpflichtung.

Als wir uns am 1. September mit Beirat und Stiftungsrat auf der Honegg – einem Höhenzug beim Bürgenstock – zusammen trafen, beschworen wir den Zentralschweizer Gründergeist. Dabei begleitete uns auch das junge Führungsteam des IWP. Damals war die Generalprobe – und die Bereichsleiter Melanie Häner, Martin Mosler und Marco Portmann hatten ihren zweiten Auftritt dann eben am 15. Dezember am Launch des IWP im Kunsthaus. Sie haben geliefert. Chapeau. Thomas Studer und Monika Winter schafften dank einiger Nachtschichten, dass Website und Präsentation technisch einwandfrei und ästhetisch ansprechend daherkamen – wobei diese Einschätzung natürlich keiner repräsentativen Umfrage entspringt.

Und nun? Nun das Kind getauft. Getauft auf den Namen IWP. Nun müssen wir erst richtig laufen, leisten und liefern. Und in unseren Köpfen hallt wiederum Hölderlin nach: «Da, wo die Nüchternheit dich verlässt, da ist die Grenze deiner Begeisterung.»

René Scheu ist promovierter Philosoph und Geschäftsführer des IWP.



HAPPIER NEW YEAR.

DER ERSTE BMW i4 KOMMT.



#bornelectric

Paul Rechsteiner zieht die Flagge ein

Hier ein Zustupf an die Europäische Union, da grosszügige Aufnahme von Flüchtlingen: Die Linke ist bereit, die halbe Schweiz zu verschenken – neuerdings auch die Staatsbürgerschaft.

Wer in der Schweiz geboren wurde, soll auch das Recht auf die Schweizer Staatsangehörigkeit haben: Das verlangt der seit über 35 Jahren im eidgenössischen Parlament sitzende St. Galler Ständerat Paul Rechsteiner (SP) in einer Motion. Der Zugang zur Staatsbürgerschaft sei für Angehörige der zweiten Generation oft stark erschwert und für manche wegen Wohnortwechseln, Sozialhilfeabhängigkeit der Eltern oder anderer Gründe faktisch gar unmöglich.

Konkret bedeutet sein Vorschlag, dass jedes in der Schweiz geborene Kind von eritreischen Asylbewerbern zum Beispiel automatisch den Schweizer Pass erhalte, egal, ob sich die Eltern integriert haben oder in Parallelgesellschaften leben. Die Aargauer Nationalrätin Marianne Binder-Keller (Mitte) wirft die praktische Frage auf, wie dieses System mit den hier geborenen Kindern von Asylbewerbern funktionieren solle. «Was passiert, wenn die Eltern kein Aufenthaltsrecht erhalten – müssen sie dann ausreisen, das Kind aber nicht?» Rechsteiners Vorschlag passe nicht zum historisch gewachsenen Schweizer Bürgerrecht. Dieses ist für Binder-Keller das Ergebnis einer erfolgreichen Integration. «Es ist ein Willensakt – ein Bekenntnis zum Rechtsstaat und zu unserer Demokratie.»

Kollektive Scham

Der St. Galler Ständerrat weiss wohl selber auch, dass er mit diesem Vorstoss keinen Blumentopf gewinnen wird. Er reiht sich aber mit seiner Forderung, die Schweizer Staatsbürgerschaft zu verschleudern, nahtlos in die Reihe linker Politiker ein, die mit verbissener Hartnäckigkeit die Schweiz als Sinnbild für Wohlstand, bürgerliche Ordnung und bewährte Traditionen zerstören wollen. Oder anders gesagt: Die Linke flaggt ab. Anstelle eines berechtigten Nationalstolzes kultivieren SP und Grüne vor allem das schlechte Gewissen, weil es unserem Land besser geht als anderen Staaten. Zu beobachten ist so etwas wie eine kollektive Scham bei SP und Grünen für alles, was mit Tradition und Heimat in Zusammenhang steht.



Spendierhosen:
Ständerat Rechsteiner.

Der Pegelstand des Selbsthasses der Linken, wenn es um die eigenen Wurzeln geht, lässt sich an ihren Eingaben und Ausführungen im Parlament ablesen. Unermüdlich mit der Demontage beschäftigt ist zum Beispiel der Zürcher Turnschuh-Politiker und SP-Nationalrat Fabian Molina. Als er vor sieben Jahren als Juso-Präsident ein Verbot der Schweizer Fahne am Nationalfeiertag verlangte, weil diese den Nationalismus fördere, konnte man die Episode noch als Jugendsünde belächeln. Im letzten Jahr verlangte Molina nun, man sollte christliche Symbole aus der Bundesverfassung kippen, zum Beispiel die Anrufung Gottes.

Mit der Konzernverantwortungsinitiative wollte die Linke Schweizer Unternehmen der Gerichtsbarkeit fremder Richter unterstellen. Sie scheiterte am Ständemehr, worauf Juso-Präsidentin Ronja Jansen öffentlich polterte, dieses Ständemehr gehöre «auf den Müllhaufen der Geschichte». Der Reflex, vor dem Ausland sofort auf die Knie zu fallen, zieht sich durch die gesamte EU-Politik der SP. Heimatmüde Sozialdemokraten wie der Baselbieter Eric Nussbaumer, SP-Co-Präsident Cédric Wermuth (AG) oder der Bündner Jon Pult würden der EU

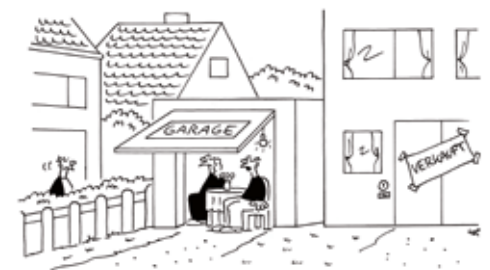
lieber heute als morgen beitreten – und damit die Souveränität des Landes für eine demokratisch nicht legitimierte Organisation wie die EU opfern.

Feuer und Flamme

Der Genfer Ständerat Carlo Sommaruga wiederum ist Feuer und Flamme für jede Uno-Initiative, die dem Land zusätzliche Flüchtlingswellen ins Land spült. Als der umstrittene Uno-Migrationspakt zur Debatte stand, regte sich der Genfer darüber auf, dass die Schweiz diesen auf die lange Bank schob. Geht es nach SP und Grünen, müssten wir Zehntausende von Flüchtlingen aus Afghanistan aufnehmen und die Grenzen auch für Asylsuchende aus allen anderen Regionen weit aufsperrn.

Ist der fehlende oder verkümmerte Nationalstolz auch die Ursache dafür, dass die Linke in ihrem Denkschema gefangen ist, wir müssten unseren Wohlstand mit der ganzen Welt teilen? Wenn die Uno oder die EU rufen, steigen wir immer sofort in die Spendierhosen. Das konnte man kürzlich wieder beobachten, bei der Klimakonferenz in Glasgow oder beim Gerangel mit der EU. Es gab da den von linker Seite eingebrachten Plan, die Kohäsionsgelder auf zwei Milliarden zu verdoppeln, um sich das Wohlwollen Brüssels zu erkaufen. Dem schob das Parlament aber den Riegel.

SP-Ständerat Rechsteiner zeigt sich unbeeindruckt: Er will nun sogar die Schweizer Staatsbürgerschaft verschenken.



„Wir könnten die Erbschaftsteuer nicht bezahlen...“

Mit System zum Anlageerfolg.



Immer mehr Sparer suchen Alternativen zum Konto. Die Zürcher Kantonalbank hat dieses Bedürfnis erkannt. Unsere Anlagewelt basiert auf einer ganzheitlichen Beratung und führt Kunden zu einer Anlagelösung, die sich ganz nach ihren Zielen richtet – egal ob Kleinsparer oder Investor.

Die Zinswende lässt weiter auf sich warten. Viele möchten daher ihr Ersparnis abseits des Kontos investieren. Tatsächlich bieten die Finanzmärkte attraktive Renditechancen, denen aber auch Risiken wie Wertschwankungen gegenüberstehen. Denn das «Naturgesetz» beim Anlegen lautet: Keine Rendite ohne Risiko. Viele Privatanleger lassen sich beim Anlegen von ihrem Bauchgefühl leiten. Langfristig erfolgversprechender ist allerdings ein strukturiertes, auf die individuellen Bedürfnisse abgestimmtes Vorgehen. Die Zürcher Kantonalbank bietet eine moderne Anlagewelt, die für die ökonomischen, psychologischen und regulatorischen Herausforderungen der Finanzmärkte bestens aufgestellt ist.

In einem ersten Schritt wird der Dialog mit Kunden aufgenommen. Denn je besser unsere Kundenberater die Bedürfnisse verstehen, desto genauer können sie eine Anlagelösung auf die individuellen Anforderungen abstimmen – beispielsweise auf den Wunsch, vermehrt in nachhaltige Anlagen zu investieren. Zweitens erfolgt eine ganzheitliche Betrachtung. Es geht nicht da-

rum, auf einzelne Wertschriften oder Anlageprodukte zu setzen, sondern die finanzielle Gesamtsituation zu optimieren – ohne die Risikobereitschaft zu überschreiten. Drittens sorgt ein systematischer Anlageprozess dafür, dass die Anlagestrategie das Risiko in jeder Marktlage bestmöglich berücksichtigt.

Wie kann eine konkrete Zusammenarbeit mit der Zürcher Kantonalbank aussehen? Je nachdem, in welchem Mass Sie Unterstützung im Anlagegeschäft wünschen, steht Ihnen ein anderes Servicemodell zur Verfügung.

ZKB Vermögensverwaltung

Wer weder Zeit noch Lust hat, sich täglich mit den Finanzmärkten auseinanderzusetzen, kann sich mit der ZKB Vermögensverwaltung entlasten. Es handelt sich um die umfassendste Anlagelösung: Damit wird die Verwaltung des Anlagevermögens von A bis Z an die bankeigenen Experten delegiert. Kunden können direkt von der Expertise und Erfahrung der Zürcher Kantonalbank profitieren. Zugleich bleiben sie dank einer transparenten Berichterstattung über ihr Portfolio im Bild.

ZKB Anlageberatung

Wer gerne die Börsenkurse aktiv verfolgt und in Geldangelegenheiten mitbestimmen möchte, für den eignet sich die ZKB Anlageberatung. Bei diesem Modell treffen Kunden ihre Anlageentscheide selbst – erhalten aber massgeschneiderte Anlagevorschläge. Darüber hinaus überwachen die Spezialisten der Bank das Portfolio in Bezug auf die gewählte Anlagestrategie und informieren bei Handlungsbedarf.

ZKB Fondsportfolio

Wer eine unkomplizierte und äusserst flexible Anlagelösung sucht, für den eignet sich das ZKB Fondsportfolio. Es bietet einen einfachen und zeitsparenden Zugang zu den globalen Finanzmärkten – und dies bereits ab CHF 50.–.

Strukturierter Anlageprozess

Die Erfahrung zeigt, dass die Finanzmärkte so komplex und dynamisch geworden sind, dass es für Einzelpersonen eine Herausforderung darstellt, selbst die wichtigsten Entwicklungen im Auge zu behalten. Die Anlageentscheide respektive -vorschläge bei der Zürcher Kantonalbank beruhen nie auf den Emotionen eines Einzelnen. Vielmehr sind sie das Resultat eines strukturierten Anlageprozesses, in welchem zahlreiche Fachleute involviert sind, die durch modernste Risikomanagementsysteme unterstützt werden. Dieses Vorgehen erlaubt es, auch in turbulenten Phasen einen kühlen Kopf zu bewahren. Schliesslich gibt es immer Chancen – man muss sie nur erkennen.

Wie dürfen wir Sie unterstützen?

Möchten Sie im aktuellen Tiefzinsumfeld Anlagechancen nutzen? Wir beraten Sie gerne im Rahmen unserer Anlagewelt. Wussten Sie, dass sämtliche Anlagelösungen der Zürcher Kantonalbank auch mit der Ausprägung «nachhaltig» angeboten werden? Gemeinsam entwickeln wir eine Anlagelösung, die ganz auf Sie abgestimmt ist – und das schon ab geringen Anlagebeträgen.

Vereinbaren Sie einen Beratungstermin unter 0844 843 823 oder erfahren Sie mehr unter [zkb.ch/anlegen](https://www.zkb.ch/anlegen)

Rechtliche Hinweise

Dieses Dokument dient ausschliesslich Informations- und Werbezwecken. Es wurde von der Zürcher Kantonalbank mit geschäftsbühlicher Sorgfalt erstellt. Die Zürcher Kantonalbank bietet jedoch keine Gewähr für die Richtigkeit und Vollständigkeit der darin enthaltenen Informationen und lehnt jede Haftung für Verluste ab, die sich aus der Verwendung des Dokuments ergeben. Aufgrund rechtlicher, regulatorischer oder steuerlicher Bestimmungen kann die Verfügbarkeit von Produkten und Dienstleistungen für bestimmte Personen Einschränkungen unterliegen, die sich namentlich aufgrund des Wohnsitzes bzw. Sitzes, der Nationalität oder der Kundensegmentierung ergeben können. Einschränkungen bestehen insbesondere für US-Personen gemäss den einschlägigen Regulierungen. Dieses Dokument stellt weder ein Angebot noch eine Empfehlung zum Erwerb, Halten oder Verkauf von Finanzinstrumenten oder zum Bezug von Produkten oder Dienstleistungen dar, noch bildet es eine Grundlage für einen Vertrag oder eine Verpflichtung irgendwelcher Art. Jede Investition ist mit Risiken, insbesondere demjenigen von Wert- und Ertrags- und allenfalls Wechselkursschwankungen, verbunden. Für eine Einschätzung der spezifischen Risiken von Anlagen wird empfohlen, die von der Bank zur Verfügung gestellte Risikoaufklärung (bspw. Risikobroschüre, Prospekte, Basisinformationsblatt oder weitere Produktdokumentationen) zu konsultieren. © 2021 Zürcher Kantonalbank. Alle Rechte vorbehalten.

Habt keine Angst

Ein Weihnachtstipp für alle,
die nicht den ganzen Tag Harfe spielen.

Gottfried Locher

Fürchtet euch nicht», sagte der Engel den Hirten auf dem Feld, damals an Weihnachten. So was Weltfremdes kann auch nur ein Engel sagen. Wer hauptberuflich als himmlischer Überflieger tätig ist, kennt die Erde halt nur aus der Vogelperspektive. Kann sein, dass dort oben wirklich alles eitel Sonnenschein ist, dass das Leben dort rundum friedlich verläuft. Alle chillen gemütlich auf ihren Wolken und spielen den ganzen Tag Harfe. Kann sein.

Hier unten aber sieht das Leben ein bisschen anders aus, weniger harmonisch, hier lebt niemand im siebten Himmel. Die meisten kämpfen um ihre Existenz. Einige kämpfen sogar ums nackte Überleben, wie die Migranten, die jetzt an Weihnachten irgendwo frieren und hungern. Andere sind krank. Andere werden Opfer von Gewalt und Verbrechen und Korruption. Andere leiden an Arbeitslosigkeit und Armut. Wer in der Ukraine lebt, fürchtet das Säbelrasseln, wer in Venezuela lebt, die Inflation. Alle andern fürchten mindestens die Pandemie, die nicht aufhören will. Hier unten gibt es tausend Gründe, sich zu fürchten. Und sogar jene, die nichts zu fürchten hätten, weil sie sonst schon alles haben, sogar die können nicht verhindern, dass sie das alles einmal loslassen müssen. Spätestens der Tod, vorab der eigene, macht irgendwann allen Angst. Das ist der springende Punkt: Angst ist menschlich, keine Angst haben überfordert uns. So gesehen, ist es schon gut, kommt dieser weltfremde Engel vorbei und sagt: «Fürchtet euch nicht.» An Weihnachten bringt er uns zwei Botschaften.

Keine Angst vor den Angstmachern

Die erste: Habt keine Angst vor den Angstmachern. Angstmacher sind die Grossmeister der Manipulation. Sie verwandeln jedes Hindernis in eine Bedrohung und jede Unstimmigkeit in einen Konflikt. Sie verzerren die Wirklichkeit zum Schlachtfeld. Sie suchen den Zusammenbruch eurer Problemlösungsfähigkeit durch künstlich erzeugte Problemüberflutung. Angstmacher schaffen unheilswangere Dunkelkammern. Erst wenn ihr dort feststeckt, verängstigt und handlungsunfähig, haben sie ihr

Ziel erreicht. Dann kommen sie mit ihren eigenen Heilsprogrammen, mit ihren vermeintlichen Auswegen aus der illusionären Katastrophe. Die Angst wird bewirtschaftet, sie ist das Mittel zum Zweck. Angstmacher kann man entlarven. Ihr Merkmal: Sie denken nicht in Optionen. Sie akzeptieren immer nur eine einzige Lösung, ihre eigene.

Vor ihnen habt keine Angst, sagt der Engel. Lasst euch nicht kopfsturm machen durch angebliche Apokalypsen. Je grösser das wirkliche Problem ist, desto schlechter ist die Angst

Die Welt ist zwar oft schlechter als gut, aber meistens besser als schlecht.

als Ratgeber. Ein klarer Kopf ist gefragt, nicht Katastrophenstimmung. Wer keine Angst hat, lässt sich weniger manipulieren.

Wo sind die Angstmacher? Sie sitzen zum Beispiel in der Politik. Politik ist die Champions League der Angstmacherei. Je dunkler die Welt dargestellt wird, desto heller strahlt das eigene Parteiprogramm zur Rettung des Klimas, der Ehe, der Gleichberechtigung, der Schweiz oder wovon auch immer.



„Erlebnishotel am Flughafen gut und schön, aber wir hätten nicht den Aufzug nehmen dürfen...“

Damit kein Missverständnis entsteht: Bedrohungen sind real, und Gefahren sind echt. Kein seriös agierender Weihnachtsengel würde das je in Frage stellen. Aber Angstmacherei ist etwas anderes als Problembewusstsein. Angstmacherei will das Problem, nicht die Lösung.

Darum keine Macht den Angstmachern! Wer nur schwarzsieht, schaut nicht genau hin. Die Welt ist zwar oft schlechter als gut, aber meistens besser als schlecht. Selten gibt es nur eine einzige richtige Lösung. Lasst euch nicht manipulieren, sagt der Engel, nicht von den Angstmachern.

Keine Angst vor den Meinungsmachern

Des Engels zweite Botschaft: Habt keine Angst vor den Meinungsmachern. Meinungsmacher sind die Moralapostel der Mediengesellschaft. Sie führen die Oberaufsicht darüber, was sich gehört und was nicht. Sie legen fest, was anständig ist und was nicht. Sie sprechen Urteil, wo immer es ihnen beliebt. Ihre Macht ist gross. Meinungsmacher haben ihre eigenen Pranger aufgestellt, dorthin schleifen sie ihre Opfer. Eine arme Seele am Pranger, das sehen alle gern. Echte Meinungsmacher wissen, dass ihre Macht davon abhängt, dass sie den Pranger nicht zu lange leer stehen lassen.

Vor ihnen habt keine Angst, sagt der Engel. Lasst euch nicht unfrei machen durch die Richtersprüche der Meinungsmacher. Niemand hat ein Monopol auf das Urteil über Gut und Böse. Die Meinung im Volk ist nicht unbedingt die Meinung im Fernsehen und in der Zeitung. Die öffentliche und die veröffentlichte Meinung sind zwei Paar Schuhe. Und eure eigene Meinung ist das dritte Paar, meistens nicht minder trittfest.

Wo sind die Meinungsmacher? Sie sitzen zum Beispiel in den Medienhäusern. Medienarbeit kommt nicht aus ohne Meinung. Es wäre ein Irrtum, zu meinen, Meinungen würden einzig in Kommentarspalten geäussert. Alles ist Meinung, alles ist Moral: die Schlagzeile jedes Artikels, die Bildwahl, der Zusammenschritt des Interviews, der Aufbau der Story. Immer spielt die eigene Überzeugung mit. Meinung ist sogar das, was weggelassen wird: die Nachrichten, die



Wer nur schwarzsieht, schaut nicht genau hin.

nicht ausgestrahlt werden, die News, die nicht gedruckt werden. Totschweigen ist die ultimative Macht des Meinungsmachers.

Damit kein Missverständnis entsteht: Meinung brauchen wir. Kein seriös agierender Weihnachtsengel würde das je in Frage stellen. Aber Meinungen zu machen, ist etwas anderes als Meinungsbildung zu unterstützen. Meinungsmacher kann man entlarven. Ihr Merkmal: Sie moralisieren. Sie wissen immer, was richtig ist und falsch. Sie transportieren Inquisition lieber als Information. Meinungsmacher überschätzen ihre eigene Urteilsfähigkeit und unterschätzen jene der anderen. Sie wollen ihr Publikum weniger ermächtigen als auf Kurs halten – auf ihrem Kurs.

Habt keine Angst vor den Meinungsmachern! Habt eine eigene Meinung. Habt Zivilcourage. Es braucht Mut, zu sagen, was man denkt, heute, da jeder digital geschriebene Satz sofort von der halben Welt gelesen und kommentiert wird. Wer eine eigene Meinung hat, muss aushalten können, wenn er «Daumen nach unten» kassiert. Das ist der Preis der eigenen Meinung. Wer widerspricht, darf keine Angst vor dem Pran-

ger haben. Alles andere wäre Kuschen vor den Meinungsmachern. Und vor denen habt keine Angst, sagt der Engel.

Zeichen gegen Angst

Zugegeben, das alles steht nicht ganz genau so in der Bibel. Einiges hat sich geändert seit damals, seit der Geschichte mit den Hirten auf dem Felde und dem Engel und der Krippe im Stall zu Bethlehem. Unsere Welt ist nicht jene, in die Jesus geboren wurde. Wenn das denn überhaupt so stimmt. Und wenn der Engel wirklich vom Himmel gekommen ist. Wenn es den Himmel wirklich gibt. Und den Engel. Ja, wenn ... Weihnachten kann man nicht beweisen. Aber warum sollte man auch? Weihnachten ist auf eine andere Art wahr.

Die Welt ändert sich zwar ständig, vieles im Leben aber nicht. Uns überfällt noch dieselbe alte Angst, die die Generationen vor uns auch schon überfallen hat. Angstmacher und Meinungsmacher arbeiten mit denselben Methoden, wie sie es immer schon taten, sogar schon in der Bibel. So gesehen, ist Weihnachten ein Zeichen gegen die Angst und die Weihnachtsgeschichte

eine Geschichte des Widerstands. In der Krippe zu Bethlehem liegt kein neuer Machthaber, sondern ein verletzlicher Mensch. Mit ihm beginnt eine Widerstandsbewegung gegen die Bewirtschaftung der Angst. Seither kommt Jahr für Jahr dieser geheimnisvolle Engel, von dem niemand weiss, ob es ihn gibt. Treu und verlässlich sagt er an Weihnachten seinen Spruch: «Fürchtet euch nicht.» Ihn und seine Engelskollegen könnte man problemlos als Fabelwesen entlarven, als psychologisches Konstrukt, als religionsgeschichtliches Phänomen längst vergangener Zeiten.

Aber warum sollten wir? Bisher ist es uns ja nicht gelungen, angstfrei zu leben. Auf die Bewirtschafteter der Angst fallen wir noch immer herein. Solange das so bleibt, müssen wir davon ausgehen, dass der Engel wiederkommt, pünktlich zu Weihnachten, Jahr für Jahr. Wer auf ihn hört, lebt freier.

Gottfried Locher war Präsident der Evangelisch-reformierten Kirche Schweiz, Präsident des Schweizerischen Rates der Religionen und Präsident der Gemeinschaft Evangelischer Kirchen in Europa.

Survival in der Zivilisation

Ein Monat in der Wüste scheint mir einfacher als ein Monat im Lockdown.



Bis die Flammen züngeln.

Limmer wieder schlittere ich in Lebensphasen, in denen mir das Gefühl für die Welt und für mich selbst entgleitet. Entfremdung ist wahrscheinlich nicht das richtige Wort. Lieber würde ich es als eine Art des Entlebens bezeichnen, als ein Gleiten in Sphären zunehmender Leblosigkeit. Stets reagiere ich auf dieselbe Weise, wenn mir die Welt und mein Ich davonsegeln, ohne dass ich an Bord bin; ich gehe spazieren auf unseren manierlichen Jura-Kieswegen, durchlaufe Wälder aufschmalen, von Wurzeln durchwachsenen Pfaden und träume von Wildnis.

Dort, in jenen Gegenden, die sich der Mensch noch nicht untertan gemacht hat und in denen ein Ursprung der Schöpfung erhalten geblieben ist, denke ich, dass ich ohne all den Bling-Bling des Scheins zum lebendigen Sein finden könnte. Fernab, wie man so sagt, der Zivilisation, jenseits eines wattierten Lebens mit Dreifach-WC-Papier, um es ganz einfach auszudrücken, losgelöst von dessen Bildern, die, auch wenn sie real sind, immer mehr als virtuell scheinen. Jenseits auch all der künstlichen Paradiese, mit denen ich mich umgebe und in die ich eintauche in der Hoffnung auf Betäubung, um dieser gefühlten, auch emotionalen Sinnentleertheit der Wirklichkeit zu entkommen, diesem amorph gewordenen Alltag, diesem Schattenleben.

Wenn ich zurückkomme von den Spaziergängen und der eingebildeten Wildnis, spüre ich eine Zeitlang noch den pochenden Puls des

Lebens, aber ich spüre auch, wie er sich schon wieder verlangsamt und ein dumpfes Gefühl zurücklässt, das sich nach Fliehenwollen anfühlt. Dann ist es an der Zeit, im «Survival-Handbuch» von Rüdiger Nehberg, den alle einen Abenteurer nannten, der im Grunde aber, wie alle Abenteurer, ein Sinnsucher war, zu blättern, in dem man lernt, wie man sich erfolgreich an eine Hirschkuh anschleicht und ihr fachgerecht mit einem Messer das Leben nimmt, wie man Wasser in der Wüste gewinnt, wie ein Kaninchen ausnimmt, welche Käfer angenehm schmecken und welche nicht, wie man ein Floss baut, einen Unterschlupf und wie man die eigenen Ängste überlebt und nicht an sich selbst scheitert oder erst sehr, sehr spät.

Ein paar Mal zog ich los, ein Möchtegern-Abenteurer mit teurer Ausrüstung, ging in die Wälder Sibiriens, nach Kanada, in den Dschungel Sumatras, in die Wüste, immer mit einem Führer, ging in den Schwarzwald, allein, diesen Abenteuerspielplatz für unmutige Zivilisationsgeschädigte, wo man überall noch Handy-Empfang hatte und nie weiter als ein dreistündiger Fussmarsch eine Hütte war, in der man ein Bier bestellen konnte und ein Stück Fleisch mit Pommes frites. Und auch wenn diese Trips unter den wirklichen Abenteurern den Stellenwert von All-inclusive-Unternehmungen haben und ich mir das Erlebte in meiner Fantasie viel grösser zurechtlegte, als es in Wirklichkeit war, kam ich doch zurück

als einer, durch den wieder das Leben pulsierte und nicht nur tröpfelte, als einer, der alles nicht so schlimm fand. Als einer auch, der Bekanntschaft gemachte hatte mit seiner Feigheit, seiner Bequemlichkeit, seiner Unzulänglichkeit und seinen alles in allem schwachen Stärken.

In der Zwischenzeit kann ich das ein wenig, überleben da draussen in einer Wildnis. Viel besser, als mir dies in einer Wohlstandsgesellschaft gelingt. Manchmal habe ich mehr Angst vor einer Nacht im eigenen Bett als vor einer im Urwald. Ein Monat in der Wüste scheint mir einfacher als ein Monat im Lockdown. Beides kann einen umbringen, der Unterschied ist nur, dass die Wüste einen schneller tötet, während ein Lockdown ist, wie lebendig begraben zu sein unter Sand, und nur noch der Kopf schaut heraus.

Ich wünschte, es gäbe ein Survival-Handbuch für all die Wüsten und Dschungel und abgelegenen Tundren und Steppen und Wälder der Zivilisation, eine Gebrauchsanleitung für das Überleben in Zeiten gesellschaftlicher Krisen, irgendetwas, das man lernen kann wie Feuermachen ohne Feuerzeug oder Streichhölzer, nur umgekehrt, wie man ein Feuer oder auch nur eine Glut am Leben erhält, jeden Tag und jede Nacht, so sehr, dass man immer wieder nur ein paar kleine Stückchen vom Holz des Lebens darauflegen muss, dann ein wenig pusten, bis die Flammen züngeln und eine Welle der Wärme entweicht und einen einhüllt.

Silber – das Edelmetall der Zukunft

Die Weisen aus dem Morgenland haben Jesus unter anderem Gold zur Geburt geschenkt. Dies sicherte seinen Lebensunterhalt. Noch besser als mit Gold lässt sich derzeit allerdings mit Silber für Krisen vorsorgen – sagt Werner J. Ullmann, CEO von BB Wertmetall AG. Je rascher Anlegerinnen und Anleger einsteigen, desto länger können sie profitieren.

Von Stephan Lehmann-Maldonado



Das S-Deposito schützt vor Inflation und erschliesst schöne Chancen auf Kursgewinne.

Herr Ullmann, die Inflation ist vielerorts so hoch wie seit Jahrzehnten nicht mehr. Macht Ihnen das Sorgen?

Auf jeden Fall. Die USA sind die Konjunkturlokomotive der Welt. Und dort ist die Inflation im November auf 6,8 Prozent gestiegen. Die jüngere Generation hat eine solche Geldentwertung noch nie erlebt. Dabei stehen wir erst am Anfang dieser Entwick-

«Edelmetalle sind derzeit günstig zu haben.»

lung. Einerseits brachen die Lieferketten im Zug der Covid-Massnahmen zusammen, was das Güterangebot verknappte. Andererseits warfen die Zentralbanken so viel Geld auf den Markt wie nie zuvor. Das ist ein unverantwortliches realpolitisches Experiment. Unsere Nationalbank befindet sich im Schlepptau der US-Notenbank und der Europäischen Zentralbank. Sie sitzt auf einem Pulverfass. Ihre immensen Euro- und US-Dollar-Reserven könnten wertlos verfallen. Fakt ist nun einmal: Langfristig ist noch jede Papierwährung gescheitert.

Malen Sie nicht schwarz? Die Börsen verzeichnen doch Höchststände!

Wir befinden uns in einer Zombie-Wirtschaft, die nur aufgrund der Geldspritzen der Notenbanken und der enormen Staatsverschuldung noch nicht zusammengebrochen ist. Doch es zeichnen sich in der Realwirtschaft beunruhigende Phänomene ab. Allein in den USA fehlen beispielsweise 30'000 Lastwagen-Chauffeure, weil sie sich dem Impfdruck nicht beugen wollen. In mehreren Regionen Chinas ist es zu Stromausfällen gekommen. Auch hierzulande bereiten uns Energiekonzerne auf Stromengpässe vor. Deshalb halte ich Aktien für surreal hoch – Edelmetalle jedoch für vergleichsweise tief bewertet.

Was empfehlen Sie der Anlegerschaft?

Silber und Gold haben ihre Kaufkraft seit Jahrtausenden behalten. Sie dürften auch weitere Krisen überstehen. Silber ist jedoch günstiger im Ankauf. Die Gold-Silber-Ratio zeigt, wie sich die Edelmetalle im Vergleich zueinander entwickeln. Silber ist derzeit etwa 80-mal billiger als Gold. Das historische Verhältnis liegt etwa bei 15, was dem Vorkommen in der Erdkruste entspricht.

Sie raten, jetzt Silber zu kaufen?

Ja. Silber stellt das natürliche Geld dar. Der «kleine Bruder des Goldes» ist in der Industrie heiss begehrt. Boombranchen wie die Elektromobilität, die Photovoltaik und die Medizinaltechnik lechzen nach Silber.

Können auch Kleinsparer und KMU in Silber investieren?

Sicher. Wir haben eine Lösung für verschiedene Zielgruppen entwickelt. Unser S-Deposito vereint die Vorteile einer Silberanlage mit jenen eines Kontos. Anleger investieren dabei in reines Silbergranulat. Dieses lagern wir vollumfänglich versichert in einem Schweizer Zollfreilager. Dabei eröffnet jedes S-Deposito den Zugang zu einer Win-win-Tauschwirtschaft. Denn damit kann man bei Partnern allerlei Produkte erwerben, unabhängig vom Bankensystem. Zusätzlich empfehle ich unsere Silbermedaillen namens Haggai. Sie könnten sich in Krisenzeiten für tägliche Einkäufe bewähren.

Das S-Deposito basiert auf Silbergranulat, nicht auf Barren. Wieso?

Silbergranulat ist der Grundrohstoff für sämtliche Silberprodukte und industriellen Anwendungen. Wir können Silbergranulat darum jederzeit an die Hersteller zurückgeben – was es höchst liquide macht.



Engagement für bleibende Werte

Die BB Wertmetall aus Lenzburg entwickelt Lösungen, um mit Edelmetallen systematisch Wohlstand aufzubauen und zu erhalten. CEO ist der Rohstoffexperte Werner J. Ullmann, der zuvor börsenkotierte Goldexplorationsgesellschaften gegründet und geleitet hat.

bb-wertmetall.ch
Telefon +41 62 892 48 48
E-Mail service@bb-wertmetall.ch

 *St. Moritz*
TOP OF THE WORLD

graubünden



CURRENTLY VALID
COVID-19 RULES
AVAILABLE
ON WEBSITE

SNOWPOLO-STMORITZ.COM

FREE ENTRY!

VIP TICKETS & CHUKKER CLUB
GRANDSTAND **BUY HERE**

snowpolo-stmoritz.com
+41(0)79 953 51 31
info@snowpolo-stmoritz.com



SNOWPOLO
WORLD CUP

St. Moritz

28-29-30 JANUARY 2022

on the frozen lake of St. Moritz



CLINIQUE
LA PRAIRIE
SWITZERLAND



#snowpolo

 snowpolo-stmoritz.com

 [snowpolostmoritz](https://www.facebook.com/snowpolostmoritz)

PERSONENKONTROLLE

Umbricht Pieren, Gutjahr, Hegnauer, Zuberbühler, Amherd, Stoltenberg, Erdogan



Babyboom: Nadja Umbricht Pieren.

Nadja Umbricht Pieren, Mami in spe, vervollständigt den Mini-Babyboom in der SVP-Bundeshausfraktion: Die Nationalrätin erwartet im Sommer ein Kind. Die 41-jährige Bernerin, die in Kaltacker im Emmental wohnt, freut sich riesig auf ihren ersten Nachwuchs. «Für meinen Mann und mich geht ein wunderbarer Wunsch in Erfüllung.» Die Kleinkinderzieherin und Unternehmerin, die drei Kitas gegründet hat, wird nun schon bald ihren eigenen Wonnepoppen betreuen können. «Das ist jetzt ein Vorteil», sagt sie lachend. Einen kleinen Schritt voraus ist ihr ihre Parteikollegin **Diana Gutjahr**. Die Thurgauerin erschien bereits in der Wintersession hochschwanger im Bundeshaus. Für die Volkspartei ist der Trend auf jeden Fall positiv. Für künftige Anhänger sorgt die Gruppierung jetzt gleich selber. (*odm*)

Annelies Hegnauer, Solidarische, verteilt fremdes Geld. Die Präsidentin der Stadtzürcher Reformierten will den «Ärmsten» und Sans-Papiers ein Weihnachtsgeld von 100 000 Franken auszahlen. Dabei hat der Bezirksrat dem rot-grünen Stadtrat genau eine solche Zahlung verboten. «Solidarität» ist für die religiös-soziale Kirchenpolitikerin Hegnauer ein wunderbares Wort: Es ist ja nicht das eigene Geld, das sie hier ausgibt. Und niemand unter den kirchlichen Funktionären – die Kirchengemeindepräsidentin inbegriffen – verliert auch nur einen einzigen Franken der eigenen fürstlichen Entlohnung. Das nennt man kostenlos inszenierte Nächstenliebe mit imageförderndem Nebeneffekt. (*mö*)

David Zuberbühler, Schutzpatron, siegte im Parlament beim Gefecht um den Sold von Armeeingehörigen. Der SVP-National-



Geldsegen: Annelies Hegnauer.

rat aus Appenzell Ausserrhoden hatte in einer Motion die Anpassung dieser bisher mehr symbolischen Abgeltung des Diensts am Vaterland verlangt. Seit 1987 war der Sold nicht mehr angehoben worden, obwohl das Leben seither alles andere als günstiger geworden ist. Das wird sich dank Zuberbühler jetzt ändern – trotz grossem Widerstand von Verteidigungsministerin **Viola Amherd** (Mitte-Partei) wegen der damit verbundenen Ausgaben. Was die Mehrausgaben anbelangt, hat der SVP-Politiker kein Verständnis für die Argumentation der Verteidigungsministerin. Gegenüber der Zeitung *Die Ostschweiz* erklärte er, die Anpassung des Solds koste vermutlich nicht mehr als ein Rad des neuen Kampffjets. Ja, so kann man es auch sehen. Die Soldaten werden es ihm auf jeden Fall danken und ihn künftig bestimmt in ihre Sonntagsgebete einschliessen. (*hmo*)

Jens Stoltenberg, Multitalent, sucht einen neuen Job. Der Nato-Generalsekretär, dessen Mandat nächstes Jahr endet, hat sich als Chef der Nationalbank seiner norwegischen Heimat beworben. Obwohl er mit 62 Jahren dem Rentenalter schon ziemlich nahe ist, zeigte sich der Ex-Premier und Ex-Minister «sehr motiviert» und zuversichtlich. Seine Wahl gilt nämlich als sicher: Einer seiner 22 Mitbewerber ist Bäcker. (*ky*)

Recep Tayyip Erdogan, Finanzjongleur, hat sich Verstärkung im Kampf gegen den Verfall der türkischen Lira geholt. «Früher oder später» werde die Inflation reduziert, prophezeite der türkische Staatschef. «So schnell wie möglich – inschallah» – so Gott will. Die Märkte zeigten sich unbeeindruckt vom göttlichen Beistand. Die Lira fiel weiter. (*ky*)

Weihnachtsgrüsse von Alain Berset

Wenn die verwirrlische Corona-Politik von Alain Berset einen würdigen Schlusspunkt unter das ausgehende Jahr benötigte, dann gelang ihm das mit seiner jüngst versandten Weihnachtskarte.

Wer das Sujet nämlich betrachtet, fühlt sich unweigerlich an das Virus erinnert. Dazu setzte der SP-Gesundheitsminister den Spruch des französischen Malers Henri Matisse: «Es gibt überall Blumen für den, der sie sehen will.»

Wer sich noch die Mühe macht und den QR-Code einscannt, wird minutenlang von Meditationsmusik und Blumenbildern eingelullt.

Was will uns der mächtigste Politiker des Landes sagen?

Dass seine Pandemie-Strategie gar nicht das ist, was sie zu sein vorgibt?

Dass wir uns einfach etwas Besseres vorstellen sollen?

Oder dass wir die Massnahmen nur noch ertragen, wenn wir uns in eine Yo-



Meditieren mit Berset.

ga-Stellung begeben und versuchen, die Nerven zu beruhigen?

Wie auch immer: Machtmensch Berset ist ein Mann, der schon immer glaubte, über den Dingen zu stehen und sich alles leisten zu können.

Insofern weiss er, dass auch dieser schräge Jahresendgruss an ihm abprallen wird. Wie schon so vieles in diesem Jahr.

Marcel Odermatt

MÖRGELI

Rentnerleben im Vorruhestand

Sie sind entspannt, ausgeschlafen, gutgelaunt. Und immer schön gebräunt. Ihr grösstes Problem ist die Bewältigung der Freizeit. Gemeint sind die Journalisten des Online-Magazins *Republik*. Die meisten andern Medienmacher ächzen unter dem Druck ihrer fordernden, ewig unzufriedenen Vorgesetzten, die sie antreiben, mehr, Besseres und schneller zu liefern. Bei der *Republik* haben fünfzig gutbezahlte Journalisten eine Tagesleistung von einem bis drei Artikeln.

Solch paradiesische Bedingungen scheinen wie aus der Zeit gefallen. Weil bei der *Republik* auch die Chefs gerne ein lockeres Leben führen, drangsalieren sie ihre Mitarbeiter nicht. Wer gerne dem Nichtstun frönt und links tickt – eine durchaus nicht seltene Kombination –, ist bei der *Republik* bestens aufgehoben. Laut Eigenwerbung besteht die Crew aus kompetenten Journalisten, «den besten, die wir finden konnten». Wen hat man finden können? Es sind Schreiber, denen der bisherige Job zu anstrengend war. Oder die gar nie die Chance auf einen anstrengenden Job bekamen.

Die *Republik*-Journalisten führen ein Rentnerleben im Vorruhestand. Es handelt sich um eine Art frühreifer Greise, die ihre Pension in Lohnform beziehen. Das Einzige, was sie allenfalls beunruhigt, ist die Zukunft. Ende 2019 stand die *Republik* beinahe vor dem Aus. Es fehlte an Abonnenten, und die mitfinanzierenden Millionenerben wollten ihre Beiträge nicht beliebig erhöhen. Doch jetzt naht Hilfe: Mit einem Subventionengesetz, über das wir am 13. Februar abstimmen, soll der Staat künftig jährlich 150 Millionen Franken Steuergeld an die Schweizer Medien ausschütten.

Zu den Gewinnern des «Medienförderungsgesetzes» gehört auch die Online-Zeitung *Republik*. Das zuverlässig sozialdemokratische Magazin hat in Bundesrätin Simonetta Sommaruga eine verlässliche Förderin. Künftig soll der Staat die defizitären Online-Redaktionen bezahlen. Aus Privatrentnern wurden Staatsrentner. Denn die *Republik* kann mit sehr viel Steuergeld rechnen. Dann gilt für das Magazin endgültig: Müssiggang ist aller Zaster Anfang.

Christoph Mörgeli

Kosten der Hysterie

St. Galler Infektiologe Pietro Vernazza warnt:
Omikron ist für Wirtschaft bedrohlicher als für Gesundheit.

Alex Baur

Die Erfahrungen aus aller Welt bestätigen es zusehends: Omikron, die neue Variante von Sars-CoV-2, dürfte zwar viel ansteckender sein als ihre Vorgängerinnen, allerdings weniger gefährlich. Davon geht auch der renommierte St. Galler Infektiologe Pietro Vernazza in einem auf der Plattform *Infekt.ch* veröffentlichten Beitrag aus («Legen wir oder Omikron die Wirtschaft lahm?»).

Diese Entwicklung deckt sich gemäss Vernazza mit den Erfahrungen bei vergleichbaren Erkältungsviren. Es liegt an der natürlichen Selektion: Leichter übertragbare Mutanten, die nur geringe Symptome verursachen und damit länger im Körper bleiben, haben einen Wettbewerbsvorteil. Zudem häufen sich die Hinweise darauf, dass die Impfung zwar gut vor schweren Verläufen schützt, die Verbreitung von Omikron aber kaum behindert. Vernazza schliesst daraus: «In den nächsten vier Wochen werden wir überflutet mit Infektionen durch Omikron.» Es sei damit zu rechnen, dass ein Drittel der Bevölkerung angesteckt werde. Trotzdem: «Kein Grund zur Panik.»

Insbesondere jene, die die Infektion mit dem Coronavirus bereits hinter sich haben oder geimpft sind, müssen sich bei der Omikron-Variante kaum vor einem schweren Verlauf fürchten. Das dürfte rund vier Fünftel der Bevölkerung betreffen. Die Risikogruppen sind zudem zu über 90 Prozent geimpft oder genesen.

«Unsere Wirtschaft könnte mehr unter der Omikron-Welle leiden als unsere Spitäler», schwant es Vernazza. Der Hauptgrund liegt in der zehntägigen Quarantäne, die bei einem Positivtest auf das Virus automatisch verhängt wird. Falls es zur Masseninfektion kommt, könnten damit ganze Wirtschaftszweige lahmgelegt werden. Und das ohne Not.

Bereits in einer früheren Eingabe an das Bundesamt für Gesundheit (BAG) hatte Pietro Vernazza darauf hingewiesen, dass bei Coronaviren die Ansteckungsgefahr am höchsten ist, bevor sich Symptome bemerkbar machen. Deshalb kann man Ansteckungen nie ganz vermeiden. Da diese Symptome nicht direkt dem Virus, sondern der Abwehrreaktion des Körpers

geschuldet sind, sinkt die Virenlast mit deren Auftreten auf ein minimales Restrisiko.

Das BAG bestätigte diese auf wissenschaftliche Studien gestützten Ausführungen. Aus Rücksicht auf die Regeln im angrenzenden Ausland hielt der Bund trotzdem an einer zehntägigen Isolation fest, obwohl diese aus epidemiologischer Sicht unverhältnismässig erscheint und damit medizinisch nicht zu rechtfertigen ist. Drei Tage Isolation nach Abklingen der Symptome würden vollauf genügen, um eine Ansteckungsgefahr praktisch auszuschliessen.

Nach dem Scheitern der Eindämmungsstrategie und in Anbetracht der stark reduzierten Gefahr wäre es an der Zeit, die unsinnigen Quarantäneregeln der wissenschaftlichen Evidenz anzupassen. Massnahmen von nebulösem Nutzen haben die Wirtschaft bereits Milliardenbeträge gekostet. Wir sollten uns daran gewöhnen, mit dem Virus zu leben, das mit jeder Ansteckung an Gefährlichkeit einbüsst.



Werden Schweizer Bauern Gurkensalätler?

Migros setzt auf israelisches Laborfleisch. Bald umweltfreundlichste Steaks zu deutschen Preisen?



Ein feines T-Bone-Steak kostet bei Rewe im nahen Deutschland pro hundert Gramm nur mehr Fr. 2.10. In der Schweiz hingegen fünf Franken und mehr. Sobald die Covid-Seuche weitgehend überwunden ist, wird der Einkaufstourismus wieder volle Fahrt aufnehmen. Trotz zusätzlicher Polit-Schikanen, die eigentlich unser Preisüberwacher hätte aktiv bekämpfen müssen. Zwischenfrage: In welchem Schlafwagen ruht er sich zurzeit aus?

Die Preisdifferenzen werden nicht kleiner, sondern grösser. Nicht zuletzt, weil die Schweizer Nationalbank alle Währungsspekulanten dieser Welt ermuntert, möglichst viele Schweizer Franken zu kaufen. Das Wort Mindestkurs können unsere Herzkranken inzwischen nicht einmal mehr buchstabieren.

Immerhin fordern jetzt drei Professoren die Schaffung eines Staatsfonds. Damit sich unsere personell krass unterdotierte Nationalbank vermehrt auf die Währungspolitik konzentrieren kann und weniger überlegen muss, wie sie eine Billion Volksvermögen anlegt. Die Gewerkschaften beginnen – wenn auch noch zögerlich – mit dem Anmelken der heiligen Kuh. Pierre-Yves Maillard sei Dank.

Der technische Fortschritt wird auch in Sachen Einkaufstourismus vieles lösen. Stichwort: Ab 2027 gibt es Laborsteaks zu europäischen Marktpreisen. Ein Kilo Bio-Rindfleisch hinterlässt einen ökologischen Fussabdruck von 21 Kilo CO₂. Ein Kilo Schweinefleisch einen von weniger als vier Kilo. Und die Hühner machen es für noch etwas weniger.

Das israelische Unternehmen Aleph Farms arbeitet neu mit der deutschen Wacker Che-

mie zusammen – immerhin ein Konzern mit 15 000 Mitarbeitenden. Gemeinsam wollen sie im nächsten Jahr ein feines Laborsteak zum Premium-Preis auf den Markt bringen. Und 2027 soll ein Wacker-Laborsteak nicht teurer sein als heute ein Rindssteak bei Lidl oder Aldi in Deutschland.

Didier Touba, der CEO von Aleph Farms, bringt die Vorteile seines Produktes auf den Punkt: «Wir ändern lediglich den Prozess, wie Fleisch produziert wird, mit einem Bruchteil der Ressourcen, ohne Kohlenstoff- oder Methan-Emissionen, auch ohne Antibiotika.»

Was viele nicht wissen: Ausgerechnet unsere Migros hat zusammen mit fünf anderen Investoren viel Geld in dieses israelische Start-up

Der technische Fortschritt wird auch in Sachen Einkaufstourismus vieles lösen.

investiert. Es scheint, dass die Migros aus den Fehlern der Vergangenheit gelernt hat. Und nicht wieder viel Kohle in den Sand gesetzt hat.

Die Schweiz kann sich heute, wenn wir praktisch kein Fleisch mehr essen und vermehrt Gemüse verschlingen, selbst versorgen. Das wäre auch gesund. Aber die grosse Mehrheit der Schweizerinnen und Schweizer steht nicht auf vegan. Die gute Nachricht: Wenn die Migros auf die richtigen Petrischalen gesetzt hat, müssen wir das auch nicht.

Unter Druck gerät in diesem Szenario unsere Altbundesrätin Doris Leuthard, die als Ver-

waltungsrätin der Bell AG für jene Steaks mitverantwortlich ist, die unsere Umwelt pro Kilo mit 20 Kilogramm CO₂ belasten. Wann stellt der erste Journalist, wann stellt die erste Journalistin ihr kritische Fragen zum sensationellen Laborfleisch der Migros? Und damit zum Klimaschutz, den Leuthard einst hätte voranbringen müssen? Vielleicht eine reizvolle Aufgabe für den «Club», die «Arena» oder den «Eco Talk», denn irgendwann haben wir die Nase gestrichen voll von immer neuen Covid-Sendungen.

Total happy müsste eigentlich unsere Bundesrätin Simonetta Sommaruga sein. Ihr neues CO₂-Gesetz bringt auf dem Weg zur Klimaneutralität lächerlich wenig. Sie müsste dieses unter anderem mit dem gezielten Boostern des Laborfleischs der Migros etwas aufpeppen.

Wird nicht gehen, weil alle Angst vor den Bauernbürokraten haben. Man müsste deren Agrargenossenschaft Fenaco schon ein faktisches Monopol auf Laborfleisch einräumen, damit auch sie mitmachen bei diesem Baustein für den ökologischen Umbau der Schweiz.

Die Migros ist eine Genossenschaft. Die Coop ist eine Genossenschaft. Die Fenaco ist eine Genossenschaft. Ebenen die Genossenschaften den Weg für eine rosa Zukunft mit vor Kunstblut triefenden Steaks? Nur unter dem Druck der Einkaufstouristen, die Reiner Eichenberger jüngst hochleben liess.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz

«Ich habe erkannt, dass fast nichts, was ich tue, etwas bewegt»

Ein Gespräch mit Jonathan Franzen, einem der bedeutendsten amerikanischen Schriftsteller, über Amerika, Europa, das Klima, die Pandemie und den Roman.

Mark van Huissing

Er sitzt in seinem Behelfsbüro bei sich zu Hause am Rand der Kleinstadt Santa Cruz in Nordkalifornien, zwischen dem Highway 1 und dem Pazifik. Der 62-Jährige hat vor kurzem «Crossroads», seinen sechsten Roman, veröffentlicht. Es handelt sich dabei um eine Familiengeschichte, wieder – mit «Die Korrekturen» veröffentlichte er vor zwanzig Jahren wohl den ersten grossen amerikanischen Roman des 21. Jahrhunderts und schrieb sich damit als einen der wichtigen Autoren auf die Literatur-Landkarte. Franzen, der kinderlos mit seiner Partnerin zusammenlebt, hat als junger Mann eine Zeitlang in Deutschland gewohnt, seither spricht er deutsch und liest deutsche Literatur im Original. Er interessiert sich ausserdem für die Geschehnisse im ehemaligen Gastland und in Europa.

Weltwoche: Sie wollten dieses Gespräch frühestens ab 11.30 Uhr führen – gehen Sie morgens Wellen reiten oder Vögel beobachten, oder sind Sie Langschläfer?

Franzen: Ich bin Frühaufsteher. Heute kam dazu, dass ich mit meinem Büro umziehen musste, deshalb habe ich keine gute Umgebung für unseren Skype-Call.

Weltwoche: Skype ist ziemlich nuller Jahre, aber Sie urteilen ja streng über Technologie beziehungsweise die Unternehmen dahinter.

Franzen: Ich vermeide es, neue Apps auf meinen Geräten zu installieren. «Zoom» habe ich allerdings auch, ich habe die meisten Interviews für mein neustes Buch fernmündlich gegeben, da mir aus pandemischen Gründen vom Reisen abgeraten wurde. Was mich nicht gestört hat, nebenbei erwähnt.

Weltwoche: Vor vier Jahren, als ich Sie befragte, sass ein neuer, umstrittener Präsident im Weissen Haus. Nun gibt es dort einen anderen neuen Präsidenten, der Ihren Vorstellungen eher entspricht. Amerika und die Welt scheinen aber keine besseren Orte geworden zu sein.

Franzen: Ja, einverstanden. Dennoch ist es eine Erlösung, nicht länger einen Clown an der Spitze zu haben und seinen Launen ausgesetzt zu sein. Ich denke, mit seinem Narziss-



«Es reizt mich, Stoffe anzupacken, die viele Leute verärgern»: Autor Franzen.

mus, seinen Tweets und Provokationen hat er die meisten Menschen ermüdet. Es ist erfrischend, einen langweiligen Präsidenten zu haben. Möglicherweise ist es nicht gut für die Demokratische Partei, doch für die Allgemeinheit ist es eine Erleichterung.

Weltwoche: Doch abgesehen vom Ton, der freundlicher ist, hat sich wohl noch nicht viel geändert, beispielsweise in der Aussenpolitik oder was die Einwanderung betrifft. In der Wirtschaftspolitik wird wenigstens von höheren Steuern für Superreiche gesprochen, was den harten Linken gefällt, und es wurden Ausgabenprogramme beschlossen.

Franzen: Ja, mag sein. Aber Amerika ist nicht Dänemark oder Schweden. Amerika ist ein grundsätzlich konservatives Land. Es gab Augenblicke in der Geschichte – nach der Grossen Depression oder in der Zeit der Bürgerrechtsbewegung –, als es so aussah, als würde Amerika ein wenig sozialdemokratisch. Doch das waren Ausreisser. Die Menschen in Amerika und besonders die, die einwandern, sind mehrheitlich keine Teamplayer. Amerika zieht Leute an, die bei sich zu Hause anecken. Lange Zeit meinten die Parteioberen der Demokraten, die meisten Latinos oder Asiaten seien ihre Wähler. Weil es sich dabei um Nichtweisse handelte, die sich bei den Republikanern nicht willkommen fühlten. Doch das war ein Fehlschluss. Einwanderer kommen nach Amerika wegen des Kapitalismus, sie wollen reich werden. Deshalb ist Sozialismus in Amerika schwer verkäuflich.

Weltwoche: Sie haben gesagt: «Ich bin enttäuscht von linken Parteien und Politikern. Die Linke ist verloren. Unter anderem darum, weil sie keine Antwort darauf hat, wie Regierungen mit Amazon, Facebook, Alphabet, Google und Microsoft umgehen sollen.» Die Regierung unter Präsident Trump hat es immerhin versucht.

Franzen: Das Narrativ hat sich verändert. Technologieunternehmen hatten zehn Jahre lang freie Hand, viele Menschen glaubten ihnen, dass sie die Welt verbessern wollten. Das ist anders seit fünf Jahren. Die Linken haben erkannt, wie mächtig soziale Netzwerke geworden sind, dass sie erst die Wahl von Trump zum Präsidenten mit ermöglicht haben. Seither wird Facebook oder Twitter anders wahrgenommen – die meisten Menschen erkennen, dass Technologiefirmen auch nur grosse Unternehmen sind, die möglichst viel Geld verdienen wollen und denen man nicht trauen kann. Soziale Medien wirken spaltend, sind ausbeuterisch, können töten – im besten Fall machen sie einen bloss abhängig.

Weltwoche: Das erzählen Sie seit fünfzehn Jahren – bekommen Sie jüngst eigentlich Beifall dafür?

Franzen: Mir ist nicht ganz klar, woher dieser Beifall kommen sollte. Unternehmenschefs mögen Kritiker wie mich nicht. Und dass Trol-

le, die mich angegriffen haben, sich plötzlich einsichtig zeigen und sagen: «Hey, Jon, entschuldige, dass wir dich fertigmachen wollten», ist unwahrscheinlich, es entspricht nicht der Natur des Menschen.

Weltwoche: Ein anderes Feld, auf dem Sie seit noch längerer Zeit unterwegs sind als Warner, ist der Umweltschutz respektive sind die Folgen des menschengemachten Klimawandels.

Franzen: Ja, richtig. Und die Folgen davon sind wahrscheinlich noch bedrohlicher. Wir müssen anerkennen, dass die Schäden des

«Einwanderer kommen nach Amerika wegen des Kapitalismus, sie wollen reich werden.»

Klimawandels nicht mehr aufzuhalten sind und schon gar nicht rückgängig gemacht werden können. Im besten Fall sind wir in der Lage, die Katastrophe zu verzögern.

Weltwoche: Kann es sein, dass Sie dramatisieren?

Franzen: Nein, das denke ich nicht. Aber diese Verteidigungslinie hat Tradition. Den Satz: «Das ist das Jahrzehnt, in dem wir den Verlauf umdrehen müssen», habe ich vor 25 Jahren zum ersten Mal gehört. Dann war die Deadline plötzlich 2010, dann 2020, jetzt sei sie 2030 ... Im Sport nennt man das «die Torpfosten während des Spiels verschieben». Und das Aussergewöhnliche daran: Sogar Leute, die sich als Klimaaktivisten beschreiben, fallen darauf herein. Gestern haben sie in der *New York Times* einen Umweltschützer wiedergegeben, der es kritisierte, wenn Paare heute beschliessen, keine Kinder haben zu wollen wegen der Folgen des Klimawandels. Er sagte, das sei unlogisch, denn wir lebten im Jahrzehnt, in dem wir den Verlauf umdrehen müssten. Lächerlich.

Weltwoche: Andererseits war an der kürzlich durchgeführten Klimakonferenz in Glasgow zu sehen, dass sich China, Russland, Indien oder Brasilien nicht mal mehr Mühe geben, ihre Indifferenz gegenüber Klimaschutzmassnahmen zu verstecken.

Franzen: Wenn es nicht so traurig wäre, könnte man lachen. Tatsächlich amüsiert es mich seit langem, auf Zeitungstitelseiten Artikel über die aussichtslose Lage im Kampf gegen den Klimawandel oder die drängende Notwendigkeit der Verringerung des CO₂-Ausstosses zu lesen. Und im nächsten Zeitungsbund, in der *New York Times* ist das der Wirtschaftsteil, zu erfahren, dass Wachstum das Mass der Dinge sei. Wächst die Wirtschaft, wird gejubelt, sind die Zahlen stabil oder gehen sie sogar zurück, gibt das Grund zur Sorge, zu Verzweiflung gar. In Europa sieht man es gleich. Mit anderen Worten: Es muss was unternommen werden gegen diese unangenehme zukünftige Klimakatastrophe,

das ist klar, aber nicht auf Kosten des Wachstums. Doch das ist ein Widerspruch. Die berechtigte Frage wäre: Wann verabschieden wir uns von der Idee des immerwährenden Wirtschaftswachstums?

Weltwoche: Kennen Sie die Antwort?

Franzen: Nun, es wird uns aufgezwungen werden. Und unglücklicherweise mit unvorstellbarem menschlichem Leiden verbunden sein. Nehmen wir die Herstellung von Strom: Es ist uns gelungen, den Anteil des Angebots von erneuerbarer Energie zu steigern. Aber nicht in dem Umfang, in dem der Gesamtenergieverbrauch zugenommen hat. Das ist keine vielversprechende Ausgangslage.

Weltwoche: Auf die Frage, ob Sie Pessimist seien, haben Sie mal gesagt, Schriftsteller dünken einen zwar oft pessimistisch, doch sie bringen in ihren Texten eine grössere Hoffnung zum Ausdruck: Die Wahrheit wird nicht aussterben. Ihre Wahrheiten zurzeit sind recht unkomfortabel.

Franzen: Ja, leider. Und ich fürchte, ich habe mehr davon: Wir betreiben Raubbau an den Vorräten der Erde. Dieser Umstand im Zusammenhang mit dem Klimawandel, der weite Gegenden unbewohnbar machen wird, führt zum Grundgefühl bei vielen Menschen, dass die guten Zeiten demnächst vorbei sind. Und bald Massen von Einwanderern sich in ihrem Land niederlassen könnten. Worauf ein Verteilungskampf um natürliche Ressourcen ausbrechen wird. Und dieser dürfte mit einem Rückzug der Länder aus internationalen Organisationen und Staatenbünden einhergehen.

Weltwoche: Bis jetzt ist Migration aber mehrheitlich Flucht vor Kriegen oder Krisen, nicht Folge des Klimas. >>>



Franzen: Ja, bestimmt. Abgesehen von Einzelfällen – der Bürgerkrieg in Syrien etwa lässt sich wahrscheinlich auf die Folgen einer langen Trockenheit zurückführen, die hohe Arbeitslosigkeit und grosse Armut in Teilen des Landes auslöste. Was schliesslich junge Menschen ohne ökonomische Perspektive dazu brachte, gegen die Regierung zu rebellieren.

Weltwoche: Zur Pandemie: Zurzeit herrscht ein Clash zwischen Impfbefürwortern und -gegnern. Libertäre, Reaktionäre, ganz Linke, Anthroposophen sowie angeblich immer mehr sogenannte normale Leute demonstrieren gegen Zugangsbeschränkungen für Ungeimpfte. Haben Sie das kommen sehen?

Franzen: Nein, muss ich zugeben. Aber hat es mich überrascht? Nein. In Amerika gibt es eine starke staatskritische Strömung, Leute, die sich als *libertarians* bezeichnen. Sie mögen die Regierung nicht, egal, welcher Partei ein Politiker angehört, und sie misstrauen Experten. Dann gibt es noch die Trump-Anhänger, die immer genau das tun, was die Demokraten am meisten aufregt. Was mich dagegen verwunderte, am Anfang wenigstens, war die Ablehnung der Impfung bei den Minderheiten, den Hispanics und Afroamerikanern. Sie wählen im grossen Ganzen demokratisch. Bei den *blacks* hat es wohl damit zu tun, dass sie der Regierung nicht trauen – immerhin wurden sie 400 Jahre lang im Stich gelassen. Doch die Gründe der Mexikaner kenne ich nicht. Viele von ihnen sind *frontline workers* [Pflegerinnen und Pfleger etwa] und also gefährdet, dennoch lässt sich ein grosser Teil nicht impfen. Deshalb kam ich übrigens früh zu meiner Impfung: Ein Freund arbeitet für einen Berufsverband und wurde mit Impfstoff für gefährdete Mitglieder beliefert, doch diese fragten so wenig davon nach, dass er Freiwillige suchte, die sich das Vakzin vor dem Ende der Haltbarkeit spritzen liessen.

«Wir ertrinken in Kommentaren und Versuchen, die Welt zu erklären.»

Weltwoche: Sie haben gesagt, als Romancier interessieren Sie das Leben Ihrer Protagonisten mehr als grosse Gesellschaftstheorien ...

Franzen: Das ist so, das habe ich gesagt.

Weltwoche: ... und das erklärt, weshalb Ihr jüngstes Buch, «Crossroads», ist, wie es ist – man erfährt viel über die Befindlichkeit der handelnden Figuren und weniger über die soziale Realität Amerikas oder der Welt. Weshalb haben Sie sich dafür entschieden?

Franzen: Na ja, es ist kein neuer Entscheid. Klar, manche Schriftsteller mögen den Anspruch haben, etwas über die Gegenwart oder eine Zeit auszusagen, aber das ist Unsinn. Ich verstehe es



«Die Gegenwart ist so kompliziert»: Autor Franzen.

auch nicht als meinen Auftrag. TV-Serien können das besser. Zudem glaube ich nicht, dass es viele Leute gibt, die einen Roman lesen, um etwas über das Zeitgeschehen zu lernen.

Weltwoche: Sie sprechen der Literatur den Anspruch ab, etwas über das Zeitgeschehen auszusagen?

Franzen: Ich hatte diesen Ehrgeiz auch – in den frühen 1980er Jahren, als ich anfang, zu schreiben und darüber nachzudenken, ob ich Schriftsteller werden solle.

Weltwoche: Und?

Franzen: Es hat über zehn Jahre gedauert, bis ich herausfand: Es mag unser Ehrgeiz sein, die Realität abzubilden. Aber das interessiert keinen. Darum habe ich damals gesagt: Zur Hölle mit dem Sozialroman, ich mach' was anderes.

Weltwoche: Schwer zu glauben, wenn man Ihre Romane kennt, vor allem «Unschuld» und «Freiheit».

Franzen: Okay, ich muss zugeben, dass ich nicht ganz aufrichtig bin. Dass ich tatsächlich noch nie einen Roman geschrieben habe, ohne davor genau hingesehen zu haben, was gerade passiert in der Welt da draussen, worüber die Leute sprechen und sich ärgern. Es reizt mich, Stoffe anzupacken, die viele Leute verärgern. Und weil sich die Leute über Themen des Zeitgeschehens am meisten ärgern, ziehen mich diese Themen an. Andererseits kann ich nur zum Schluss kommen, wenn ich die moderne Realität ansehe, dass ich den richtigen Entscheid gefällt habe. Die Gegenwart ist so kompliziert – ich erkenne keinen gangbaren Weg, alles in eine Geschichte, eine Handlung

zu packen. Die beste Chance, meinem Anspruch gerecht zu werden, war, den Blick auf Individuen zu richten und sie umfassend wiederzugeben. Andererseits widerspiegeln ihre Gefühle und Handlungen die Zeit und Umwelt, in der sie leben. So führt die Wiedergabe des kleinen Bilds paradoxerweise zur scharfen Sicht auf das grosse Ganze. «Crossroads» ist mein erster Roman, der nicht in der Gegenwart spielt, sondern in den 1960er und 70er Jahren. Das hatte etwas Befreiendes: Ich musste keine politischen oder sozialen Geschehnisse von, sagen wir, 1971 erklären, sondern konnte mich auf das beschränken, was ich am besten kann.

Weltwoche: Nämlich?



«Müller macht schon wieder Überstunden...»

Franzen: Dreidimensionale Charaktere und komplizierte Psychologie beschreiben. Wir ertrinken in Kommentaren und Versuchen, die Welt zu erklären; Tausende von Leuten erzählen uns, was weshalb geschieht. Einige davon sind Schriftsteller, weil man das auch in Romanen ausdrücken kann. Allerdings nicht sehr effektiv, schon weil es so lange dauert, bis ein Buch geschrieben ist. Romane sind am besten geeignet, komplexe Innenleben wiederzugeben. Das ist meine Meinung, und darum gehe ich mit meiner Fiktion in diese Richtung.

Weltwoche: Falls Sie Ihre Ankündigung einhalten und die Protagonisten respektive deren Nachkommen begleiten, werden Sie sich im zweiten oder dritten Band mit Do-

«Auch wenn man nicht viel erreicht mit seinem Einsatz, ist es immer noch besser, als nichts zu tun.»

nald Trump beschäftigen müssen sowie mit der Cancel-Culture [Absage- und Löschkultur] oder der Wokeness [erhöhte Sensibilisierung für soziale Ungerechtigkeit].

Franzen: Was in der Fortsetzung von «Crossroads» geschehen wird, muss ich erst entscheiden. Ich bin gewillt dranzubleiben, aber es ist nicht einfach. Betreffend Trump halte ich mich, Stand heute, an Karl Kraus [österreichisch-ungarischer Schriftsteller, 1874–1936], sein erster Satz in «Die Dritte Walpurgisnacht» [Essay von 1933] war: «Mir fällt zu Hitler nichts ein.» Und danach rechnet er auf 300 Seiten mit den Nazis ab.

Weltwoche: Weshalb haben Sie bis jetzt nichts über Donald Trump geschrieben?

Franzen: Weil ich bis jetzt das Gefühl hatte, nichts über ihn schreiben zu können, was nicht bereits gesagt wurde. Über soziale Medien und ihre Auswirkungen habe ich schon geschrieben. Und in «Freiheit» [2010] ging es um die grosse kulturelle und politische Spaltung Amerikas. Der Romancier sollte nicht den Schlagzeilen hinterherhecheln, er soll sich das ansehen, worüber es keine Schlagzeilen gibt. Ich wollte beispielsweise nie ein Buch über die Anschläge vom 11. September 2001, diese nationale Tragödie, schreiben. Die Vorstellung, ich solle meine Vorstellungskraft nutzen und beschreiben, was von CNN nicht beschrieben werden konnte, ist das Gegenteil meines Verständnisses des Romans.

Weltwoche: Sie haben gesagt, nach einem Roman, an dem Sie jahrelang arbeiteten, müssen Sie was anderes tun, ein Sachbuch schreiben oder journalistische Texte. Doch «Crossroads» ist Teil eins einer Trilogie – Sie werden also die nächsten Jahre daran sitzen.

Franzen: Ich habe aber nicht gesagt, wann die nächsten Teile erscheinen werden. Journalistisch arbeiten konnte ich jüngst kaum,

weil man nur schwer reisen konnte, was für meine Artikel wichtig ist. Ich bin unter anderem an der Übersetzung von Thomas Brugsigs gutem und lustigem Buch «Am kürzeren Ende der Sonnenallee» ins Englische. Und ich arbeite immer wieder mal an Drehbüchern für TV-Filme oder -Serien, die auf meinen Büchern fussen.

Weltwoche: Was bisher aber selten zu einem Ergebnis führte, das ausgestrahlt wurde, und daher wohl keine so gute Erfahrung war.

Franzen: Doch, die Erfahrungen mit der «Unschuld»-Serie waren gut – super Regisseur, super Schauspieler [darunter Daniel Craig].

Weltwoche: Ja, aber keine TV-Show, die man zu sehen bekam [wegen Überschneidungen mit «James Bond»-Dreharbeiten wurde die geplante zwanzigteilige Serie nicht gedreht; bei der «Korrekturen»-Verfilmung gab es seinerzeit ebenfalls Probleme].

Franzen: Mag sein, aber das ist mir letztlich egal. Ich vertrete den Ansatz, «der Herstellungsprozess ist wichtiger als das fertige Produkt». Das ist eine 1970er-Jahre-Haltung, auf die man heute nicht mehr oft stösst, aber es ist meine. Und der Herstellungsprozess der Drehbücher war wirklich befriedigend.

Weltwoche: Interessante Aussage für einen Schriftsteller, dessen Ausstrahlung vom Produkt abhängt, nicht vom Prozess. Ein wenig eitel vielleicht?

Franzen: Offensichtlich wünsche ich mir, dass sich meine Bücher gut verkaufen, für mich und meine Verleger. Aber ich habe auch erkannt über die Jahre, dass fast nichts, was ich tue, etwas bewegt. In den vergangenen Monaten beispielsweise habe ich zahlreiche Interviews zu meinem neuen Roman gegeben. Ich finde es besser, involviert zu sein als untätig. Ich tue also, was ich kann. Doch vermutlich konnte ich die Wahrnehmung des Buchs beim Publikum nicht beeinflussen. Und das wiederum lässt sich auf, sagen wir, den Zustand des Weltklimas übertragen. Ich bin stark engagiert, sitze in Aufsichtsräten von Organisationen zum Schutz der Natur oder der amerikanischen Gesellschaft zum Vogelarten-Erhalt et cetera. Aber ich musste erkennen, dass meine Kollegen und ich bisher nicht viel erreichen konnten, was zu einer wirklichen Veränderung führte.

Weltwoche: Spricht da der Pessimist, der Sie nicht sein möchten?

Franzen: Nein, denn auch wenn man nicht viel erreicht mit seinem Einsatz, ist es immer noch besser, als nichts zu tun.

Jonathan Franzen: Crossroads.
Rowohlt. 832 S., Fr. 39.90

Pandemie-Panik nach Mass

Fraser Nelson, Herausgeber der britischen Zeitschrift *Spectator*, hat eine brisante Twitter-Kommunikation zwischen ihm und Professor Graham Medley, Chef Modellierung der britischen Scientific Advisory Group for Emergencies (Sage), publiziert. Sage ist quasi die wissenschaftliche Task-Force der Regierung.

Medleys Institut hat jüngst eine Studie zu Omikron publiziert, die auf pessimistische Szenarien zugunsten von Shutdown-Massnahmen hinauslief.

Dann machte J.P. Morgan einen Gegencheck mit dem Befund: Da steckt ja durchgehend die Annahme dahinter, dass Omikron gleich tödlich sei wie die Delta-Variante. Aber Daten aus Südafrika zeigten doch, dass Omikron milder sei.

Korrigiert um diese Milderung führe dies zur Prognose: Spitalauslastung bleibt weit unter dem Stand von 2021, Überlastung nicht in Sicht. Das spreche gegen den Lockdown-Alarmismus, der sich aus den offiziellen Berechnungen ohne «Tödlichkeits-Korrektur» ergebe.

Warum fehlte denn das Szenario «milderes Omikron» in den offiziellen Studien?

Die Antwort lief darauf hinaus, dass politische Entscheidungsträger etwas brauchten zum Entscheiden.

Wenn nichts passiere, müssten sie ja nicht entscheiden. Sind also Studien gefragt, die nach Aktionen rufen? Antwort: Man mache die Modelle so, wie sie gewünscht würden.

Man fühlt sich an die Schweiz erinnert. Der Berner Modellbauer und Epidemiologe Christian Althaus hielt im Februar 2020 ein Szenario mit 30 000 Corona-Toten für möglich. Sofortiger Aktionsbedarf!

Und vor etwa einem Jahr skizzierte der damalige Chef der Covid-Task-Force, Martin Ackermann, für die Delta-Variante eine in den Himmel weisende Kurve von Fallzahlen als Szenario, aber auch als Argument für aktionistische Politik.

Beat Gygi



BRODER

Wann kommt die erste «Frau General»?

Es steht ausser Frage, dass die Bewegung für die Gleichberechtigung der Frauen sehr erfolgreich gewesen ist. Nicht nur in der Politik, wo Angela Merkel sechzehn Jahre regiert und Kohls Rekord-Kanzlerzeit von 5870 Tagen nur ganz knapp verfehlt hat, auch an der Basis hat sich viel getan. Zum Beispiel im Fussball.

1955 verbot der Deutsche Fussballbund seinen Vereinen, «Damenfussball-Abteilungen zu gründen oder aufzunehmen», da «diese Kampfsportart der Natur des Weibes im Wesentlichen fremd ist». Körper und Seele würden «unweigerlich Schaden erleiden», die «Gebärfähigkeit» ebenso.

Inzwischen haben Frauen alle «männlichen» Sportarten geknackt – Fussball, Bobfahren, Gewichtheben, Boxen, Skispringen, Eishockey. Die letzte Bastion männlicher Dominanz ist die Formel 1.

Auch die Bundeswehr wird immer weiblicher. Bis Ende des letzten Jahrhunderts durften Frauen in der Armee dienen, allerdings nur im Sanitäts- und Militärmusikdienst. Erst ein Urteil des Europäischen Gerichtshofs ebnete ihnen den Weg in die Kampfeinheiten, im Heer, in der Luftwaffe und der Marine. Heute liegt der Anteil der Frauen im militärischen Bereich bei 13 Prozent.

Nun hat die Bundeswehr seit kurzem eine neue Spitze, Christine Lambrecht, im letzten Merkel-Kabinett Bundesministerin der Justiz und für Verbraucherschutz und zeitweise auch Bundesministerin für Familie, Senioren, Frauen und Jugend. Also bestens qualifiziert, um eine Grossfamilie aus 183 000 Soldaten und Soldatinnen zu führen.

In ihrer ersten Stellungnahme als Bundesministerin der Verteidigung kündigte sie an, sie werde «die Aufstiegsmöglichkeiten für Frauen in der Bundeswehr verbessern», demnächst werde es «eine erste Frau General ausserhalb des Sanitätsdienstes» geben.

Das ist endlich einmal eine gute Nachricht, die uns darüber hinwegtröstet, dass es der Bundeswehr an allem mangelt, sogar an Gefechtshelmen, Schutzwesten und Rucksäcken im Feld und an Steckdosen und Rauchmeldern in den Kasernen. Dafür geht es mit den Aufstiegsmöglichkeiten für Frauen rasend voran.

Henryk M. Broder

«Demokratie in Gefahr»

Die Meinungsfreiheit ist nicht mehr gewährleistet, sagt Bundesrat Ueli Maurer. Sorgen machen ihm auch die gigantischen Corona-Schulden.

Roger Köppel

Ueli Maurer gehört zu den interessantesten, eigenständigsten Politikern des Landes. Zuletzt kritisierte er das Gremium, dem er seit 2009 selber angehört: Der Bundesrat sei in der Corona-Krise «relativ faktenfrei» unterwegs, so Maurer in einer Fraktionssitzung der SVP. Sein Urteil fand den Weg in die Öffentlichkeit und gab viel zu reden.

Bundesrat Maurers Wort hat Gewicht: Er ist das amtsälteste Mitglied der Landesregierung und führt als Finanzminister eines der wichtigsten Departemente des Bundes. Dieser Tage gehört er zu den gefragtesten Gesprächspartnern im Bundeshaus. Wir erwischen ihn am Rand der Wintersession für ein Interview.

Weltwoche: Herr Bundesrat, was ist Ihre grösste Sorge als Finanzminister am Ende des zweiten Pandemiejahres?

Ueli Maurer: Die Schweiz hat noch nie in so kurzer Zeit so viele Schulden gemacht. Das gab es nicht einmal im Zweiten Weltkrieg. Die Leute fühlen sich trotzdem wie auf einer

Schulreise. Man nimmt das nicht ernst, aber wir werden diese Schulden abbauen müssen, um wieder reagieren zu können, wenn die nächste Krise kommt. Und mit einer solchen Krise müssen wir rechnen. Die Sorglosigkeit im Umgang mit den Finanzen beunruhigt mich.

Weltwoche: Können Sie das Ganze mit einer Zahl veranschaulichen?

Maurer: Es sind 35 000 Millionen Franken zusätzliche Schulden. Wir versuchen, das in zwölf Jahren abzubauen. Das sind drei Milliarden Franken pro Jahr oder 3 Prozent unseres Budgets. Das müsste möglich sein, aber davon

«Es gibt Dinge, die man in unserem Land nicht mehr laut sagen darf, ohne in eine Ecke gedrängt zu werden.»

will im Moment niemand etwas wissen. Stattdessen will man weiter Geld ausgeben, am liebsten für Konsum. Das ist falsch.

Weltwoche: Sie werden in den Medien oft angefeindet, weil Sie das Sakrileg begehen, die Corona-Politik – im Rahmen des Kollegialitätsprinzips – zu kritisieren. Im Sommer trugen Sie ein Hemd der massnahmenkritischen Freiheitstrychler. Die Aufregung war riesig. Wie haben Sie das erlebt?

Maurer: Was mich diesbezüglich beschäftigt, und ich sage es immer wieder: Es gibt Dinge, die man in unserem Land nicht mehr laut sagen darf, ohne sofort in eine Ecke gedrängt zu werden. Das passiert mir als Bundesrat, aber es passiert auch Tausenden, Zehntausenden von Leuten. Das ist für die Schweiz sehr gefährlich. Wenn man in einer Demokratie nicht mehr sagen darf, was man denkt, dann ist die Meinungsfreiheit eingeschränkt. Das ist die grösste Gefahr dieser Krise. Es braucht Verständnis und gegenseitigen Respekt. Jemand, der sich nicht impfen lässt, verdient genauso meinen Respekt wie jemand, der sich impfen lässt. Diese Selbstverständlichkeit wird in Frage gestellt. Das ist schade für die Schweiz.





«Es braucht Verständnis und gegenseitigen Respekt»: Finanzminister Maurer.

Weltwoche: Wie beurteilen Sie die Leistung des Bundesrats?

Maurer: Der Bundesrat hat vieles gut gemacht, aber man darf ihn auch kritisieren.

Weltwoche: Haben Sie sich fürs Jahr 2022 zum Vorsatz genommen, Klartext zu reden und alles anzusprechen? Werden Sie noch kontroversieller sagen, was ist?

Maurer: Ich spreche Klartext im Bundesrat, das ist mein Gremium. Wenn man sich in der Öffentlichkeit äussert, sollte es Wirkung erzielen. Wirkung erzielt es dann, wenn man

nicht als Ewiggestriger in eine Ecke gestellt und lächerlich gemacht wird. Aber ich glaube, es ist notwendig, dass wir 2022 zu einer offeneren Gesprächskultur finden – dass man wieder sagen darf, was man denkt. Das ist vielleicht die grösste Herausforderung, nicht nur für mich, sondern für alle Leute. Ich erlebe das in meinem Umfeld oft, dass Leute einfach still werden, sich abkapseln vom Staat, den Staat nicht mehr ernst nehmen. Das ist das Gefährlichste, was uns passieren kann. Wir müssen diesen Leuten mit gebührendem Respekt be-

gegnen und ihnen zuhören. Man kann immer eine andere Meinung haben, aber einfach wegzuhören, jemanden in eine Ecke zu stellen, das gefährdet die Demokratie.

Weltwoche: Ein Thema, über das wenig gesprochen wird, ist die Spitalbetten-Kapazität. Wie steht es da um die Pläne des Bundesrates?

Maurer: Der Bundesrat hat alles geregelt in dieser Covid-Krise, nur bei den Spitalbetten gar nichts. Wir schreiben vor, wie viele Leute

«Jetzt brennt es im Gesundheitswesen, und es ist noch nichts wirklich passiert.»

in der Familie am Weihnachtsfest teilnehmen dürfen. Aber wir haben uns nie zu Spitalbetten geäussert. Wir bräuchten eine Reserve in dieser Zeit, um die Spitzen aufzufangen. Das muss noch einmal diskutiert werden im Bundesrat. Es ist wie mit der Feuerwehr, man hat eine ständige Bereitschaft, muss aber bereit sein, wenn es brennt, diese Kräfte auch einzusetzen. Und wir sind dazu ganz offensichtlich nicht in der Lage. Jetzt brennt es im Gesundheitswesen, und es ist noch nichts wirklich passiert. Um diese Frage hat sich der Bundesrat bisher gedrückt. Sie ist auch im Gesetz nicht vorgesehen.

Weltwoche: Sie waren einst Wehrminister: Hat diese Überforderung im Krisenfall auch damit zu tun, dass wir die Bedeutung der Armee heruntergefahren haben? Ist die Wehrbereitschaft zurückgegangen, weil wir das Militär zu wenig ernst nehmen?

Maurer: Natürlich geht es uns gut, wir sind sozusagen satt. Wir leben im Alltag, wir sind nicht mehr bereit, auf Sonderfälle zu reagieren, wir sind unflexibel geworden. Risiken schalten wir aus, Risiken, die wir nicht wollen, darf es gar nicht geben. Wir müssen wieder risikobasiert werden. Das ist das, was uns fehlt. Früher vermittelte die Armee dieses Verständnis. Aber die Armee wird in Frage gestellt, lächerlich gemacht. Wir müssen damit abfinden, dass Dinge passieren, die wir nicht beeinflussen, die wir nicht voraussehen können. Darauf müssen wir uns einstellen. Wir brauchen wieder mehr Flexibilität. Und auch mehr Mut.

Weltwoche: Zum Abschluss: Weihnachten steht vor der Tür. Wie verbringen Sie das Fest?

Maurer: Mit der Familie, wobei drei unserer Kinder im Ausland leben. Und dann hoffe ich, etwas Freizeit zu haben zum Skifahren und Lesen.

Weltwoche: Welches Buch lesen Sie gerade?

Maurer: Eines von Simon Gfeller, dem Berner Mundartdichter. Manchmal brauche ich etwas Zeit, um zu entschleunigen, dann ist Mundart gut. Man muss sich dafür Zeit nehmen.

Eiszeit-Profis

Das Alpenschneehuhn trotz im Hochgebirge der grimmigsten Kälte. Sein Körper ist für den harten Job bestens gerüstet.

Herbert Cerutti

Werden die Tage kürzer und kälter, gibt es in den Bergen kaum noch Futter. Der Hirsch wandert in das mildere Tiefland; das Murmeltier verduftet in seinen Bau, reduziert die Körpertemperatur auf fünf Grad und schlummert als lebender Kühlschrank dem Frühling entgegen. Wer fliegen kann, gönnt sich allenfalls einen Langstreckenflug in den warmen Süden. Nicht so das Alpenschneehuhn.

Im reinweissen Winterkleid die Henne, mit einem roten Augenwulst und einem schwarzen Streifen zwischen Schnabel und Auge der Hahn, trippeln die pfundschweren Tiere zwischen den Zwergsträuchern oberhalb der Waldgrenze umher, knabbern hier an einem Heidelbeertrieb, picken dort an den Blättern von Alpenrose oder Thymian.

Um über die Runden zu kommen, müssen die Vögel Tag für Tag 100 Gramm frische Nahrung sammeln, was immerhin ein Abpicken von 15 000 Pflanzenteilchen erfordert. Deshalb ist das Alpenschneehuhn auch im hohen Winter über den Tag verteilt drei bis sechs Stunden lang auf Nahrungssuche. Um sich auszuruhen sowie für die Nacht graben sich die Hühner in den lockeren Pulverschnee. In nur 15 Sekunden buddeln sie sich knapp 30 Zentimeter unter der Schneeoberfläche ein Lager.

Hermelin und Adler

Solch ein harsches Winterleben kann man nur in passendem Gelände führen. Das Alpenschneehuhn bevorzugt mit Felsen durchsetzte, gegen Norden exponierte Steilhänge. In solchen Lagen rutscht häufig Schnee ab, oder der Wind fegt eine Krete blank, wo sich dann apere Stellen zum Äsen finden. Die Felsen bieten ausserdem Wetterschutz. Mit der Körperwärme bringt das Huhn sein Iglu auf behagliche null Grad, selbst wenn draussen das Quecksilber auf minus 30 Grad fällt.

Der Schutz kann jedoch zum Grab werden, wenn ein plötzlicher Temperaturwechsel die Schneedecke vereisen lässt. Deshalb verlassen Alpenschneehühner sofort das weisse Bett, wenn Nassschnee oder Regen zu fallen beginnen.

Für ein Überwintern in der Kälte braucht es die richtige Ausrüstung. An der Basis jeder Feder zweigt eine zusätzliche Daunenfeder ab. Das flauschige Unterkleid isoliert hervorragend gegen Kälte. Die Nasenlöcher sind von Federn bedeckt. An den Füessen wachsen, als Kälteschutz und um das Einsinken im Locker-

Es braucht ein sehr aufmerksames Auge, um in der Berglandschaft ein ruhendes Schneehuhn zu entdecken.

schnee zu verhindern, ebenfalls Federn. Der Körper des Alpenschneehuhns ist derart gut an die Kälte angepasst, dass es wie ein Hund zu hecheln beginnt, sobald die Lufttemperatur 15 Grad übersteigt.

Im offenen Gelände oberhalb der Waldgrenze muss sich das Huhn vor Fuchs, Hermelin und Adler in Acht nehmen. Das Alpenschneehuhn setzt auf die Karte Tarnung und



Hecheln wie ein Hund: Alpenschneehuhn.

betreibt einen entsprechenden Kleideraufwand. Mit der Frühjahrsmauser synchron zur Schneeschmelze wechselt der Hahn zu Schwarzbraun marmoriert an Oberseite, Vorderbrust und Flanken; die Henne trägt goldbeige und schwarzbraune Streifen. Im Spätsommer leisten sich die Schneehühner für nur einen Monat ein drittes Kleid mit feiner Grauzzeichnung und bereits etlichem Weiss. Es braucht ein sehr aufmerksames Auge, um in der Berglandschaft ein ruhendes Schneehuhn zu entdecken. So kann es geschehen, dass neben einem Wanderer plötzlich einige Hühner aufstieben, nachdem sie bis zum letzten Moment regungslos zugewartet haben. Erst bei unmittelbarer Gefahr melden sich die Tiere durch knarrende Rufe.

Nest auf dem Rothoren

Das Alpenschneehuhn ist ein Relikt aus der Eiszeit. Als die Gletscher vor zehntausend Jahren schmolzen, zogen sich die kälteliebenden Vögel in den hohen Norden Amerikas und Eurasiens, nach Grönland, Island sowie ins schottische Hochland zurück. In Mitteleuropa blieben ihnen die Alpen sowie die Pyrenäen als «Kälteinseln». In der Schweiz brütet das Alpenschneehuhn in Lagen zwischen 1900 und 2600 Metern über Meer; man hat auch schon ein Nest auf dem Rothoren über dem Unteraargletscher auf 2980 Metern gefunden. Der höchste Punkt, auf dem ein Einzeltier nachgewiesen wurde, ist das Aletschhorn auf 4195 Metern.

In der Schweiz brüten 12 000 bis 18 000 Schneehuhnpaare. In den letzten zwanzig Jahren sind die Bestände stark zurückgegangen, und die Art gilt heute als potenziell gefährdet. Trotzdem darf das Alpenschneehuhn von Mitte Oktober bis Ende November in den Kantonen Wallis, Graubünden und Uri nach wie vor gejagt werden. Für 2020 meldet die Jagdstatistik 523 Tiere. Neben Jagd und Störungen durch den Bergtourismus droht dem Alpenschneehuhn zudem die Klimafalle. Wird es in den Alpen wärmer und wärmer, müssen die Hühner ihre Brutgebiete weiter nach oben verlegen, was den Lebensraum laufend kleiner werden lässt.

Hunde müssen draussen bleiben

Ein Jahresrückblick. 2021 war für den Journalismus, wie wir ihn uns wünschen, eine Enttäuschung.



Gegen Ende des Jahres waren sich die Journalisten des Landes einig. Sie bliesen zur Jagd auf die Hunde.

«Ungeimpfte sollen draussen bleiben», forderte beispielsweise die *Basler Zeitung* in ihrem Leitartikel. Eine Vielzahl weiterer Blätter schloss sich dem Aufruf an.

So etwas kannte man bisher nur von Schildern vor Geschäften und Restaurants. «Hunde müssen draussen bleiben», steht hier neben der Tür, dazu ein Hundekopf mit rotem Stopp-Signal.

Wir werden an der Tür wohl schon bald ein neues Stopp-Signal finden. Darauf steht: «Ungeimpfte müssen draussen bleiben» – auch dann, wenn sie negativ getestet sind. Statt einen Hund könnte man einen Totenkopf abbilden.

2021 war kein gutes Jahr für den Journalismus. Es war ein Jahr, in dem die Medienbranche das Interesse an einer ihrer Kernaufgaben verlor. Der Einsatz für individuelle Freiheitsrechte, eine alte Tugend auf Redaktionen, war für Journalisten keine prioritäre Leitlinie mehr. Es schwand damit auch die traditionelle Skepsis der Medien gegenüber staatlicher Übermacht.

Bevor ich das ausführe, muss ich meine Kompetenz in Frage stellen. Ich bin eine der wenigen Schreibkräfte im Land, die keine Corona-Experten sind. Ich weiss nicht einmal genau, was eine Inzidenz ist. Und ich habe keine Ahnung von den Prozentzahlen der Impfdurchbrüche.

Geschätzte 90 Prozent meiner Berufskollegen hingegen sind Corona-Spezialisten geworden. Wenn wir uns treffen, heben sie die Maske an und bombardieren mich mit den neusten Daten zur Infektionsrate in Südafrika und der Intensivbettenstatistik im Kanton Schwyz. Sie

kennen die Zahlen bis auf zwei Stellen hinter dem Komma.

All diese Berufskollegen waren früher nicht Spezialisten, sondern Generalisten. Sie schreiben heute über dies und morgen über das. Generalisten stehen über den Dingen und verlieren die grundsätzlichen Fragen nicht aus dem Blick, zum Beispiel die ständige Frage des Liberalismus zum Verhältnis von Bürger und Staat.

Spezialisten hingegen entwickeln einen Tunnelblick, bei dem sie nur auf die Zahlen und Dashboards ihrer Faktenlage starren. Dass es

Wir Journalisten haben doch früher nichts mehr geliebt als die Eigenrechte des Individuums.

höhere Werte in dieser Gesellschaft gibt als ihre zwei Stellen hinter dem Komma, das blenden sie aus.

Im Jahr 2021 sind viele Journalisten zu spezialisierten Coronisten geworden und damit zu Fachidioten. Sie sind dadurch in zwei Abhängigkeiten geraten.

Die erste Abhängigkeit ist jene von all den Virologen und Epidemiologen, den täglich präsenten «Experten». Von Spezialist zu Spezialist widerspricht man sich kaum mehr, schliesslich kämpft man gemeinsam für die Ehre der Wissenschaft. Unsere Journalisten bewundern die neuen Wissenschaftskollegen, auch wenn die alle drei Wochen das Gegenteil des Gegenteils verkünden.

Die zweite und fatalere Abhängigkeit ist jene vom staatlichen Betrieb. Hier ist ein Erdbeben

abgegangen. Viele Journalistenkollegen, die ich von früher als nonkonforme Freigeister kenne, sind inzwischen zu gouvernementalen Exekutoren geworden. Sie befürworten rund um Corona kritiklos alle Anordnungen von oben. Sie begeistern sich an Ausgrenzungen, Verboten und Diskriminierungen. Hier hätte ich viel mehr Sorgfalt in der Argumentation erwartet.

Ich verstehe viele Berufskollegen nicht mehr. Wir Journalisten haben doch früher nichts mehr geliebt als die Eigenrechte des Individuums. Wenn der Verleger in einem unserer Artikel auch nur einen Nebensatz abändern wollte, haben wir geschrien wie am Spiess, weil wir dies als Eingriff in unsere persönliche Freiheit niemals akzeptieren wollten. Und nun applaudieren wir allen Zwangsmassnahmen.

Ich glaube, es sind die Relationen vergessen gegangen. Jahrhundertlang haben die Bürger dafür gekämpft, autoritative Strukturen in demokratisch kontrollierte Systeme zu überführen. Die besten Verbündeten der Bürger waren fast immer die Journalisten. Ohne die Journalisten wäre 1848 weder in der Schweiz noch in Deutschland möglich gewesen.

Die Journalisten haben dabei das oberste Prinzip der Freiheitlichkeit und der Staatsdistanz immer hochgehalten. Sie wankten während der Spanischen Grippe nicht, nicht während der Weltkriege und Wirtschaftsrezessionen. Jetzt aber wanken sie.

Die Journalisten bejubeln nun, dass an den Pforten der Geschäfte steht: «Hunde und Ungeimpfte müssen draussen bleiben.»

Ja, Hunde auch.

«Man kann Feministin sein und trotzdem unterwürfig im Bett»

Tom Kummer

Tom Kummer: Mrs Ciccone, erinnern Sie sich an den 23. Oktober 1992? Es ist ein Freitag, 3:15 PM, Pacific Standard Time. Ort: «Four Seasons Hotel», Beverly Hills.

Madonna: Nein.

Kummer: Sie sitzen in einem Hotelzimmer an einem Tisch mit acht Journalisten.

Madonna: Erinnere mich nicht, sorry!

Kummer: Ich vertrete ein deutsches Monatsmagazin, das allen anderen Magazinen gerade die Exklusivrechte an jenen Fotos abgejagt hat, die Sie nackt zeigen: beim Liebesspiel mit Frauen, nackt über einem Hund kniend, mit unzähligen Verweisen auf bisexuelle Sodomasofantasien und Bondage-Sex. Erinnern Sie sich wirklich nicht?

Madonna: Sir, ich gab damals gefühlte zehntausend Interviews am Tag.

Kummer: Unser Treffen war aber etwas Besonderes. Behauptete später auch eine Journalistin der *Los Angeles Times*, die dabei gewesen war.

Madonna: Wieso was Besonderes?

Kummer: Ich fragte Sie nach den tieferen Wahrheiten von Sex. Ich wollte mehr über japanische Fesselspiele wissen. Und ob die süßen Jungs auf den Fotos minderjährig gewesen waren, die Sie scheinbar als Sexsklaven hielten.

Madonna: Natürlich waren sie das nicht.

Kummer: Sie sehen aber auf den Bildern so aus.

Madonna: Ich weiss, auf was Sie hinauswollen.

Kummer: Auf was?

Madonna: Lassen wir das.

Kummer: Eigentlich wollte ich Sie damals bloss als die grösste Pop-Schlampe aller Zeiten feiern ...

Madonna: ... Pop-Schlampe ist gut ... (Lacht)

Kummer: ... die offenbar mit ihren Maskeraden und Pop-Fakes mehr für den Feminismus, für die sexuelle Befreiung und weibliche Selbstbestimmung getan hat als alle Pionierinnen des Feminismus vor ihr zusammen.

Madonna: Schön und gut! Hätte ich Ihnen für diese Erkenntnis um den Hals fallen sollen?

Kummer: Nein.

Madonna: Wie alt waren Sie eigentlich damals?

Kummer: Dreissig, drei Jahre jünger als Sie. Das Thema Bondage-Sex beschäftigte mich gerade ziemlich intensiv. Gebe ich gerne zu. Fesseln war ja noch nicht im Mainstream angekommen. Bis «Fifty Shades of Grey» die Schlafzimmer von Herrn und Frau Normalo erobert, dauert es ja noch 23 Jahre.

Madonna: Entschuldigen Sie die Frage: Sind Sie schwul?

Kummer: Spielt es für unser Gespräch eine Rolle?

Madonna: Nein.

Kummer: Ihre Assistentin hat mich damals bestimmt nicht aus dem Hotelzimmer geschmissen, weil sie annahm, ich wäre schwul. Eher das Gegenteil war der Fall.

Madonna: Sie haben die anderen Journalisten genervt. Darum sind Sie rausgeflogen.

Kummer: Die anderen Journalisten im Raum hatten Angst vor Ihnen. Ich nicht.

Madonna: Sie haben sich richtig scheisse genommen. Sie fragten mich unter anderem, ob ich fähig wäre, einen Mann mit Seil und Sex umzubringen. Ob ich ihm für meine Zwecke

«Sie haben die anderen Journalisten genervt. Darum sind Sie rausgeflogen.»

auch den Schwanz abschneiden würde. Wie im Kultfilm «Im Reich der Sinne». Das ging zu weit. Darum sind Sie rausgeflogen!

Kummer: Wieso ging das zu weit? Ihre ganze Karriere ist auf Provokation aufgebaut. Und Sie provozierten damals mit sexueller Unterwerfung, wo es doch eher um weibliche Selbstbestimmung ging.

Madonna: Sir, man kann Feministin sein und trotzdem unterwürfig im Bett. Genau so wie man als Feministin Hausfrau sein und romantische Komödien mögen darf. Wieso soll das nicht zusammengehen? Nur weil ich beim Sex gerne gefesselt werde, heisst ja nicht, dass ich denke, Männer gäben die kompetenteren CEOs ab. Ich habe damals vielen jungen

Frauen einen neuen Horizont eröffnet. Erst heute sickert diese Bereitschaft langsam in den Mainstream ein.

Kummer: Wir sind älter geworden.

Madonna: Älter? Vielleicht wird Ihnen erst jetzt bewusst, dass Sie zu viele Pornos geschaut haben.

Kummer: Wollen wir von was anderem sprechen?

Madonna: Nein.

Kummer: Mag sein, dass ich zu viele Pornos geschaut habe. Zum Glück wissen wir seit Billie Eilish, dass dieses Problem nicht nur alternde Männer betrifft. Sondern auch zwanzigjährige Mädchen. Aber lassen wir das Thema ...

Madonna: Vielleicht täte es Ihnen gut.

Kummer: Nein.

Madonna: Wieso nicht?

Kummer: Lieber nochmals zurück zur Frage, warum eigentlich so viele schwule Männer auf Madonna stehen. Denn dass sich historisch eine kollektive schwule Identität rund um gewisse Pop-Diven gebildet hat, lässt sich auch jenseits von Stereotypen festhalten.

Madonna: Schwulenikonen sind entweder sehr verletzlich wie Judy Garland oder unantastbar stark wie ich. (Madonna grinst) Schwule können sich nun mal mit der sozialen Rolle der Frau mehr identifizieren. Frauen können aber mit ihrem Begehren nicht so frei umgehen wie heterosexuelle Männer. Da können Schwule besser andocken.

Kummer: Sie meinen, weil Frauen im Pop-Mainstream zumeist über ihre Liebe zu Männern singen, können sich schwule Männer einfühlen.

Madonna: Klar, es hat sich eine textliche Annäherung ergeben, die im Laufe der geschichtlichen Emanzipation von LGBTQ-Menschen immer expliziter wurde. Zum Beispiel «Somewhere over the Rainbow», der signifikant zu Judy Garlands Status als Schwulenikone beigetragen hat. Später kam Gloria Gaynors «I Will Survive». Das Lied gilt nicht nur als Hymne der weiblichen Emanzipation, sondern auch als Schwulenhymne.



«New York ist voller Nobodys. Die Stadt ist erbarmungslos»: Pop-Diva Madonna.

Kummer: Genauso wie Ihr Song «Express Yourself». Interessant ist aber schon, dass ein und dieselbe Textzeile, aus dem Mund einer Frau gesungen, authentischer klingt als aus dem eines Manns.

Madonna: Das stimmt. Sie verweisen womöglich auf «You ain't nothing but a hound dog».

Kummer: Genau. Der Song wirkt Ende der 1950er Jahre bei Big Mama Thornton authentisch, weil man ihr glaubte, dass sie von ihrer direkten Erfahrung sang. Elvis Presley hat das Lied erfolgreich gecovered, aber man nimmt ihm nicht ab, ständig betrogen zu werden und sich davon zu emanzipieren.

Madonna: Diese Erkenntnis sollten sich besonders junge Popstars heute hinter die Ohren schreiben. Ein Text funktioniert eben nur, wenn es um einen besonderen Überlebenswillen geht, der sich aus einer echten Position der Unterdrückung heraus entwickelt hat.

Kummer: Sie meinen, man kann das Minderheiten-Feeling nicht faken?

Madonna: Genau.

Kummer: Und Sie empfanden sich am Anfang Ihrer Karriere als Unterdrückte?

Madonna: Als ich 1978 in New York auftauche, bin ich ein Nichts. Ein Nobody. Und ich leide darunter, ein Nichts zu sein.

Kummer: Sie empfinden das «Nichts» als Minderheitenstatus?

Madonna: Ja.

Kummer: Und formen dann aus diesem Nobody-Zustand eine ihrer radikalsten Botschaften: dass hinter all den Masken, die man trägt und für sich erfindet, ein Nichts sein kann, dass ein Mensch auch in seiner Leere oder als totaler Fake, zum Beispiel auf Instagram, eine absolute Freiheit verkörpern kann. Die grundlegende Überlegung also – und jetzt wird es vielleicht ein wenig philosophisch –, dass das Subjekt ohne

Bestimmung eben auch als politische Kraft und grosses Freiheitsgefühl zu verstehen ist?

Madonna: Ich will damals ein *somebody* sein! Das ist alles, was mich glücklich machen kann. Und New York ist voller Nobodys. Die Stadt ist erbarmungslos. Aber es ist auch eine offene Stadt, indem viele Formen des Lebens möglich sind.

Kummer: Sie begegnen in New York einigen wirklich wichtigen Männern, die Ihre Karriere vorwärtstreiben, Ihnen helfen, Songs zu schreiben, Songs abzumischen und Demo-

«Mein Interesse gilt der Familie. Das ist alles. Wie sieht es bei Ihnen aus?»

Tapes in der angesagten Disco «Danceteria» abzuspielen. Sie üben bald sehr viel Macht aus über Männer. Sie saugen sie aus und werfen sie wieder weg, wenn sie Ihnen nichts mehr nützen.

Madonna: Na und?

Kummer: Haben Sie damals bewusst mit Männern geschlafen, damit sich Ihnen Türen öffnen, um erfolgreich zu sein?

Madonna: Ja.

Kummer: Okay! Und wie sieht Ihr Sexleben heute aus?

Madonna: Mein Interesse gilt der Familie. Das ist alles. Wie sieht es bei Ihnen aus?

Kummer: Sex im Alter ist grossartig. Befreit von der Last der Erwartungen und diesem grossartigen Wahnsinn namens «Jugend».

Madonna: Interessant. Erzählen Sie weiter.

Kummer: Meine Frau war todkrank und ist recht jung in den USA gestorben. Es begann eine Phase mit vielen Pornos und sinnlosen Beziehungen. Und dann entscheidet man sich irgendwann, dieser kaputten Welt den Rücken zuzuwenden, zieht in die unschuldige Heimat zurück, und plötzlich ist sie da: die perfekte Sexbeziehung. (Tom grinst)

Madonna: Sie haben die perfekte Sexbeziehung in der Schweiz gefunden?

Kummer: Ja.

Madonna: Sollten wir darüber reden?

Kummer: Lieber nicht. Sexratgeber sind das Allerletzte. Nur so viel: Diese wirklich angenehme Vision, dass mit deinem Sexpartner auch in Zukunft alles noch intensiver und besser werden kann, obwohl es manchmal eben auch nicht besser wird, aber egal ist, weil es eben längst keine Nachdenklichkeit und Erwartungshaltung mehr gibt, nur noch Lust nach mehr: das ist für mich die tiefere Wahrheit über das Wunder von Sex.

Madonna: Sie sprechen von «Free Your Mind and Your Ass Will Follow»?

Kummer: Genau.

Madonna: Schöne Erkenntnis, Tom! Danke für das angenehme Gespräch.

«Vor 500 Jahren hatten wir das gleiche Wetter wie heute»

Mit Waldameisen gegen Nasa-Satelliten: Der Muotathaler Wetterschmöcker Martin Horat hält die Klimadebatte für übertrieben. Er hat gute Argumente.

Thomas Renggli

Rothenthurm

Er ist das bekannteste Gesicht der Muotathaler Wetterschmöcker. Dank dem Fernsehen wurde er zu einem Star, dank seiner träfen Sprüche ging er in die Volkskultur ein. Martin Horat prophezeit das Wetter aufgrund der Beobachtung von Waldameisen. Was die Diskussion um Klimaveränderung, steigende Temperaturen und verschwindende Gletscher betrifft, hat er eine klare Meinung: «Es gibt nichts Neues unter der Sonne. Und ob der Mensch wirklich an allem schuld ist, wird sich erst in ferner Zukunft sagen lassen.» An die Klimajugend hat der 77-jährige Landwirtschaftsgeräte-Händler aus Rothenthurm SZ eine dezidierte Botschaft: «Verschwendet eure Zeit nicht mit Demonstrieren. Wegen ein paar Menschen auf der Strasse ändert sich das Klima nicht.»

Gegen die Wissenschaft

Horat stellt sich mit seiner Einschätzung der Wissenschaft entgegen. Die Zahlen lassen kaum Raum für Missverständnisse: Gemäss US-Raumfahrtbehörde Nasa war 2020 das wärmste Jahr seit Beginn der Aufzeichnungen. Seit dem späten 19. Jahrhundert ist die Erdtemperatur im Durchschnitt um mehr als 1,2 Grad Celsius angestiegen. Die durchschnittlichen globalen Temperaturen im Jahr 2020 lagen ein Grad über dem Durchschnittswert der Jahre 1951 bis 1980. Das vergangene Jahrzehnt war das wärmste seit Beginn der Aufzeichnungen. Die sechs wärmsten, durch Wetterdaten dokumentierten Jahre auf der Erde fallen allesamt in den Zeitraum nach 2015, die zehn wärmsten verteilen sich über die letzten fünfzehn Jahre. In den letzten 44 Jahren in Folge überstiegen die Temperaturen die im 20. Jahrhundert erreichten Durchschnittswerte.

Die Schweiz ist überdurchschnittlich stark betroffen: Im 20. Jahrhundert nahm die mittlere Temperatur um 1,4 Grad zu – verglichen mit 0,6 Grad weltweit. Bis 2050 werden in der Schweiz gemäss ETH die Sommertemperaturen um 2,7 Grad steigen, die Wintertemperaturen um 1,8 Grad. Bei diesen Zahlen ist die Unsicherheit aber relativ gross. Der prognostizierte Anstieg beträgt je nach Modell zwischen 1,4 und 4,7 Grad.



«Die Welt ist momentan ein bisschen vergrüppelt»: Forscher Horat.

So viel zu den Fakten der meteorologischen Anstalt in Zürich und den satellitenübermittelten Daten aus dem Weltall. Im Muotathal stehen die Menschen aber noch mit beiden Füßen auf dem Talboden und glauben nicht alles, was in den grossen Städten erzählt wird. Sie sind eher Wiesenschaffer als Wissenschaftler. So kommt Martin Horat zu einem anderen Schluss als die akademische Konkurrenz: «Es stehen uns in Mitteleuropa wieder kältere Zeiten bevor.» Die Erdachse verschiebe sich, und deshalb kühle sich das Klima in unseren Breitengraden wieder ab.

Horat stellt die Zahlen der Nasa nicht grundsätzlich in Frage, deren Interpretation aber

schon: «Wir befinden uns in einer Phase mit steigenden Temperaturen. Ob es sich aber wirklich um eine Klimaerwärmung handelt, lässt sich erst in tausend Jahren sagen.» Es gelte: «Das Klima befindet sich in einem ständigen Wandel. Man muss die historische Entwicklung kennen, um die Gegenwart zu verstehen.»

Wetterchroniken aus dem Kloster

Er nennt konkrete Beispiele: «Zwischen den Jahren 1530 und 1564 war es in der Schweiz sehr heiss. In dieser Zeit schmolz der Grindelwaldgletscher um 1500 Meter. Zwischen 1565 und

1592 folgte eine extreme Kälteperiode. Der gleiche Gletscher wuchs wieder um 1200 Meter.»

1573 erlebte die Schweiz eine umfassende «Seegfröni» – ein Ereignis, das sich seither in mehr oder weniger regelmässigen Abständen wiederholte: 1784, 1829, 1963. Horat bezieht sein historisches Wissen unter anderem aus den Niederschriften des Klosters Einsiedeln. Hier wurde 1863 im Auftrag der Naturforschenden Gesellschaft der Schweiz die erste Wetterbeobachtungsstation des Landes eingerichtet.

Horat hat sich beim Wetterchroniken ein erstaunliches Wissen erarbeitet: «Damit die grossen Seen wieder zufrieren, braucht es nicht nur eine längere Kältephase, sondern auch eine ganz besondere Konstellation. Es muss früh schneien – und dann wieder wärmer werden. Dadurch gelangt kaltes Schneewasser in den See, das bei einem neuerlichen Temperaturabfall besser gefriert.» Im Winter 2011/2012 sei es in der Schweiz während sechs Wochen sehr kalt gewesen. Weil der Schnee aber nicht mitgespielt habe, seien nur kleinere Seen vollständig gefroren.

Horat blättert in den Chroniken des Klosters Einsiedeln: «Zwischen 1600 und 1616 erlebten wir die fünf heissesten und die fünf kältesten Jahre der Geschichte. Im Januar 1616 gefror die Aare bei Bern, so dass die Kinder zwischen Matte und Marzili auf dem Eis spielen konnten.» Im folgenden Sommer notierten die Chronisten die stärkste Hitzewelle der vergangenen fünf

«Zwischen 1600 und 1616 erlebten wir die fünf heissesten und die fünf kältesten Jahre der Geschichte.»

Jahrhunderte: «Zwischen dem 10. Juli und dem 2. August 1616 war es so heiss und trocken, dass im Kanton Schwyz Bäume und Wiesen brannten.» Zwei Jahre später zeigte sich das Wetter von seiner nässesten Seite: «Wolkenbruch im Berg Egeri, dass das Wasser zu Inwyl über den Altartisch und in Zug über den Taufstein floss», heisst es in den Aufzeichnungen.

Welche Folgen dies für die Bevölkerung hatte, machen die Einträge der nächsten Jahre deutlich: 1619: «Grosse Teuerung.» 1622: «Missjahr und teure Zeit.» 1623: «Sehr kalter Winter.» 1624: «Hat man alles Geld um das Halbe abgerufen.» 1629: «Grosse Teuerung und Hungersnot im Land Schwyz.»

Damals war weder von Inflation oder einer Klimaveränderung die Rede. Heute dagegen wird in Klimafragen von Wissenschaftlern und Medien vieles sehr heiss gegessen. Als klarstes Zeichen der Klimaerwärmung im Alpenraum gilt der Rückgang der Gletscher. Von den rund 200 Kubikkilometer Eis in den Alpen sind seit 1850 rund zwei Drittel verschwunden. Im letzten Jahrzehnt war die Gletscherschmelze stärker denn je. Beispielsweise wurde im Nährgebiet des Grossen Aletschgletschers beim

Jungfrauoch im September 2020 die geringste Schneehöhe seit Messbeginn vor hundert Jahren gemessen. Schweizweit gingen allein 2020 fast 2 Prozent des gesamten Gletschervolumens verloren.

Horat zieht an seiner Pfeife, stösst gelassen eine Rauchwolke aus: «Das Klima lässt sich nur in viel grösseren Zeiträumen beurteilen. Es verändert sich zyklisch und war in den vergangenen fünf Millionen Jahren immer wieder grossen Schwankungen unterworfen.» Er blättert in der Chronik und bleibt bei den Einträgen des Jahres 1709 hängen: «Da erlebte das alte Land Schwyz einen der härtesten Winter. Die Linth bei Glarus war zugefroren. Das Vieh musste vielerorts in die Stuben genommen werden.» Auch die Restschweiz war betroffen: «In Genf wurden die Kinder Tag und Nacht in den Betten behalten, im Neuenburger Jura rissen hungrige Wölfe zwei Frauen. In Zürich gefror der See bis zur Limmat. Die Temperatur lag zwischen 25 und 30 minus. Landauf, landab war von gefrorenen Gliedern die Rede. In den Wäldern platzten Bäume auf, dass es geklept habe wie grobes Geschütz.»

Weiter hinten im dicken Dossier stösst er auf eine andere Besonderheit der Wettergeschichte: «1785 hielt die Schneedecke volle fünf Monate lang. Allein in der Nacht vom 12. auf den 13. März fielen die Schneeflocken so intensiv, dass in der Stadt Bern der Schnee an etlichen Orten fünf Schuh hoch lag (90 bis 150 cm). Sogar im Sommer schneite es bis ins Flachland.»

Rückendeckung vom Historiker

Im Gegensatz dazu gab es zwischen 1918 und 1922 bis in höhere Lagen gar keinen Schnee. 1920 ist vom «längsten goldenen Herbst» im 20. Jahrhundert die Rede – mit 47 Tagen ohne Niederschlag. Das Jahr 1921 wird vom Chronisten als «Trockenjahr ersten Ranges» bezeichnet. Nie habe es den vier Jahreszeiten so wenig Niederschlag gegeben. Jener Sommer sei der heisseste und trockenste seit über 120 Jahren gewesen.



«Wie hast du erraten, dass ich heute mal Gen-Gurken gekocht habe?»

Überhaupt hätten schon seine Urväter über eine Klimaerwärmung klagen müssen, so Horat: «Vor 500 bis 600 Jahren gab es bei uns eine längere Phase mit noch wärmerem Wetter als heute. Dies lässt sich an der Bewaldung bei Riemenstalden erkennen. Die geht bis auf 1700 Meter hoch. Dies wäre nie möglich gewesen, wenn es früher nicht deutlich wärmer gewesen wäre.»

Unterstützung erhält Horat vom Schwyzer Historiker Walter Laimbacher. Akribisch trug der heute 93-jährige Wetterarchivar auf 263 A4-Seiten die Wetterentwicklung in der Region

«Das Klima ist nicht wie ein Rad, das sich gleichmässig dreht.»

Schwyz während der vergangenen tausend Jahre zusammen. Er beruft sich auf wissenschaftliche Fachzeitschriften und offizielle Statistiken als auch auf mündliche Überlieferungen von Zeitzeugen sowie Beobachtungen und Aufzeichnungen der Muotathaler Propheten.

Bis zu 75 Prozent richtige Prognosen

Laimbacher macht einen interessanten Vergleich: «Das historische Gedächtnis der Menschen ist in Sachen Klima seit je erstaunlich kurz. Da sich die Bedingungen in den vergangenen 10 000 Jahren im Rahmen derjenigen der letzten Jahrhunderte bewegten, ist anzunehmen, dass die Anomalien seit 1525 im Rahmen der Extremwerte seit der letzten Kaltzeit (vor rund 115 000 Jahren) liegen.»

Auch Martin Horat mahnt zu Gelassenheit: «Die Welt ist momentan ein bisschen vergrippt – in jeder Beziehung. Das legt sich wieder.» Es heisse, dass es in den letzten drei Millionen Jahren 44 Eiszeiten gab. Dann gab es auch 44 Wärmephasen – und die fanden nicht immer im gleichen Zeitraum statt: «Das Klima ist nicht wie ein Rad, das sich gleichmässig dreht.» Auf die Frage, ob er für seine Aussagen auch schon kritisiert oder angefeindet worden sei, schüttelt er den Kopf. In der Schweiz gelte glücklicherweise die Meinungsfreiheit. Und er könne seine Aussagen belegen: «Vor 500 Jahren hatten wir dasselbe Wetter wie jetzt, obwohl es damals noch keine Autos und Fabriken gab. Die paar Autos, die hier rumfahren, können das Klima doch nicht beeindrucken.»

Auf Allwissenheit pocht der Mann nicht, aber er sagt auch: «Wir liegen mit unseren Prognosen zwischen 70 und 75 Prozent richtig. Vor sechzehn Jahren kamen wir mit gelehrten Meteorologen aus Zürich zusammen. Damals hiess es, dass deren Prognosen dank der Satellitentechnik zu 72 Prozent stimmten – später soll sich dieser Wert um 10 Prozent gesteigert haben.» In diese Rechnung müsse man aber den Kostenfaktor einbeziehen: «Waldameisen sind wesentlich günstiger als Satelliten.»

«Zurück zur Normalität»

Komatöse Weltmacht, Renaissance des Atomstroms, apokalyptische Drohnenschwärme und ein befreiender Blick auf den Anfang des Universums. Francis Pike lässt 2021 Revue passieren.

Urs Gehriger

Plötzlich diese Stille. Gedimmte Wand-
leuchter tauchen den Empfangsteppich
in sanftes Burgunderrot. Eine Frau, weiss
geschürzt, nimmt meinen Mantel ab. Vorwurfs-
voll straft mich ihr Blick. War mein herzhaftes
«Good morning!» etwas gar frivol?

«Herr Pike wartet im Salon», flüstert sie.

Draussen verzuckert weihnächtlicher
Glitzerschmuck eine verrückte Welt. Was hat
sie uns nicht alles beschert in diesem Jahr? Ein
äthiopischer Friedensnobelpreisträger beginnt
einen blutigen Krieg. Am Hindukusch kapitu-
liert Amerika vor bärtigen Zeloten. Russland
lässt die Säbel rasseln. Captain Kirk aka Wil-
liam Shatner, 90, fliegt als ältester Mensch ins
All. Und der mächtigste Mann der Welt schläft
vor versammelter Presse ein.

Anzug? Hemd? Krawatte? Francis Pike mus-
tert mich streng. «Passt», nickt er zufrieden.
«Als mich Bryan Adams hier aufsuchte, kam
er in verwaschenen Jeans und flog gleich wie-
der raus.»

Brooks's zählt zu den besten Adressen Lon-
dons. Mag die Welt vor die Hunde gehen, hier
drinnen im ehrwürdigen Gentlemen's Club
lebt sie weiter, in alter Ordnung.

Über die marmorne Treppe führt Francis Pike
hinauf in den Salon. Tagespresse hängt an einem
Ständer, sauber aufgerollt. Ausladender Kamin,
opulente Bücherwände. Auf grünem Samt auf-
gebahrt, die Totenmaske Napoleons.

Wir befinden uns hier im Auge des Hurri-
kans «Woke», der im Begriff ist, Geschichte,
Konventionen und Sitten zu zertrümmern und
die Gesellschaft in eine Unzahl Geschlechter
zu atomisieren.

Im Brooks's an der edlen St James's Street
gilt seit der Gründung 1764 «Men Only». Hier
verkehrten der Rom-Historiker Edward Gibbon,
der Aufklärungsphilosoph David Hume, die
Premiers Lord Palmerston und William Pitt der
Jüngere. Hier wurden die Geschicke des Em-
pires beraten, politische Kabalen ausgeheckt.
Aber vor allem wurde gezockt, ganze Län-
dereien wurden an Spieltischen beim Whist
und Hazard mit Karten und Würfeln verspielt.

«Der Brooks's Club steht für die Zeit, in der man
alles tun, alles sagen, überall hinreisen konnte,
als es noch echte Freiheiten gab», sagt Pike.

Der aussergewöhnliche Zeitgenosse ver-
sprüht den Hauch jener verblichenen *liberty*.
Als eine Art handlungsreisender Kissinger ist er
quer durch Asien, Nahost, Osteuropa gezogen,
hat Finanzinstitute aufgebaut, hat geholfen,
Bangladesch aus der Armut zu heben, hat Re-

*«Das Atom-Abkommen war ein
schlechter Deal. 2022 ist das Jahr, in
dem Israel den Iran angreifen muss.»*

gierungen von Japan über Tadschikistan bis
Syrien beraten. Bis in das dunkle Nordkorea
ist er vorgedrungen. Sein Standardwerk «Em-
pires at War» zählt zum Besten, was man über
das moderne Asien lesen kann.

Und wenn er auf seinen langen Reisen in
London haltmachte, kehrte Pike stets in «sei-
nem» Brooks's Club ein, um sich zu erden. Per-
fekter Ort und idealer Partner also, um das Jahr
2021 Revue passieren zu lassen.

Weltwoche: In Washington hat Joe Biden am
20. Januar die Macht übernommen. Wir erleben
einen US-Präsidenten, der in der Öffentlich-
keit taumelt, stolpert und einschläft wie kürz-
lich an der Klimakonferenz in Glasgow. Francis
Pike, ist der «mächtigste Mann der Welt» seiner
Aufgabe gewachsen?

Francis Pike: Er war seinem Amt schon vor
der Wahl nicht gewachsen, und deshalb haben
ihm alle linken Medien in Amerika – also 90
Prozent – während des Wahlkampfes Softball-
Fragen zugeworfen. Sie hinterfragten nicht,
warum er im Keller seines Hauses in Delaware
versteckt wurde und kaum Kontakt zur Aussen-
welt hatte. Die Demokratische Partei, die Me-
dien und die Social-Media-Plattformen wollten
Trump unbedingt loswerden, es spielte keine
Rolle, wer sein Gegner war. Natürlich ist es in-
zwischen schwierig geworden, seine sinkende
geistige Kompetenz zu verbergen. Interessant
ist, dass Trump, als ihm vorgeworfen wurde,

er sei geistig unzurechnungsfähig, einen Test
seiner geistigen Fähigkeiten absolvierte. Biden
hat das bis heute nicht gemacht. Das wirft
Fragen auf. Nach allem, was ich gehört habe,
verbringt Biden einen grossen Teil des Tages
schlafend, weil er nach wenigen Stunden Arbeit
ausgezehrt ist.

Weltwoche: Können Sie sich an einen west-
lichen Staatschef in der Geschichte erinnern,
der mehr abwesend war als Joe Biden?

Pike: Präsident Woodrow Wilson nach dem
Ersten Weltkrieg. Als er von den Verhandlungen
über den Versailler Vertrag zurückkam, litt er
an den Folgen eines Schlaganfalls und war in
den letzten anderthalb Jahren seiner Präsiden-
tschaft arbeitsunfähig. Seine Frau wird manch-
mal als die «erste weibliche Präsidentin Ameri-
kas» bezeichnet, weil sie zusammen mit dem
Arzt die Geschicke Amerikas leitete, während
ihr Mann behindert war. Natürlich ist Biden
geistig manchmal besser drauf, dann taucht er
wieder ab, aber dieses Schwankende ist typisch
bei einem geistigen Zerfall, er verläuft nicht li-
near. Eine traurige Geschichte, Biden hätte nie-
mals in diese demütigende Situation gebracht
werden dürfen.

Weltwoche: Amerikas Rolle in der Welt
hat im Sommer einen schweren Rückschlag
erlitten. Der längste Krieg in der Geschichte
Amerikas endete mit einer vollständigen Kapi-
tulation vor den Taliban. Verzweifelt ver-
suchten Tausende von Afghanen, an Bord eines
der letzten westlichen Flugzeuge zu gelangen.
Welche Bedeutung hat diese Szene für Sie?

Pike: Sie symbolisiert ein weiteres Kapitel
im Niedergang der amerikanischen Macht
weltweit. Natürlich hat Amerika in der Nach-
kriegszeit schon früher Niederlagen erlitten,
zum Beispiel in Vietnam. Obwohl es fraglich
ist, ob Vietnam eine Niederlage war. Amerika
hat sich in Vietnam militärisch ziemlich gut
geschlagen. Das einzige Problem war, dass es
nie den totalen Sieg anstrebte. Diese Frage
stellt sich jedoch jetzt in Afghanistan anders,
denn Amerika ist nicht mehr die absolut do-
minierende Wirtschaftsmacht. Sie muss sich
das Fussballfeld mit China, der aufstrebenden



Weiteres Kapitel in Amerikas Niedergang: Massenflucht auf Kabuls Flughafen.



Abwesend: Biden am Klima-Gipfel.



Dominanz: China feiert 100 Jahre KPCh.

Mannschaft, teilen. Es ist wie Manchester United gegen Manchester City. Manchester City ist der neue Star in der Liga, hat einen Topmanager, scheint mehr Geld zu haben und ist erfolgreicher, während das etablierte Manchester United im Niedergang begriffen ist. Ich glaube, das ist der Unterschied zu den 1970er Jahren.

Weltwoche: Biden erklärte, Trumps «America first»-Politik sei vorbei. Er versprach, die Verbündeten besser zu respektieren und mit den Führern der Welt auf Augenhöhe zu verhandeln. Herr Pike, Sie haben fast die ganze Welt bereist und zahlreiche Regierungen beraten. Welchen Typ Präsidenten respektieren die Menschen in Asien, Afrika und Südamerika mehr: einen Multilateralisten oder eine entschlossene Persönlichkeit, die die Agenda des eigenen Landes durchsetzt?

Pike: Ich denke, es steht ausser Frage, dass Trump in Asien viel mehr Respekt geniesst als Barack Obama oder Joe Biden. Das liegt daran, dass Trump diese starke Vision von amerikanischer Macht und der Notwendigkeit, den chinesischen Einfluss zu bekämpfen, hatte. Pekings Einfluss ist etwas, das vielen Amerikanern Angst macht, aber Menschen in Asien fürchten sich noch viel mehr davor, sei es auf den Philippinen, in Indonesien, natürlich in Taiwan, Korea, Japan und insbesondere in Vietnam. Trumps harte Haltung wurde im Nahen Osten sehr geschätzt. Barack Obama war unglaublich unpopulär, obwohl er antiisraelisch

und proarabisch war. Meiner Erfahrung nach verabscheuen ihn die Araber. Wie kann man einem Amerikaner vertrauen, der nicht für Israel ist? Bei Trump wusste man wenigstens, wo man stand. Tatsächlich hat Trump grosse Fortschritte dabei gemacht, Israel und einige der arabischen Staaten in dieser gemeinsamen Allianz gegen den Terrorismus und natürlich gegen den Iran zusammenzubringen. Mit Biden haben wir nun eine Situation, in der ein eher schwacher demokratischer Präsident damit begonnen hat, das Atomabkommen mit dem Iran neu auszuhandeln. Dies, obwohl jeder weiss, dass der Iran versucht, eine Atomwaffe zu bauen.

Weltwoche: Der Versuch, mit dem Iran zu verhandeln, wird diesen gefährlichen Prozess nicht aufhalten?

Pike: Meiner Meinung nach war das Atomabkommen, das Obama ausgehandelt hatte, ein schlechter Deal. Es hat acht Jahre lang nur den Lauf der Dinge verzögert, während der Iran in aller Stille mit den Vorbereitungen zum Bau einer Atomwaffe fortfuhr. Das wird eine der grossen Herausforderungen des nächsten Jahres sein. 2022 ist das Jahr, in dem Israel den Iran angreifen muss.

Weltwoche: Es hat bereits eine Reihe von Cyber-Angriffen gegeben. Von welcher Art neuer Angriffe sprechen Sie?

Pike: Die erste Angriffslinie wird das Spionagenetz sein, das die Israelis im Iran haben, um die Entwicklung von Atomwaffen

mittels Cyber-Angriffen zu stören. Wenn das nicht gelingt, bleibt Israel nur eine Möglichkeit.

Weltwoche: Ein militärischer Angriff?

Pike: Die Leute sagen, der Iran würde Israel nie mit Atomwaffen angreifen. Aber wenn das iranische Regime die ganze Zeit davon redet, dass es dich angreifen wird, was würdest du tun, wenn du Israel wärst? Einen Atomangriff kann man nicht überleben. Man wäre ausgelöscht. Das Einzige, was du tun kannst, ist ein Präventivschlag.

Weltwoche: Es gibt bereits eine islamische Atommacht, Pakistan. Die Atombombe gibt der Regierung Schutz für eine subversive Aussenpolitik. Die Regierung Biden ist für ihren Fehler, Afghanistan den Taliban kampflos zu überlassen, stark kritisiert worden. Aber ohne die erhebliche Hilfe Pakistans hätten die Taliban kaum zwanzig Jahre US-Besatzung überlebt.

Pike: Sie sagen, Pakistan, ich würde sagen, das pakistanische Militär. Das Militär war schon immer sehr stark von Salafisten unterwandert, von strenggläubigen muslimischen Ideologen. Mit Hilfe der Taliban haben sie einige Kontrolle über Afghanistan behalten. Wenn man sich also die pakistanische Politik anschaut, kann man die Armee nicht davon separieren. Selbst der pakistanische Premierminister Imran Khan, vor dem ich grössten Respekt habe, kann ohne den Segen der Armee nicht regieren.

Weltwoche: Sie sind mit Imran Khan persönlich verwandt.

>>>



Putin hat den Westen in der Zange: Truppenaufmarsch an der ukrainischen Grenze.



Hoffnung Pakistans: Khan, Ex-Frau Jemima.



Vertriebene: Bürgerkrieg in Äthiopien.

Pike: Ja, er ist mein ehemaliger Schwager. Imrans erste Frau, Jemima Khan, ist die Schwester meiner ehemaligen Ehefrau. Imran ist ein Mann von ausserordentlicher Integrität. Ich würde sagen, er ist der ehrlichste und mutigste Mann, den ich je getroffen habe. Ich erinnere mich, dass ich einmal mit ihm im Auto sass, um drei Uhr morgens, und wir fuhren von Tschetschenien nach Dagestan.

Weltwoche: Was haben Sie im wilden Kaukasus getrieben?

Pike: Wir waren dort, um Präsident Maschadow zu treffen, der während der kurzen Zeit, als Tschetschenien Mitte der 1990er Jahre unabhängig war, der Präsident war. Imran und ich flogen dann weiter nach Baku, um dort den Finanzminister zu treffen. Es war stockdunkle Nacht, und Imran und ich sassen auf dem Rücksitz dieses gepanzerten Autos. Wir hatten gerade die Grenze überquert, als es laut «klick, klick» machte, das Geräusch von Kalaschnikows, die geladen wurden. Es wurde geschrien, ich dachte, es würde gleich ein Feuergefecht ausbrechen. Ich tauchte an den tiefsten Punkt unserer Limousine. Und was tat Imran? Er sass da und lachte sich kaputt, er fand die ganze Situation unglaublich lustig. Er hat keine Angst. Er ist wirklich ein aussergewöhnlicher Mensch.

Weltwoche: Pakistan fördert seit Jahrzehnten den islamischen Fundamentalismus, durch seinen Geheimdienst, mit Geld und religiösen Schulen. Kann Imran Khan den Kurs ändern?

Pike: Offensichtlich hat er den unmöglichsten Job der Welt, aber wenn es jemand schaffen kann, dann er. Er ist ein geborener Anführer. Das hat er in seiner Sportlerkarriere bewiesen, als er die Cricket-Mannschaft zum Weltcup-Sieg führte, er ist einer der grössten Cricket-Spieler der Geschichte. Er hat sich vorgenommen, sein Land vertrauenswürdiger zu machen, und er hat sich lange darauf vorbereitet.

Weltwoche: Mit grossem Pomp feierte die allmächtige Kommunistische Partei Chinas, die KPCh, im Juli ihren 100. Geburtstag. Während die Welt unter der Covid-Plage leidet, die ihren Ursprung in Wuhan hat und die Peking

In der Ukraine hat Europa das dümmste Spiel gespielt, das in der Aussenpolitik möglich ist.

während Wochen vor der Welt verheimlicht hat, ist China auf der globalen Bühne auf dem Vormarsch. Und vor seiner Haustür bedroht es offen Taiwan. Was ist, kurz gesagt, Chinas Strategie in der Welt?

Pike: Wenn wir vom Aufstieg der neuen Weltmacht sprechen, müssen wir uns daran erinnern, dass China im Jahr 1820 ohne Frage das mächtigste Land der Welt war. In den letzten 200 Jahren hat der Westen dominiert. Aber davor war China 2000 Jahre lang die grösste und dominanteste Volkswirtschaft. In gewisser Weise kehren wir gerade zur Normalität zurück. China

könnte in den nächsten 50 Jahren durchaus auf die doppelte Grösse der USA anwachsen. Wenn Volkswirtschaften zu weltweiter Dominanz aufsteigen, neigen sie dazu, ihre Macht rund um den Globus auszubauen, wie es bei Amerika und davor bei Grossbritannien der Fall war. Das ist eine natürliche Entwicklung.

Weltwoche: Peking hat bislang nicht mit Kampffliegern und Raketen regiert, sondern durch seine Wirtschaftsmacht. Grosse Teile der Welt sind von China abhängig, deshalb werden sie das aufstrebende Reich nicht angreifen, sondern weiter mit ihm Geschäfte machen. Dominanz durch Abhängigkeiten, ist das die Strategie Chinas?

Pike: Ich denke, das ist genau richtig. Eine globale militärische Vorherrschaft ist nicht in Sicht. China wird beispielsweise keine Armee in den Nahen Osten schicken, um das Problem der Dschihadisten zu lösen. In gewisser Weise hatten Amerika, Grossbritannien und Europa keine andere Wahl, als der Gefahr direkt im Nahen Osten zu begegnen. Denn in Amerika, Grossbritannien oder Europa kann man nicht so gegen islamische Gruppen vorgehen, wie es China in seinem Land kann. Wir dachten, wir könnten das Problem an der Quelle lösen, indem wir Armeen in den Nahen Osten schicken. Nun, Sie haben gesehen, wie gut das funktioniert hat. China macht genau das Gegenteil. Es wird niemals eine Armee in islamische Länder schicken, sondern es bekämpft ein muslimisches Problem in Xinjiang.



Ende eines Zeitalters: Queen Elizabeth II. nimmt Abschied von Prinz Philip.

Weltwoche: Peking geht brutal gegen seine muslimische Minderheit, die Uiguren, vor. Es gibt Berichte über Konzentrationslager und gewaltsame «Umerziehung», was im Westen breite Kritik hervorgerufen hat.

Pike: Zu Chinas Verteidigung muss man daran erinnern, wie entsetzlich die dschihadistischen Gräueltaten waren, die von uigurischen Extremisten in China begangen wurden. Das wird vergessen, weil im Westen kaum darüber berichtet wird. Obwohl ich nicht gutheisse, was die chinesische Regierung tut, verstehe ich, warum sie dies tut, anstatt Armeen in den Nahen Osten zu schicken. Man muss sich fragen, was die bessere Methode im Umgang mit einheimischen Dschihadisten ist. Ich überlasse es den Lesern, sich ihre eigene Meinung zu bilden.

Weltwoche: 2021 war nicht frei von Friktionen mit Russland. In der Tat sorgt gerade eine militärische Aufrüstung entlang der ukrainischen Grenze für Kriegsängste. Was ist Russlands Strategie dahinter? Und welche Karten hält Putin in der Hand?

Pike: Die grösste Karte, die er in der Hand hat, ist die Versorgung mit Energie. Was auch immer an der Klimakonferenz in Glasgow diskutiert wurde, Tatsache ist, dass Europa und die ganze Welt Energie aus Kohlenstoff brauchen. Russland verfügt wahrscheinlich über mehr Ressourcen und unerschlossene Energie-reserven als jedes andere Land der Welt. Man darf nicht vergessen, dass die Erschliessung des

ressourcenreichen Arktischen Ozeans noch gar nicht begonnen hat. Deshalb hat Russland so viel Wert auf den Aufbau einer arktischen Flotte gelegt. Ihre Schlüsselkraft ist die Energie, und Europa hat das dümmste Spiel gespielt, das in der Aussenpolitik möglich ist.

Weltwoche: Was war die Dummheit des Westens?

Pike: Wir versuchen, die Ukraine in das europäische und das Nato-System zu integrieren. Ich weiss nicht, warum jemand die Ukraine haben will. Die Ukraine ist ein höchst korruptes Land. Sollen die Russen es haben, dann ist es ihr Problem, nicht unseres. Der Versuch, die Ukraine zu umarmen, war aus mehreren Gründen dumm, aber vor allem aus einem.

Weltwoche: Aus welchem?

Pike: Indem er die Ukraine einbinden wollte, hat der Westen, angeführt von Barack Obama, Russland in ein Bündnis mit China gedrängt. Gleichzeitig stimmte der Westen zu, dass die Russen eine Gaspipeline bauen, Nord Stream 2, um Gas nach Europa zu bringen. Nun, das sind zwei völlig unvereinbare Politiken. Wir haben uns Putin zum Feind gemacht, und wir geben ihm die Waffe, mit der er uns schlagen kann. Putin hat uns in der Zange. Wenn die Menschen kein Benzin, kein Öl und Gas in ihren Heizungen und für ihre Industrie haben, dann sind Europas Politiker am Ende. Wir haben also Putin die Macht überlassen, anstatt ein von Russland unabhängiges Energiesystem aufzubauen.

Weltwoche: Das wäre doch möglich gewesen, oder?

Pike: Ja, natürlich. Es hätte eine lange Planung über die letzten dreissig Jahre gebraucht.

Weltwoche: Ist es jetzt zu spät?

Pike: Jetzt ist es zu spät. Jeder, der sich mit Energie befasst, weiss, dass man nicht einfach kohlenstofffreie Energiesysteme mit Windrädern und Sonnenenergie bauen kann. Eines der Hauptprobleme ist, dass diese Energieressourcen unständig sind. Ausserdem sind sie bemerkenswert teuer und in der Herstellung ziemlich kohlenstoffintensiv. Man braucht eine Grundversorgung an Energie, und wenn man eine Grundversorgung haben will, muss man entweder Kohlekraftwerke oder Gaskraftwerke haben. Oder man hat Kernkraft.

Weltwoche: Seit Fukushima gilt Atomkraft weit über grüne Kreise hinaus als Kraft des Bösen.

Pike: Das Bizarre daran ist, dass die grünen Öko-Fanatiker selbst eine der Hauptursachen für den Klimawandel sind. Sie sind so sehr gegen die Kernenergie, dass wir heute noch mehr als früher auf Kohleenergie angewiesen sind. Die Grünen haben sich ins eigene Knie geschossen und schaden damit uns allen. Weltweit wird vielerorts der Ausstieg aus der Kernenergie zu einem Zeitpunkt vollzogen, an dem eigentlich jeder weiss, dass man mehr Kernenergie braucht, wenn man die Ziele der Klimakonferenz COP 26 erreichen will.

Weltwoche: Wer ist Ihre Person des Jahres?

Pike: Ich würde sagen, Bill Gates. Wegen seiner visionären Pläne zur Energieerzeugung. Er ist Mitbegründer von TerraPower, einem Startup, das die Konstruktion von Atomreaktoren revolutionieren soll. Er ist ein sehr kluger Mann. Im Moment bauen er und Warren Buffett eines dieser kleinen Kernkraftwerke im US-Bundesstaat Oregon auf. Es ist ein Joint Venture zwischen Warren Buffetts Energieunternehmen PacifiCorp und Bill Gates' TerraPower. Es wird ganz Oregon mit Strom versorgen, aber der Bau wird sieben Jahre dauern.

Weltwoche: Wie viele davon bräuchten wir, um genug Energie für die ganze Welt zu produzieren?

Pike: Ich habe eine grobe Überschlagsrechnung angestellt. Um die COP-26-Ziele zu erreichen, müsste man schätzungsweise 20000 dieser kleinen Kraftwerke bauen. Rolls Royce entwickelt in Grossbritannien ein System von kleinen Kernkraftwerken. Es dauert ungefähr sieben Jahre, um eines zu bauen, und wir sind noch lange nicht so weit. Tatsächlich haben wir bei der Kernenergie einen Rückschritt gemacht, was verrückt ist. Um unser Wachstum aufrechtzuerhalten, müssen wir also immer mehr kohlenstoffhaltige Energie verwenden.

Weltwoche: Die wachsende Mittelschicht in China hat eine grosse Nachfrage nach Energie aus Kohlenstoff.

>>>



Apocalypse Now: Drohnen als Lieblingswaffe von Terroristen.



Dem Anfang von allem auf der Spur: James-Webb-Teleskop.

Pike: Die Chinesen mögen fließend warmes Wasser in ihren Häusern, und sie mögen Zentralheizungen genauso wie wir. Turkmenistan hat das zweitgrösste Erdgasfeld der Welt. China hat eine Pipeline durch Kasachstan bis nach Turkmenistan gebaut, um Gas in sein Gasnetz zu pumpen. Auch Indien braucht dringend mehr Energie aus Kohlenstoff. Die Vorstellung, dass der Kohlenstoff verschwinden wird, ist illusorisch.

Weltwoche: Sie haben das Standardwerk über die Geschichte des modernen Asien – «Empires at War» – geschrieben. Welches ist das am meisten unterschätzte Land in Asien?

Pike: Keine Frage, Vietnam. Als ich ein Teenager war, war Vietnam täglich auf allen Titelseiten. Ich lebte in Paris, als die Friedensgespräche zwischen Henry Kissinger und den Nordvietnamesen stattfanden. Nach den 1970er Jahren verschwand Indochina praktisch aus den Zeitungen. Heute hört man nichts mehr über die Vorgänge in Vietnam. Wussten Sie, dass Präsident Nguyen Xuan Phuc im Juli

wiedergewählt wurde? Nein, Vietnam ist wie ein unsichtbares Land.

Weltwoche: Sie waren der erste Westler, der nach den Wirtschaftsreformen 1986 nach Vietnam reiste und Handel trieb.

Pike: Ich bin am Weihnachtstag 1986 nach Saigon geflogen, kurz nach den «Doi Moi»-Reformen, die mit dem Ziel der Schaffung einer sozialistisch orientierten Marktwirtschaft ein-

Die grösste Bedrohung für Europa ist nicht Russland, sondern die rasante Einwanderung aus Afrika.

geleitet wurden. Damals lag das durchschnittliche Jahreseinkommen bei etwa 80 Dollar. Heute liegt es bei etwa 8000 Dollar, es ist also ein enormes Wachstum zu verzeichnen. Vietnam ist eine riesige Volkswirtschaft mit 100 Millionen Einwohnern. Sein Energiebedarf steigt jährlich um 15 Prozent. Die Hälfte der vietnamesischen Energie wird aus Kohle gewonnen, und das wird so bleiben. Vor etwa vier Jahren wurde der Bau eines Kernkraftwerks in Erwägung gezogen, aber wieder verworfen, weil es zu teuer ist. Nicht nur China baut mehr Kohlekraftwerke.

Weltwoche: Äthiopien, ein weiteres Land, das lange unter dem Radar war, ist dieses Jahr durch einen blutigen Krieg in die Schlagzeilen zurückgekehrt. Im Konflikt in der Region Tigray wurden Tausende von Menschen getötet und Millionen aus ihren Häusern vertrieben. Bemerkenswert ist, dass dieser Krieg von einem Mann angezettelt wurde, der 2019 mit dem Friedensnobelpreis geehrt wurde, Äthiopiens Premierminister Abiy Ahmed. Was symbolisiert dieser Krieg für Sie?

Pike: Nun, Sie zeigen sich überrascht, dass er den Nobelpreis gewonnen hat und dann in den Krieg gezogen ist. Das hat Barack Obama auch getan. Erinnern wir uns: Obama hat die Zahl der Drohnenexekutionen um das Zehnfache gegenüber seinem Vorgänger, Präsident Bush, erhöht. Er hat diese willkürliche Gerechtigkeit, den Tod aus dem Himmel, institutionalisiert. Ehrlich gesagt, jeder anständige Mensch mit einem Gewissen in seiner Position hätte den Friedensnobelpreis abgelehnt. Obama diesen Preis zuzusprechen, war das Dümme, was ich je gesehen habe. Abgesehen von der Verleihung des Literatur-Nobelpreises an Bob Dylan.

Weltwoche: Welches bemerkenswerte Ereignis ist Ihnen dieses Jahr in Afrika aufgefallen?

Pike: Die demografische Entwicklung in Nigeria. Wenn man sich das weltweite Bevölkerungswachstum in diesem Jahrhundert ansieht, finden 80 Prozent davon in Afrika statt. Und ein grosser Teil davon in Nigeria. In Nigeria leben heute über 200 Millionen Menschen, und bis 2050 wird sich die Bevölkerung verdoppeln.

Weltwoche: Das ist natürlich ein grosses Potenzial für Migration.

Pike: Ich habe eine Umfrage gelesen, nach der mehr als 50 Prozent der nigerianischen Bevölkerung in Amerika oder Grossbritannien leben wollen.

Weltwoche: Die Hälfte der Nigerianer sind Muslime. Mit welchen Folgen ist zu rechnen, wenn Millionen von ihnen nach Europa aufbrechen?

Pike: Die grösste Bedrohung für Europa ist nicht Russland. Das grösste Problem, das wir in Europa haben, sind die Einwanderung und der rasante Wandel unserer Gesellschaften und unserer Kultur. Noch wichtiger ist, dass



die langfristige Bedrohung, der wir ausgesetzt sind, von der islamischen Bevölkerung ausgeht. Selbst wenn nur ein kleiner Teil davon radikalisiert wird, ist das ein enormes Problem für den Westen. Für mich ist die Masseneinwanderung aus Afrika bei weitem die grösste Herausforderung, vor der wir stehen, denn sie geschieht nicht langsam, sondern sehr schnell. Deshalb sagt Eric Zemmour in Frankreich, der Macron bei den Präsidentschaftswahlen im nächsten Jahr herausfordert: «Wir müssen uns unser Frankreich zurückholen.»

Weltwoche: Zurück nach Grossbritannien. Die Welt wurde im April Zeuge einer erschütternden Szene. Die Königin sass ganz allein auf den Bänken der St George's Chapel auf Schloss Windsor und trauerte um ihren Mann, Prinz Philip. Er starb wenige Monate vor seinem 100. Geburtstag. Von was für einer Welt haben wir uns in diesem Moment verabschiedet?

Pike: Die bedeutendsten britischen Monarchen in der Geschichte des Königreichs waren Frauen. Königin Elizabeth I., Königin Victoria und jetzt Königin Elizabeth II. Sie ist 95 Jahre alt, offensichtlich von abnehmender Energie und Gesundheit. Sie wird nicht mehr allzu lange bei uns sein. Während wir uns dem Ende des zweiten elisabethanischen Zeitalters nähern, wird der Königin ein bemerkenswerter Respekt entgegengebracht. Sie hat mit aussergewöhnlicher Hingabe ihre Pflichten ausgeübt. Sie ist nie umstritten, was vielleicht daran liegt, dass sie ziemlich langweilig wirkt. Aber selbst Republikaner wie ich haben riesigen Respekt vor ihr.

Weltwoche: Nicht wenige Royalisten fürchten den Moment, in dem Prinz Charles den Thron besteigen wird. Wird dies das Ende des britischen Königreichs sein, wie wir es kennen?

Pike: Das wird eine Herausforderung sein. Charles geniesst nicht die gleiche Wertschätzung wie seine Mutter. Die ganze Episode mit Prinzessin Diana hat seinem Ruf eindeutig geschadet, obwohl er ihn bis zu einem gewissen Grad wiederhergestellt hat. Viele Menschen nehmen ihm seine ständige Einmischung in Fragen der Umwelt oder der Ökologie übel. Sie nehmen es ihm übel, dass er ein Mann ist, der mehr als siebzig Angestellte hat, der riesige Häuser, Autos und Flugzeuge besitzt und den Leuten Vorträge über den Energieverbrauch hält. Es gibt einfach eine Menge Heuchelei. Ich bin mir nicht sicher, ob die britische Krone weitere hundert Jahre überleben wird.

Weltwoche: Gemäss Umfragen ist eine Mehrheit der jungen Briten gegen die Monarchie.

Pike: Meiner Ansicht nach sollte jedes Mal, wenn ein Monarch stirbt, ein Referendum über die Fortsetzung des Königreichs abgehalten werden. Ich habe für den Brexit gestimmt, weil ich in einem unabhängigen, demokratischen Land leben will, so wie die Schweiz, ein demokratisches Land, das ich am meisten bewundere. Wenn ich für den Brexit gestimmt habe, wie

kann ich dann weiterhin die Institution der Monarchie unterstützen? Ich denke, mein Vorschlag wird nie aufgegriffen werden, aber lustigerweise könnte er die Monarchie langfristig retten, weil er sie als demokratisches System institutionalisieren würde.

Weltwoche: Welches sind die Brennpunkte in der Welt, an denen es im nächsten Jahr richtig krachen könnte?

Pike: Der Iran wird viel Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Die Situation in Taiwan ist sehr ernst, der Streit um die Ukraine enthält Sprengstoff. Aber meistens kommt es an Orten zu einer Katastrophe, wo man es nicht erwartet hatte.

Weltwoche: Woran denken Sie?

Pike: Ich frage mich nur, ob 2022 das erste Jahr sein wird, in dem ein Staatsoberhaupt durch eine Drohne ermordet werden wird. Wir hatten bisher zwei Versuche. Einen auf Nicolás Maduro in Venezuela im Jahr 2018 und einen in diesem Jahr auf Mustafa al-Kadhimi, den Premierminister des Irak. Beide Versuche sind gescheitert. Aber ich denke, sie werden mit ziemlicher Sicherheit irgendwann erfolgreich sein. Früher hat man Drohnen als Spielzeuge benutzt. Heute sind sie beliebte Waffen, nicht nur für reguläre Armeen, sondern auch für Terroristen. Die technischen Fortschritte bei der Bewaffnung von Drohnen sind inzwischen absolut aussergewöhnlich. Man kann nicht nur mit einzelnen Drohnen angreifen, sondern eine ganze Flotte von Quadroptern in den Kampf schicken.

Weltwoche: Wie im Film «Apocalypse Now», aber lautlos und fast unsichtbar?

Pike: Eine türkische Firma hat Miniatur-Quadropten entwickelt, die bloss acht Zentimeter breit sind und so viel Sprengstoff tragen können, dass sie Ihnen das Hirn wegpusten können. Das klingt wie Science-Fiction, ist aber bereits Realität. Gelegentlich habe ich mit meinen Vorhersagen recht gehabt. Ich habe am Morgen des 11. September 2001 mit dem Vorsitzenden von Bloomsbury Publishing zu Mittag gegessen und gesagt: «Ich erwarte, dass es in den nächsten zehn Jahren einen grösseren Anschlag auf eine Stadt durch Dschihadisten geben wird.» Eine Stunde später, beim Mittagessen, hören wir, dass gerade ein Flugzeug in das World Trade Center geflogen ist.

Weltwoche: Was raten Sie, um sich gegen die neuen Gefahren zu wappnen?

Pike: Mein Rat an alle Bürgermeister: «Schützt eure Stadien.» Ich empfehle, die Verteidigungsanlagen gegen Quadropten-Angriffe vorzubereiten, denn irgendwann wird es mit ziemlicher Sicherheit zu einem Terror-Angriff auf Sportstadien kommen.

Weltwoche: Auf welches Ereignis im kommenden Jahr freuen Sie sich am meisten?

Pike: Das aufregendste Ereignis ist die Mission des James-Webb-Weltraumteleskops, das

Hubble ablösen soll. Wir werden in der Lage sein, in die Vergangenheit zu blicken.

Weltwoche: An den Anfang von allem.

Pike: An den Anfang der Zeit. Wir gehen zurück bis etwa 200 000 Jahre nach dem Urknall, diese Zeit wird «The Great Inflation» genannt. Dieses Teleskop wird uns ganz neue und viel detailliertere Erkenntnisse über frühe Galaxien liefern. Ich kann es kaum erwarten.

Weltwoche: Glauben Sie, dass der Blick durch das neue Teleskop die Rolle der Menschheit im Universum verändern wird?

Pike: Je mehr wir über die Geschichte des Universums wissen, desto mehr erkennen wir, dass das, was wir als Individuen tun, von sehr geringer Bedeutung ist. Ich denke, das sollte unsere Aktivitäten als menschliche Wesen in kosmische Perspektive rücken.



Pionier ohne Grenzen: Francis Pike.

Francis Pike, 1954 im britischen Leicester geboren, studierte in Paris, bevor er in Cambridge einen MA in Geschichte erwarb. Seine Finanzkarriere begann er als Analyst für Gold, Diamanten, Metalle und den asiatischen Plantagensektor. 1983 zog er nach Tokio, wo er in den folgenden zehn Jahren Investment-Unternehmen in Japan und ganz Asien gründete. Später baute er Investmentbanken auf dem indischen Subkontinent auf. Im Vereinigten Königreich gründete und leitete er eine Reihe von Aktiengesellschaften sowie 1990 das erste Private-Equity-Unternehmen Osteuropas.

In verschiedenen Funktionen hat Pike Regierungen und Staaten in den USA, Asien und im Nahen Osten beraten. Neben London, Paris und Tokio hat er in Hongkong, Mumbai, Berlin und Marrakesch gelebt. Er ist Partner der Temple Gallery, eines führenden Händlers für russische und byzantinische Ikonen. In den letzten zehn Jahren hat Pike zwei Bücher veröffentlicht: «Empires at War: A History of Modern Asia Since World War II» und «Hirohito's War: The Pacific War, 1941–1945». (WW)

Janis Joplin von Bern

Simone Machado war eine respektierte Grösse bei den Berner Linken.

Bis sie sich mit dem Corona-Widerstand verbündete. Aus ihrer Sicht ist das nur konsequent.

Alex Baur

Bern

Sie sieht Janis Joplin zum Verwechseln ähnlich. Womöglich hat sie auch etwas vom ungestümen Geist der legendären Woodstock-Rockröhre in sich aufgesogen, als sie damals, in den späten 1970er Jahren, mit ihrer Mutter durch Kalifornien zog. Ihre Mutter war nach der Scheidung nach Amerika ausgewandert. So besuchte Simone Rebmann, wie sie damals hiess, die dritte Primarschulklasse in den USA.

Das Amerika-Abenteuer dauerte gerade mal ein Jahr. Danach folgte ein weiteres Jahr in Genf. Solche Jahre können Menschen prägen. Schliesslich sucht man auch nach Erklärungen: Warum ausgerechnet sie, Simone Machado, geborene Rebmann – und keine andere?

Aus ihrer eigenen Perspektive handelte Machado bloss konsequent und richtig, als sie sich als prononciert Linke auf die Seite der Freiheitstrychler und Verfassungsfreunde schlug, die in Bern gegen das Corona-Regime demonstrierten. Doch für viele ihrer Genossen kam es einem unverzeihlichen Verrat gleich.

Nachfolgerin des Parteigründers

Wir treffen uns in einem Sitzungszimmer des altehrwürdigen Berner Rathauses. Hier hat Simone Machado einen grossen Teil ihres Lebens verbracht, seit sie 2014 für die Grünalternative Partei (GaP) ins Kantonsparlament gewählt wurde. Nach einem Sitzverlust ihrer Minipartei wechselte sie 2020 als politische Ziehtochter und Nachfolgerin von Parteigründer Luzius Theiler ins Berner Stadtparlament. Dort politisiert sie im Kreis einer «freien» Links-Fraktion zusammen mit der marxistischen PdA und der Alternativen Liste (AL).

Dass ganz links und ganz rechts sich bei Sachfragen gelegentlich gegen den übermächtigen rot-grünen Block verbünden, ist nicht aussergewöhnlich in Bern. SVP-Lokalmatador Alexander Feuz etwa findet nur lobende Worte ebenso für Theiler wie auch für Machado. Beim Endlosstreit um die Reitschule lag man sich zwar regelmässig in den Haaren. Das hindert die Kontrahenten indes nie daran, bei einem



«Die Linken sind die neuen Rechten»: Juristin Machado.

umstrittenen Infrastruktur- oder Bauprojekt auch mal Seite an Seite zu kämpfen.

Doch mit Corona wurde alles anders. Dass die Juristin Machado das Berner Demonstrationsverbot vor Bundesgericht erfolgreich gebodigt hatte und damit Anfang September das Tor zu den Kundgebungen in der Bundesstadt weit öffnete, hätte man ihr vielleicht noch verziehen. Solange sie diskret und ohne viel Aufsehen im Hintergrund wirkte, sah man gerne darüber hinweg.

Doch als Machado am 23. Oktober anlässlich der Grosskundgebung auf dem Bundesplatz zusammen mit konservativen Urkantönern, liberalen Verfassungsfreunden und radikalen Feministinnen – es war ein Bild für die Geschichtsbücher – auf das Podium stieg und sich vor aller Augen mit dem vermeintlichen Klassenfeind verbrüdete, war der Zapfen ab. PdA und AL schlossen Simone Machado kurzerhand aus der Links-Fraktion aus – schriftlich, ohne sie vorher formell angehört zu haben.

Totale Quarantäne

Zwei Begriffe bekam Machado seither immer wieder an den Kopf geworfen: «Kontaktschuld» und «Querfront». Es sind Worte, die ihr aufliegen wie ein unverdaulicher Happen, der einen bis in die Träume verfolgt. Die Be-

Machado hat im harten Alltag erfahren müssen, dass Kuba kein Arbeiterparadies ist.

griffe stammen aus dem letzten Jahrhundert und stehen für die Fusion von Faschismus und Kommunismus zum Nationalsozialismus. Der Corona-Widerstand wäre demnach als eine Art ideologisches Virus mit hohem Ansteckungspotenzial zu behandeln, gegen das nur ein rigoroses Social Distancing schützt oder besser (sicher ist sicher) die totale Quarantäne.

Aus Machados Sicht ist diese Ausgrenzung nicht nur geschichtsblind und absurd, sondern eine bösertige Verdrehung der Realität. Nirgends, «aber wirklich nirgends» habe sie bei den überwiegend friedlichen Kundgebungen gegen die Corona-Massnahmen totalitäre oder rechtsextreme Tendenzen ausmachen können. Und sie hat doch einige Demos erlebt. Anfänglich war sie bloss als Zuschauerin dabei. Bis sie schliesslich ein Teil der Rebellion wurde.

Die Welt steht kopf. Dieselben Kreise, die einst einen grossen Bogen um jedes genmanipulierte Maiskorn machten, möchten nun die ganze Menschheit mit Gentech-Impfstoffen zwangsbeglücken. Während Konservative Protestparolen skandieren, rufen Antifas zu Ruhe und Ordnung, dienen sich der Polizei als eifrige Gehilfen an. Liberale plädieren im Chor mit Sozialisten für mehr Staat und Kontrolle.

Für Simone Machado hat sich wenig ver-



ändert: Mit derselben Hartnäckigkeit, mit der sie sich für linke Aktivisten oder Immigranten einsetzt, kämpft sie für die Grundrechte von Massnahmen-Gegnern. Und diese kommen, sofern sie sich zuvor überhaupt um Politik kümmerten, eher aus der konservativen Ecke. Mit Ideologie lässt sich das nicht erklären. Suchen wir also weiter bei Janis Joplin.

Zurück in Bern, besucht Simone Rebmann nach der Sekundarschule das Wirtschaftsgymnasium, «mehr aus Verlegenheit denn aus Überzeugung», wie sie sich erinnert. Ein Jahr vor der Matura bricht sie ab, jobbt als Pflegehilfe. Auf einem Bauerngut im Neuenburger Jura arbeitet sie mit Fohlen. 1994 schliesst sie eine Ausbildung als «eid. dipl. Landwirtin» ab. Im Sommer zieht es sie jeweils auf die Alp. Melken, käsen, heuen, die körperliche Arbeit sagt ihr zu. In den Wintermonaten holt Simone Rebmann die Matura nach. Ihren Lebensunterhalt verdient sie mit Servieren und Putzen. Ihr Vater, ein Garagist, hilft ihr gelegentlich mit einem finanziellen Zustupf aus.

Danach das Jus-Studium an der Uni Freiburg. Rebmann geht schon gegen vierzig. Auf einer Zugfahrt lernt sie zufällig den 2007 verstorbenen Anwalt Daniele Jenni kennen, eine Legende in der linken Berner Szene. Jenni setzt sich für die Rechte von Demonstranten und für Randständige ein, gelegentlich vertritt er jurassische Separatisten oder Naturschützer. Die Grünen schlossen ihn bereits 2004 aus der gemeinsamen Fraktion aus, weil er sich bei den Gemeinderatswahlen in der Stadt Bern Regula Rytz in den Weg stellte. Jenni ist es, der Simone Rebmann zu den Grünalternativen bringt.

Ihr Studium schliesst Simone Rebmann 2008 ab. Später heuert sie beim Zürcher Rechtsanwalt Philip Stolkin an. «Ich war immer auf der Seite der Geschädigten», definierte Stolkin seine Rolle einmal. Seine Klientel: IV-Rentner, Asbest-Opfer, Heimkinder, aber auch linke Aktivisten. Stolkin gilt als Spezialist für Grundrechte. Und er gehört zu den wenigen Anwälten, die eine Klage so formulieren können, dass sie am Strassburger Gerichtshof für Menschenrechte erhört wird.

2013 erhält Simone Rebmann ihren neuen Nachnamen: Sie heiratet den neun Jahre älteren Kubaner Eduardo Machado Rios. Bis 2018 lebt er bei ihr in Bern, dann zieht er in die Karibik zurück. Die beiden sind nach wie vor ein Paar. Regelmässig reist sie in die sozialistische Republik. Machado hat im harten Alltag erfahren müssen, dass Kuba kein Arbeiterparadies ist, sondern schlicht und ergreifend die älteste Diktatur Lateinamerikas. Sie macht sich diesbezüglich schon lange keine Illusionen mehr. Die Erfahrungen aus Kuba mögen ihr geholfen haben, die Überwindung des Kapitalismus pragmatisch anzugehen.

Als im Frühling 2020 die Corona-Krise über die Welt hereinbricht, ist Machado, wie fast alle, vorerst verunsichert. Sie hört sich neben den offiziellen Kanälen auch kritische Stimmen an. Es sind die Klassiker wie Wolfgang Wodarg, Susharit Bhakdi, Pietro Vernazza oder John Ioannidis. Schon bald kommt auch sie zum Schluss, dass die Gefährlichkeit des Virus masslos aufgebauscht wird.

Beruflich arbeitet Machado als Juristin bei einem regionalen Sozialdienst. Aus nächster Nähe bekommt sie hier die Kollateralschäden mit, welche das Corona-Regime im Milieu der Minderprivilegierten und Randständigen anrichtet. Sie gelangt bald zur Überzeugung, dass man die wirklich Gefährdeten gezielter und besser schützen könnte, ohne gleich den ganzen Rechtsstaat aus den Angeln zu heben. Und dass die Grundrechte keine politische Couleur haben.

Im letzten März entstand auf einem Kommunikationskanal die Gruppe «Freie Linke», ein loser Verbund, der sich für die Grundrechte in Corona-Zeiten engagiert. In den meisten linken Kreisen ist dies ein Tabubruch sondergleichen. Die meisten Teilnehmer bevorzugen die Anonymität, weil sie fürchten, vom Freundeskreis ausgegrenzt zu werden und im sozialen Niemandsland zu enden. Simone Machado wurde zum Gesicht dieser Bewegung.

Anstoss zu einer neuen Bewegung?

Machado spricht gerne Tacheles. Das klingt dann etwa so: «Die Linken sind die neuen Rechten. Früher hatten die Rechten die Freiheit der Menschen mit Law and Order begrenzt, heute sind es die Linken mit einem aufgeblähten Staat, einer diktatorischen Moral und einer bevormundenden Vorstellung von der richtigen Lebensweise.»

Der Corona-Hype wird irgendwann zu Ende gehen. Ob mit dem Virus auch die «Freie Linke» verschwindet, wird sich zeigen. Grundrechte und Verfassungsprinzipien hängen nicht von der gerade herrschenden politischen Konjunktur ab. Gut möglich, dass Corona bloss den Anstoss zu einer neuen Bewegung gibt, welche die gängigen politischen Schablonen sprengt. Wenn dem so sein sollte, wird man sich den Namen Machado merken müssen. Das Gesicht von Janis Joplin kennen wir ja schon.

Zürcher Party-König im alten London

Zwingli-Nachkomme John James Heidegger veranstaltete im 18. Jahrhundert verrufene Bälle, verkehrte mit der Royal Family und war Geschäftspartner von Jahrhundert-Komponist Händel.

Erik Ebnetter



«Hauptförderer des Lasters»: Maskenball im King's Theatre am Haymarket (1724).

Im Herbst 1727 erhielt ein Zürcher namens John James Heidegger den Auftrag, die Krönungsfeier für den britischen König Georg II. auszurichten. Dafür liess er sich etwas Aussergewöhnliches einfallen: Er verband die Kerzen in den Deckenleuchtern der Westminster Hall mit Flachsschnüren, um sie schneller anzünden zu können. In drei Minuten leuchtete die ehrwürdige Stätte im Schein von 1800 brennenden Kerzen – «zum Staunen aller Zuschauer», wie eine Augenzeugin berichtete.

Es muss ein Spektakel gewesen sein: Glimmende Flachsflocken fielen von der Decke, ohne Schaden anzurichten. Die Königin und ihre Damen waren «in nicht geringem Schrecken», notierte der Dichter Thomas Gray. Die geladenen Herren hatten die Möglichkeit, sich als Beschützer in ritterliche Pose zu werfen. Das Fest war ein voller Erfolg.

Kein Wunder, schliesslich verstand der Veranstalter sein Geschäft. Wer im gregorianischen Zeitalter etwas zu feiern hatte, wandte sich vorzugsweise an Heidegger, «die gewandteste

Persönlichkeit, die durch das London des frühen achtzehnten Jahrhunderts schlenderte», wie der britische Verleger Newman Flower schrieb. In einem zeitgenössischen Gedicht erscheint Heidegger als «surintendant des plaisirs d'Angleterre».

«Schweizer Graf»

Eine solche Laufbahn als Party-Unternehmer in der Metropole eines Weltreichs war keineswegs vorgezeichnet. Geboren 1666 in Zürich, stammte Johann Jakob Heidegger, wie sein Name eigentlich lautete, aus einer Theologenfamilie. Sein Professorenvater schrieb das Büchlein «Mark und Kern der christlichen Gotts-Gelehrtheit», das angehende Zürcher Pfarrer noch ein Jahrhundert später auswendig lernen mussten. Zu den Vorfahren zählte der sittenstrenge Reformator Huldrych Zwingli.

Wie Heidegger nach Grossbritannien kam, ist unbekannt. Zum ersten Mal taucht er 1707, im Alter von 41 Jahren, in britischen Quellen auf. Vielleicht folgte er einer Geliebten, vielleicht

reiste er in diplomatischer Mission nach London. Sicher ist, dass er seine Frau Anna Werdmüller und vier Kinder in Zürich zurückliess. Niemand von ihnen sollte ihn überleben.

Der tüchtige Heidegger etablierte sich rasch in der Londoner Gesellschaft. Schon unter Königin Anne (gestorben 1714) und König Georg I. (gestorben 1727) war in den Gazetten von einem «Swiss count» zu lesen. Dieser «Schweizer Graf» betätigte sich als Impresario und begeisterte sich für italienische Opern.

Spottgedicht in Knittelversen

Was Heidegger bei diesen Geschäften zugute kam, war sein Talent für Sprachen und sein ausgezeichnetes Gedächtnis. Ausserdem war er schlagfertig und freigiebig und richtete seinen Witz gern auch gegen sich selber. Einmal wettete er mit Lord Chesterfield, er sei der hässlichste Mensch von ganz London. Als ihm eine verrunzelte Frau vorgeführt wurde, schnappte er sich deren Kopfbedeckung, setzte sie feixend auf und gewann die Wette.

Ein andermal erklärte Heidegger zur Belustigung der Zuhörer, seine Landsleute seien eben doch die Besten: «Ich wurde als Schweizer geboren und kam nach England ohne einen Heller in der Tasche; aber es ist mir gelungen, 5000 Pfund jährlich einzunehmen und auch wieder auszugeben. Nun fordere ich den gescheitesten Engländer heraus, nach der Schweiz zu gehen und dort die gleiche Summe entweder einzunehmen oder auszugeben.»

Die anglikanische Kirche hatte weniger Freude am umtriebigen Geschäftsmann. Seine Maskenbälle für die Oberschicht zogen auch «Hochstapler und Frauen von schlechtem Ruf» an, wie der Zürcher Anglist Theodor Vetter in seinem Heidegger-Porträt von 1902 berichtete. Regelmässig kam es zu nächtlichem Aufruhr am Haymarket, wo die Bälle stattfanden. Der Bischof von London donnerte von der Kanzel gegen das frivole Treiben, was Heidegger mit einem Spottgedicht in Knittelversen parierte.

Auch die weltlichen Instanzen beschäftigten sich mit dem Zürcher Theologensohn. Ein Schwurgericht bezeichnete ihn als «Haupt-

förderer des Lasters und der Immoralität» im Land, ohne ihm ein strafbares Verhalten nachweisen zu können. Im Parlament scheiterte ein Versuch, die Maskeraden zu verbieten.

Geholfen haben dürften Heidegger seine guten Verbindungen. Er hatte mächtige Freunde bis hinauf in die Königsfamilie. So führte er die Royal Academy of Music und war Direktor des King's Theatre. Er traf sich zum Essen mit Georg II. und schrieb schmeichelnde Briefe an Caroline von Ansbach, die Frau des Königs.

Seine Freunde machten sich einen Spass daraus, diese guten Beziehungen zum Hof auf die Probe zu stellen. Eines Tages liess der Herzog von Montagu eine Maske von Heidegger anfertigen. Beim nächsten Ball, an dem auch Georg II. teilnahm, forderte ein Mann als Heidegger verkleidet die Musiker auf, eine königsfeindliche Hymne zu spielen. Heidegger war entsetzt. Nachdem sich das Ganze als Scherz herausgestellt hatte, wollte er die Maske zerstört sehen. Georg II. amüsierte sich königlich.

Jede Saison neue Opern

Wenn heute von Heidegger die Rede ist, dann als Weggefährte des Jahrhundertkomponisten Georg Friedrich Händel. Die beiden begegneten sich vermutlich 1710 zum ersten Mal und brachten später am King's Theatre jede Saison neue Opern auf die Bühne. Auch bei der Thronbesteigung von Georg II. waren beide beteiligt. Während Heidegger die Feierlichkeiten ausrichtete, schrieb Händel eine Krönungshymne, die heute vor jedem Champions-League-Spiel erklingt.

Seine letzten Lebensjahre verbrachte Heidegger in einem Haus in Richmond, heute ein Stadtteil von London. Er umgab sich mit Gemälden aus der Heimat und hielt brieflichen Kontakt mit Zürcher Bekannten. Am 7. September 1749 verstarb er im Alter von 83 Jahren, ohne Nachkommen und Vermögen zu hinterlassen. Ein Nachruf im *General Advertiser* schliesst mit der Bemerkung über seine Grosszügigkeit. In London ist eine kleine Strasse nach ihm benannt («Heidegger Crescent»). In Zürich ist John James Heidegger vergessen.



Grosszügig: Impresario Heidegger.

Herrisch und schludrig

Wer nicht sofort pariert, den stellt Wermuth öffentlich bloss. Selber reicht er Vorstösse ein ohne minimalste Vorabklärungen.

Marcel Odermatt

Bern

Dass den Parlamentariern solche Helfer zur Verfügung stehen, dürfte den wenigsten Bürgern bewusst sein. Spezialisten vom Bund assistieren den Volksvertretern dabei, dass ihnen finanziell kein Rappen durch die Lappen geht. Zwei Verwaltungsangestellte meldeten sich in der Wintersession bei den National- und Ständeräten. Sie sind für Bezüge und Betreuung von Ratsmitgliedern verantwortlich. Ihr Angebot: Sie stellten einen Tag lang im Bundeshaus einen Info-Tisch auf. Dort konnten sich die Politiker darüber beraten lassen, ob sie wirklich alle möglichen Bezüge erhielten.

Der Erste, der seine Einkünfte optimieren wollte, war Cédric Wermuth. Doch der Co-Prä-

Die Krankenkassen sollten Daten an den Staat liefern, über die sie gar nicht verfügen.

sident fand die Verwaltungsangestellten nicht vor. Das fand der Chefgenosse nicht lustig. Elf Minuten nach der Orientierung der Beamten schrieb der Aargauer Nationalrat anklagend zurück: «Ich war eben am Tisch, er ist aktuell nicht besetzt. Können Sie mir mitteilen bitte, wann der Tisch effektiv besetzt ist? Danke!»

Diese Zurechtweisung verschickte der Sozialdemokrat gleich an alle 246 Parlamentarier. Es ist offensichtlich: Wenn es darum geht, zu seinem Geld zu kommen, handelt Wermuth prompt und mit Nachdruck. Dabei ist er sich auch nicht zu schade, kleine Angestellte im Parlamentsgebäude vor allen Ratskollegen blosszustellen.

Nur: Der SP-Chef geht selber nicht immer ganz genau zu Werke. In derselben Session stellte Wermuth in der Beratung des Covid-19-Gesetzes einen Antrag. Er verlangte, dass die «zuständigen Behörden von Bund und Kantonen noch nicht geimpfte Personen zwecks Information und Einladung zur Impfberatung direkt kontaktieren können». Und weiter im Text, den Wermuth unter grossem Mediengetöse ankündigte: «Der Bundesrat kann vor-



«Danke!»: SP-Präsident Wermuth.

sehen, dass die Versicherer der obligatorischen Krankenpflegeversicherung die entsprechenden Kontaktdaten und Informationen zur Verfügung stellen müssen.»

Die Krankenkassen sollten gezwungen werden, private Krankheitsdaten an den Staat zu liefern. Ein Vorgehen, das noch vor kurzer Zeit einen landesweiten Aufschrei provoziert hätte. Bis dato herrschte im Datenschutz unisono die Meinung, dass Gesundheitsinformationen die schützenswertesten Angaben überhaupt seien. Dem linken Aushängeschild schien das aber egal zu sein. Trotzdem kam der Antrag dann in der Grossen Kammer nicht zur Abstimmung. Nationalratspräsidentin Irène Kälin erklärte zu Beginn der Debatte, der Vorstoss sei zurückgezogen worden. Was ist passiert?

Auf Anfrage will der SP-Co-Präsident sein *flip-flopping* nicht begründen. Das wohl nicht ohne Grund. Denn Wermuth hatte die Sache eher schludrig abgeklärt. Matthias Müller, Leiter Kommunikation bei der Branchenorganisation der Krankenversicherer Santésuisse: «Die Impfung wird pauschal entschädigt, das bedeutet, im Impfzentrum werden *Strichli* gemacht. Die geschuldigten Vergütungen werden von einer beauftragten Stelle zusammengezählt und gemäss Marktanteil auf die Versicherer aufgeteilt. Der Versicherer weiss daher nicht, ob jemand geimpft ist oder nicht.»

Den Beamten, die Wermuth vorführte, mag das ein Trost sein: Man kann SP-Chef werden, selbst wenn man simple Abklärungen unterlässt.

«Doch dann meldeten sich die alten Gespenster zurück»

Im jüngsten Roman von Mario Vargas Llosa geht es um den Sohn eines Migranten aus Andelfingen. Eine Autofahrt mit dem dem peruanischen Literatur-Nobelpreisträger durch die Schweiz.

Alex Baur

Basel–Zürich

Mario Vargas Llosa, 85, ist ein gefragter und vielbeschäftigter Mann. Neben zwei Dutzend Romanen (ich habe keinen ausgelassen) umfasst das Lebenswerk des gebürtigen Peruaners, der heute in Madrid lebt, zahllose Essays und Kommentare. Wer über offizielle Kanäle um ein Interview mit dem Nobelpreisträger ersucht, landet meistens in der Endlosschleife. Über die Jahrzehnte habe ich ihn (meinen Lieblingsschriftsteller) trotzdem mehrmals getroffen, wobei stets der Zufall Regie führte.

Das war auch diesmal nicht anders. Vargas Llosa weilte Mitte November für einen Event des renommierten Efficiency Club in Zürich. Wie ich erfahren hatte, nutzte der Kunstliebhaber die Gelegenheit für einen Abstecher ins Beyeler-Museum nach Basel. Mehr oder weniger spontan nahm er mich auf der Fahrt zurück zum Zürcher Flughafen in seiner Limousine mit. Und weil mir das Glück doppelt hold war an jenem Tag, blieben wir beim Birrfeld in einem größeren Stau stecken.

Ein ausgesucht freundlicher und eleganter Mensch war er schon immer. Doch er ist milder geworden, nachdenklicher. An seinem urliberalen und zutiefst demokratischen Credo gab es zwar keine Abstriche, seine Statements sind konzis und druckreif wie eh und je. Und doch lässt MVL heute immer wieder mal Zweifel durchschimmern, die er sich früher kaum zugestanden hätte.

Weltwoche: Herr Vargas Llosa, Sie haben es bislang vermieden, zu den Corona-Massnahmen Stellung zu nehmen. Dabei müssen Sie als Urliberaler dazu eine klare Meinung haben. Versuchen wir es mal so – was hätte Ihr grosses Vorbild Adam Smith zu diesen Zwangsmassnahmen gesagt?

Mario Vargas Llosa: Adam Smith lebte in einer Zeit, in der die Menschheit den Epidemien recht hilflos ausgeliefert war. Heute haben wir

Impfungen, und die Epidemien sind nicht mehr so katastrophal wie damals. Es gab immer wieder Grippewellen mit zig Millionen Toten, die Spanische Grippe hat mutmasslich mehr Menschen umgebracht als der Erste Weltkrieg. Es sind viel weniger beim Coronavirus. Doch wir wissen immer noch herzlich wenig über das Virus – und was all diese Massnahmen tatsäch-



«Das Misstrauen bleibt»:
Schriftsteller Vargas Llosa, 2004.

lich bewirkt haben. Die Information ist lückenhaft und widersprüchlich.

Weltwoche: Ist das nicht irr? Kommunikation und Wissenschaft haben in den letzten Jahren revolutionäre Fortschritte gemacht, doch dieses läppische Virus lässt die Menschheit ratlos erscheinen.

Vargas Llosa: Interessante Zeiten. Wir glaubten, alles im Griff zu haben, aber das war ganz offensichtlich ein Irrtum. Ich bin allerdings zuversichtlich, dass die Menschheit aus dieser Krise lernen wird.

Weltwoche: Niemand hat wirklich den Durchblick, aber Regierungen müssen entscheiden. Schweden hat praktisch auf Zwangsmassnahmen verzichtet, in Ihrer Wahlheimat Spanien dagegen wurde die ganze Bevölkerung monatelang eingesperrt. Wer wird recht bekommen?

Vargas Llosa: Ich wage keine Prognose. In Entwicklungsländern haben diese Massnahmen andere Konsequenzen als in Industrieländern, und sie haben auch politische Folgen. Nehmen wir die Wahlen in Peru, wo dieses Jahr der radikale Kommunist Pedro Castillo zum Präsidenten gewählt wurde. Das wäre vor Corona unvorstellbar gewesen. Peru hat in den letzten Jahrzehnten eine positive Entwicklung durchgemacht, mit dem Wachstum sank die Armutsquote markant. In kürzester Zeit hat diese Pandemie ganz Lateinamerika um Jahre zurückgeworfen.

Weltwoche: Bei den Wahlen in Peru haben Sie Ihre ewige Intimfeindin Keiko Fujimori unterstützt, um Castillo zu verhindern. Sie kamen mir dabei vor wie eine Figur aus einem Ihrer Romane. Das grandiose Scheitern ist eine Art Markenzeichen Ihrer Helden.

Vargas Llosa: (*Lacht*) Es schmerzte mich in der Seele, aber es blieb mir nichts anderes übrig. Politik ist die Wahl des geringeren Übels. Es ist mehr als eine Frage der Ideologie. Castillo ist nicht vorbereitet auf sein Amt. Die Konsequenzen waren sofort zu spüren. Während andere Länder sich wirtschaftlich erholen, verharrt Peru in einer anhaltenden Schockstarre.

Weltwoche: Die politische und institutionelle Krise in Peru begann allerdings schon viel früher, spätestens 2018 mit dem Sturz von Kuczynski, an dem Fujimori massgeblich beteiligt war.

Vargas Llosa: Kuczynskis Sturz war eine Folge des Korruptionsskandals um den brasilianischen Bauriesen Odebrecht, der ganz Lateinamerika durchgeschüttelt hat. Stellen Sie sich vor: Gegen alle fünf ehemaligen peruanischen Präsidenten, die das Land in den letzten zwanzig Jahren regierten, wird wegen Korruption ermittelt. Aber trotz allem ging es voran mit der Wirtschaft. Das Land hat sogar noch fast eine Million Elendsflüchtlinge aus Venezuela aufgenommen. Und jetzt fliehen die Investoren vor dem Castillo-Regime, alles steht still. Eine unglaubliche Tragödie.

Weltwoche: Wie geht es weiter?

Vargas Llosa: Die eigene Wählerschaft hat sich bereits von Castillo abgewandt. Das Parlament war von Anfang an gegen ihn. Sein demagogischer Diskurs gegen den Bergbau ist an der Realität zerschellt. Der Bergbau gehört zu den wichtigsten Einkommensquellen Perus, und wenn diese versiegt, bekommen es die unteren sozialen Schichten als Erste zu spüren. Jetzt schweigt Castillo, das Misstrauen bleibt.

Weltwoche: Diese Unsicherheit erleben wir in ganz Lateinamerika: Chile, Argentinien, Brasilien, Kolumbien, Mexiko. Stillstand, Blockaden, Krise, wo man hinschaut. Nicht zu reden von Venezuela, Kuba oder Nicaragua, wo skrupellose Diktaturen herrschen. Die Demokratie scheint wieder einmal zu scheitern.

Vargas Llosa: Es gibt auch positive Entwicklungen, etwa in Uruguay und Ecuador. Aber sonst sieht es tatsächlich düster aus. Argentinien wird den Geist des Peronismus nicht los, der zwar gerade eine Niederlage erlebt hat. In Brasilien steht nach der Enttäuschung Bolsonaro der verurteilte Delinquent Lula wieder in den Startlöchern. Mexiko war gut unterwegs, bis dieser unsägliche Linkspopulist López Obrador vieles wieder rückgängig gemacht hat. Bei Chile glaubte man, das Land sei über den Berg. Doch dann meldeten sich die alten Gespenster zurück.

Weltwoche: Es ist, als ob sich die Geschichte ewig wiederholen würde – dieselben Caudillos von eh und je, dieselben Fehler und Katastrophen immer wieder von neuem. Woran liegt es?

Vargas Llosa: Vielleicht fehlt es an guten Beispielen. Es gibt sie zwar, aber sie konnten sich nie richtig durchsetzen. Immerhin scheint es, dass es in Chile eine Korrektur nach rechts geben wird. Ich hoffe, dass José Antonio Kast die Stichwahl gewinnt. Die Verfassungsrevision ist ein absurdes Theater. Es wird viel über soziale Fragen debattiert, doch entscheidend ist die wirtschaftliche Dynamik.

Weltwoche: Ihr jüngster Roman, «Harte Jahre», dreht sich um Jacobo Arbenz, den Sohn eines Schweizers aus Andelfingen, der Guatemala in eine moderne Demokratie führen wollte und 1954 auf massiven Druck der USA gestürzt wurde. War Arbenz eines dieser positiven Beispiele?

Vargas Llosa: Ich studierte damals an der Universität in Lima, ganz Lateinamerika hatte die Augen auf Guatemala gerichtet. Arbenz, ein grosser Bewunderer der USA, kam durch saubere Wahlen an die Macht; was er an sozialen Reformen umzusetzen versuchte, postulierte Kennedy wenige Jahre später unter dem Motto «Allianz für den Fortschritt». Die US-Intervention gegen Arbenz, geprägt vom Geist des Kalten Krieges, war eine Dummheit sondergleichen. Arbenz war kein Kommunist. Sein Sturz bereitete das Terrain vor für die kubanische Revolution, die in ihren Anfängen keineswegs kommunistisch war.

Weltwoche: Fast gleichzeitig mit Ihrem Buch erschien eine Arbenz-Biografie von Carlos Sabino. Sabino demontiert den Mythos Arbenz auf irritierende Weise. Auch während seiner Regierung gab es politische Gefangene und Morde, wurden Wahlen manipuliert.

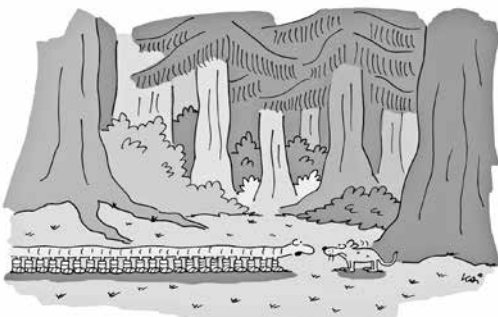
Vargas Llosa: Sabino selber hat eine abenteuerliche Biografie, die vom Peronismus über anarchistische Kreise von Uruguay

«Es bleibt uns nichts anderes, als für die Demokratie in einem freiheitlichen Wirtschaftssystem zu kämpfen.»

quer durch Lateinamerika nach Guatemala führt. Er hat eine hervorragende Arbeit geleistet. Er musste allerdings einige Fehler der ersten Auflage korrigieren. Arbenz war nicht direkt an den üblen Machenschaften in seiner Regierungszeit beteiligt.

Weltwoche: Ich habe 2005 in Costa Rica das letzte Interview mit der Arbenz-Witwe Maria Villanova geführt. Zu meiner grossen Überraschung relativierte auch sie den Mythos Arbenz in wesentlichen Punkten. Er sei zwar durch und durch ein Demokrat gewesen, erklärte sie, doch er sei von strammen Kommunisten umzingelt gewesen. Ihr Gatte sei von den eigenen Leuten verraten und gestürzt worden.

Vargas Llosa: Das stimmt. Aber im Hintergrund haben die Amerikaner die Fäden gezogen. US-Botschafter John Peurifoy, der 1950 schon am Putsch in Griechenland beteiligt ge-



«Es war ein Skiunfall ...»



Er ist milder geworden:

Vargas Llosa unterwegs mit Reporter Baur, 2021.

wesen war, ein fanatischer Antikommunist, organisierte den Sturz von Arbenz bis ins Detail. Er verstand kein Wort Spanisch, kannte sich kaum aus in Guatemala, doch über die famose United Fruit Company verfügten die USA über enormen Einfluss, den sie gnadenlos ausnutzten. Es war die Zeit von Eisenhower und McCarthy, der Kalte Krieg. Die USA sahen den Vormarsch der Sowjets in Europa, und sie befürchteten, dass vor ihrer Haustür dasselbe passiert. Die professionellen Diffamierungskampagnen der United Fruit Company, ein Novum jener Epoche, entfalteten eine verheerende Wirkung. Dem Sturz von Arbenz folgte ein Guerillakrieg, der Guatemala in ein 25 Jahre dauerndes Gemetzel stürzte. Diese Guerillas breiteten sich über ganz Lateinamerika aus. Ich frage mich oft: Wie wäre es gekommen, wenn die USA den Demokraten Jacobo Arbenz, statt ihn zu stürzen, bei seinen Reformen unterstützt hätten?

Weltwoche: In den letzten Jahrzehnten haben die Amerikaner mit Blut, Schweiß und sehr viel Geld versucht, in der muslimischen Welt Demokratien aufzubauen. In Afghanistan, im Irak, in Libyen, Ägypten, Syrien – überall endete es in einem Desaster. Viele Menschen wollen die Demokratie offenbar gar nicht.

Vargas Llosa: Die Demokratie kann man nicht importieren, sie muss aus der Gesellschaft herangewachsen. Eine solide wirtschaftliche Grundlage ist essenziell für jede gesellschaftliche und politische Entwicklung. Und das funktioniert nur über die freie Marktwirtschaft. China ist schon lange kein kommunistisches Land mehr, sondern eine kapitalistische Diktatur. Aber eine Diktatur kann ja nicht unser Ziel sein. Es bleibt uns nichts anderes, als für die Demokratie in einem freiheitlichen Wirtschaftssystem zu kämpfen. Jene Länder, welche dieses Modell verfolgt haben, stehen heute in jeder Hinsicht am besten da. Auch in Lateinamerika geht es, mit Rückschlägen, in diese Richtung, es dauert nur etwas länger.

Mario Vargas Llosa: Harte Jahre.
Suhrkamp, 411 S., Fr. 34.90

«Mir macht es Spass, weiblich zu sein»

Was bedeutet Schönheit für eine junge Frau – im Alltag, im Arbeitsleben, im Ausgang?
Die bildhübsche Schauspielerin Vivien Wulf, 27, hat darüber einen Bestseller geschrieben.

Roman Zeller

Berlin

Blonde Seidenhaar, tiefblaue Augen, gazellenhaftes Auftreten: Vivien Wulf ist schön. Ihre formvollendete Nase erinnert an Kleopatra, die Schönheitskönigin der Antike. Darauf angesprochen, sagt sie: «Oh, danke!» Und lächelt verlegen.

Mit ihrer strahlenden Erscheinung begeistert die Düsseldorferin seit ihrem 13. Lebensjahr die deutschen Kinobesucher. Nach ihrem Debüt im Film «Eisfieber» folgten Rollen in «Alarm für Cobra 11», «Das Traumschiff» und in Rosamunde-Pilcher-Streifen.

Auch als Autorin ist Wulf erfolgreich. Ihr Bestseller «Pretty Happy» geht der Frage nach, ob Schönheit glücklich mache. Wir treffen Wulf in einem Berliner Kaffee.

Weltwoche: Frau Wulf, was verstehen Sie unter «Schönheit»?

Vivien Wulf: Schönheit erkennt man am Strahlen, am reinen Herz, am Glück. Wer ein netter Mensch ist und das verkörpert, ist schön.

Weltwoche: Welche Frauen finden Sie schön?

Wulf: Da kommt es auf die Aura an. Bei vielen starken, selbstbewussten Frauen denke ich mir: «Wow, die ist unglaublich schön!»

Weltwoche: Die schönste Frau der Welt?

Wulf: Mich begeistern mehrere: Michelle Obama zum Beispiel. Ich bewundere ihre Energie. Sie wirkt glücklich, als Mutter, mit toller Karriere, einem lieben Mann. Ich glaube, es ist dieses vollkommene Frausein, das mich anzieht an ihr.

Weltwoche: Was schätzen Sie am weiblichen Körper?

Wulf: Ich mag Rundungen, lange Haare, Weiblichkeit. Mir macht es Spass, weiblich zu sein, auch wenn man sich dafür fast entschuldigen muss. Heute gilt das schnell als zu weiblich.

Weltwoche: Beschreiben Sie das heutige Schönheitsideal.

Wulf: Vieles dreht sich um Vielfalt. Was okay ist, nur leider geben die sozialen Medien Trends vor, die nicht nur gut sind: Die Teenies wollen aufgespritzte Lippen, Botox, gemachte Brüste.

Ich hoffe, da setzt bald eine Gegentendenz ein, weg von diesem Unechten.

Weltwoche: Was finden Sie sonst unschön?

Wulf: Wieder die Ausstrahlung: Negativität, Pessimismus. Das sieht man Menschen sofort an.

Weltwoche: Und körperlich? Was missfällt?

Wulf: Nichts Spezifisches.

Weltwoche: Viele Frauen hadern mit den Knien.

Wulf: Oh, ja! Die nerven mich auch. (Lacht)

Weltwoche: Aber warum?

Wulf: Weiss ich nicht. Ich denke mir immer, ich müsste mehr Sport machen, die Oberschenkel straffen, damit es bei den Knien nicht so hängt. Aber Pasta und Pizza schmecken halt zu gut.

Weltwoche: 65 Prozent der deutschen Frauen wären bereit, für einen Schönheitsmangel zehn IQ-Punkte abzugeben. Wie viel wären Ihnen die Knie wert?

Wulf: Kein einziger, auf gar keinen Fall!

Weltwoche: Können Sie verstehen, dass Frauen Schönheit über Intelligenz setzen?

Wulf: Nein, null. Ich bin schockiert, wenn ich so was höre. Das spiegelt aber unsere Gesellschaft: Frauen werden darauf getrimmt, schön sein zu müssen.

Weltwoche: Gut, Männer sind auch nicht gerne hässlich.

Wulf: Aber Frauen werden so erzogen. Sind sie schön, ist alles andere egal. Dann finde man einen Mann, könne eine Familie gründen, und alles ist im Lot.

Weltwoche: Ist das ein Mythos? Oder stimmt das denn wirklich?

Wulf: Na ja, schon, aber wenn Frauen halt nur schön sind, bleibt eben auch die Rentenlücke bestehen. Klar kommt das auch davon, weil Frauen Kinder kriegen, sich dann länger aus dem Berufsleben raushalten oder sich ganz um die Kinder kümmern. Aber es hat auch mit dem Wertesystem zu tun, weil sie so grossgezogen werden.

Weltwoche: Wie denken Sie über Feminismus?

Wulf: Finde ich wahnsinnig wichtig. Und toll, dass so viel darüber diskutiert wird. Teilweise ist

es leider so, dass viele Frauen von Feminismus reden, ihn aber nicht leben.

Weltwoche: Was stört Sie konkret?

Wulf: Wir müssen aufpassen, dass wir bei der Gleichberechtigung bleiben und nicht in einen verbitterten Lifestyle-Feminismus abdriften. Es darf nicht sein, dass das Wort «Feminis-

«Ich denke mir immer, ich müsste mehr Sport machen. Aber Pasta und Pizza schmecken halt zu gut.»

mus» keiner mehr hören kann, mittlerweile rollen viele die Augen. Ich bin aus tiefstem Herzen Feministin, und ich will, dass wir Frauen uns fördern, aber halt nicht auf Kosten der Männer. Eine Frau sollte tun und lassen dürfen, was immer sie will – genau wie ein Mann auch. Und wenn eine Frau sagt, sie wolle für die Kinder zu Hause bleiben und Teilzeit arbeiten, ist das per se nichts Schlechtes. Das Problem ist, sie sagen es viel eher, ganz selbstverständlich.

Weltwoche: Wissen Sie, woran das liegt?

Wulf: Viele Frauen trauen sich viel zu wenig zu. So auch in meinem Umfeld: Gestern telefonierte ich mit einer Freundin, sie sagte: «Vivi, ich möchte unbedingt da und da hin.» Und deswegen müsse sie ein Praktikum machen. Ich sagte: «Ein Praktikum? Sanna-Maria, du hast einen tollen Lebenslauf, du musst nicht ganz unten anfangen! Warum probierst du es nicht einfach? Go for it!»

Weltwoche: Was wollten Sie früher werden?

Wulf: Tornado-Jägerin. Immer wenn wir bei meiner Tante in Florida waren, hoffte ich, dass ein Sturm kommt. Ich war besessen von dieser Naturgewalt.

Weltwoche: Trotzdem wurden Sie Schauspielerin. Wie kam das?

Wulf: Im Kindergarten spielte ich meine erste Rolle, den Kartoffelkönig. Dann, weil ich immer Theater spielen wollte, meinte eine Freundin meiner Mutter, ich solle doch bei einer Schauspielagentur vorsprechen. 2009 spielte ich dann im Zweiteiler von Ken Follett



«Ich brauche einen Naturburschen»: Schauspielerin Wulf.

neben Heiner Lauterbach, ein Riesenglück. Ich war mit dreizehn noch so jung.

Weltwoche: Glauben Sie, als Frau könnten Sie den Kartoffelkönig heute noch spielen?

Wulf: Vermutlich nicht. Die Zeiten haben sich geändert. Vom Aussehen her passe ich in dieses klassisch deutsche Bild: blond, blauäugig. Das heisst, ich merke schon ab und zu, dass es für mich immer schwieriger wird, an gewisse Rollen zu kommen. Weil immer stärker darauf geachtet wird, dass ja niemand aussen vor gelassen wird. Alle müssen inkludiert werden, möglichst divers. Klar ist das wichtig, aber manchmal habe ich das Gefühl, dass es für manche Rollen, trotz Vielfalt, keinen Platz mehr gibt.

Weltwoche: Was machen Sie dagegen?

Wulf: Schwieriger Punkt. Ich bin in einer Findungsphase, ich frage mich, wohin meine Reise geht. Ich habe meine Rollen geliebt, diese Highschool-Diva, das hat alles Spass gemacht.

Aber aus diesem Alter bin ich raus, ich möchte beweisen, dass ich mehr kann. Auch ernste Rollen. Ich hoffe, man lässt mich das auch.

Weltwoche: Haben Sie sich je überlegt, was aus Ihnen geworden wäre, wenn Sie hässlich wären?

Wulf: Mit «hässlich» kann ich nicht wirklich was anfangen. Aber die Frage ist wohl, ob ich die gleichen Rollen gespielt hätte, wenn ich nicht blond und blauäugig gewesen wäre. Vermutlich nicht. Vielleicht hätte ich diesen Druck nicht gehabt, sondern mehr Leichtigkeit.

Weltwoche: Es klingt, als wäre Schönheit ein Nachteil in der Schauspielerei.

Wulf: In Deutschland gelten gewisse Klischees. Man wird schnell in eine Schublade gesteckt, spielt dann in einem Rosamunde Pilcher oder «Tatort». Da wieder rauszukommen, ist schwer.

Weltwoche: Die Tendenz geht ja in die Richtung, dass nur noch Minderheiten Minder-

heiten spielen dürfen. Wie sehr schränkt Sie diese Identitätspolitik ein?

Wulf: Das ist das Absurde: Mein Beruf ist es ja genau, in Rollen zu schlüpfen – egal, was für einen Hintergrund ich habe. Einmal spielte ich eine Frau im Rollstuhl. Ob das noch ginge, weiss ich nicht.

Weltwoche: Gibt es eine Rolle, von der Sie träumen?

Wulf: Ich möchte weg vom klassischen Bild, in dem ich stecke. Weg von dieser Prinzessin, hin zu etwas Dreckigem, Echtem. Mich reizt das Dunkle, ein dunkler Charakter.

Weltwoche: Sie wären ein prima Bond-Girl! Wäre das erstrebenswert?

Wulf: Hach, das wäre ein Träumchen! Vor allem, weil heute Inhalt und tolle Geschichten dahinterstecken. Früher waren Bond-Girls ja nur schön, sonst nichts.

Weltwoche: Mit was für Gefühlen denken Sie an James Bond, der ja auch dem Zeitgeist erlegen ist?

Wulf: Ich bin seit meiner Kindheit ein grosser Bond-Fan. Deswegen habe ich da wahrscheinlich keinen objektiven Blick drauf. Für mich ist das sowieso ein Stück persönliche Geschichte.

Weltwoche: Wie finden Sie die verweichelichten Männer, diese Softies in den aktuellen Filmen?

Wulf: Bei James Bond fiel es mir nicht so auf, aber sonst finde ich es schon schade. Warum dürfen wir nicht mehr sein, wie wir sind? James

«Manchmal habe ich das Gefühl, dass es für manche Rollen, trotz Vielfalt, keinen Platz mehr gibt.»

Bond ist ein Mann, ja und? Eine Frau wäre doch komisch in dieser Rolle, auch wenn es wohl bald so weit kommen wird. Ich wäre dann schon traurig, auch ich gehe ja in diesen Film und hoffe, dass ich James anschnachen kann. Natürlich muss ein Umbruch stattfinden, Leute müssen vorkommen, die vormalig weniger beachtet wurden. Aber müssen wir es gleich übertreiben?

Weltwoche: Wie definieren Sie Männlichkeit?

Wulf: Wenn Männer anpacken können. Ich könnte mit keinem etwas anfangen, der sich vor Spinnen ekelt, so dass ich sie raussetzen müsste. Ich brauche einen Naturburschen, keine Diva, die die ganze Zeit schaut, dass die Nägel gefeilt sind.

Weltwoche: Viele Frauen finden ja männliche Schönheit im Hässlichen.

Wulf: Ja, genau!

Weltwoche: Warum ist das so?

Wulf: Ich zum Beispiel stehe gar nicht auf Waschbrettbäuche, dieses Durchtrainierte. Ich finde es unattraktiv, wenn mir ein Mann sagt, er mache eine Diät. Ich koche leidenschaftlich gern. Ich will Männer, die essen, was auf den Tisch kommt.

>>>

Weltwoche: Käme Ihnen ein Veganer ins Haus?

Wulf: Vegetarisch: okay. Aber vegan?! Gut, es heisst ja, man müsse sich auf Neues einlassen. Also, warum nicht? Ich könnte ihn ja immer noch zu einem Schnitzel verleiten. (Lacht)

Weltwoche: Viele Frauen stehen auf *bad boys*. Können Sie mir diese Faszination erklären?

Wulf: Das ist lustig, denn auf der einen Seite wollen wir diesen Mann, der alles für uns macht, der uns verhätschelt und die Welt zu Füssen legt. Sobald er aber zu nett ist, ist das Interesse wie verflogen. Wir brauchen also das Negative, um das Gute zu schätzen – völlig gestört, ich weiss. Aber: Ohne Regen keinen Regenbogen.

Weltwoche: Es gibt ja zwei Arten von *bad boys*. Den Lebemann: tätowiert, versoffen, verrauchert. Und den Workaholic: im Anzug, smart, aber eiskalt – wie Anwalt Harvey Specter aus der Kultserie «Suits». Welche Verkörperung ist spannender?

Wulf: Ich würde auf die Harvey-Specter-Schiene aufspringen. Attraktiv ist, wenn Männer smart und gebildet sind. Und wenn sie mir ein Stück weit die Welt erklären können. Ich mag es, wenn ich zu ihnen hochschauen kann.

Weltwoche: Wer ist gefährlicher? Von welchem *bad boy* sollte Frau eher die Finger lassen?

Wulf: Von beiden! Ich rate jeder, sich einen guten Typen zu suchen.

Weltwoche: In diesem heteronormativen Geschlechterverhältnis dringt der Mann in die Welt der Frau ein, heisst es so schön. Kurz: Der Mann spricht die Frau an. Stört Sie das?

Wulf: Ne, das finde ich sogar wichtig. Ich würde nie einen Mann ansprechen.

Weltwoche: Warum nicht?

Wulf: Eine Frau will doch erobert werden? Ich würde immer wollen, dass er den ersten Schritt macht, alles andere wäre langweilig.

Weltwoche: Was muss ein Mann beachten, wenn er Sie anspricht?

Wulf: Es braucht Feingefühl. Da sind wir bei der Empathie, bei sozialer Intelligenz. Man muss spüren, ob jemand Interesse hat.



«Grabschen?! Das soll mal einer probieren»: Vivien Wulf.

Weltwoche: Wie äussern sich die Signale, die Sie senden, wenn Sie angesprochen werden möchten?

Wulf: Vieles läuft über Energien: Sobald man auf einer Flirt-Ebene ist, spüren das beide. Oder? Es läuft dann organisch, smooth, ohne Spielchen.

Weltwoche: Was heisst das konkret? In einer Bar, in einem Klub?

Wulf: Es kommt auf die Umgebung an: In der Sauna braucht mich keiner anzusprechen. Am Arbeitsplatz auch nicht. Aber ansonsten gilt: Einfach machen! Ich bin dann sehr ehrlich. Wenn mir einer sagt, es habe bei ihm gefunkt, sage ich: «Bei mir halt nicht.» Vielleicht bin ich da aber auch zu direkt.

Weltwoche: Welche Anmache geht zu weit? In der Schweiz sorgte unlängst eine Studie für Schlagzeilen, die besagt, dass neun von zehn Frauen im öffentlichen Raum bereits eine Form von Belästigung erfahren haben. Das geht von Nachpfeifen über Grabschen im Klub bis hin zu... ..

Wulf: ...Grabschen?! Das soll mal einer probieren – so schnell könnte er gar nicht gucken, wie er eine kleben hat. Wenn mich jemand anpackt, wie es einmal passiert ist, bin ich rigoros. Solche Typen ticken nicht ganz sauber, ich meine, was geht in solchen Männern vor? Ich bin doch kein Objekt, das man anfassen kann. Völlig absurd!

Weltwoche: Was würden Sie einer Frau raten, wenn sie sich vor solchen Belästigungen schützen will?

Wulf: Schwieriges Thema. Die Konfrontation kann ja auch gefährlich sein, gerade bei eitlen Männern. Es beginnt schon auf dem Heimweg: Meine Freundinnen und ich finden es alle nicht schön, abends alleine heimzulaufen. Man hat immer Angst. Wie oft habe ich schon *fake calls* gemacht? Wenn ich niemanden mehr erreiche, tue ich so, als würde ich telefonieren, damit mich ja keiner anspricht.

Weltwoche: Gehen Sie überhaupt zu Fuss alleine heim?

Wulf: Ne, in der Regel nicht.

Weltwoche: Und mit der U-Bahn?

Wulf: Würde ich nie machen!

Weltwoche: Es gibt Frauen, die sagen, wenn sie mit Yoga-Pants oder einem kurzen Rock aus dem Haus laufen, drehen Typen durch. Zieht man sich für gewisse Orte bewusst nicht zu aufreizend an?

Wulf: Natürlich! Ich denke oft darüber nach, wie ich wo hingehere. Nur schon, wenn ich durch eine Strasse laufe, wo ich mich nicht wohl fühle, mach' ich mir einen Dutt oder zieh' mir mein Käppi ins Gesicht, damit niemand sieht, dass ich eine Frau mit langen Haaren bin.

Weltwoche: Was ist eigentlich schlimmer: gaffende Männer oder neidische Frauenblicke?

Wulf: Frauenblicke, ganz klar. Die sind oft böse, sie verunsichern. Wenn man merkt, eine Frauengruppe redet über einen, ist das ganz unangenehm, ich hasse das. Ich würde mir wünschen, dass Frauen mehr zusammenhalten.

Weltwoche: Stimmt es eigentlich, dass anständige Männer eher zögern, Sie anzusprechen, weil Sie schön sind?

«Wir brauchen das Negative, um das Gute zu schätzen. Ohne Regen keinen Regenbogen.»

Wulf: Ernsthaft angesprochen werde ich fast nie. Eigentlich wirklich nie.

Weltwoche: Wie reagieren Männer auf Ihren Erfolg?

Wulf: Auch schwierig. Viele sagen zwar, sie wollen eine Frau, die ehrgeizig und intelligent ist. Aber wenn sie sie dann haben, ist ihnen das Heimchen am Herd doch lieber.

Weltwoche: Und wie lautet Ihr Rezept für ein erfolgreiches Leben als junge Frau?

Wulf: War es nicht Henry Ford, der sagte: «Wenn du auf den Mond zielst, kannst du immer noch bei den Sternen landen.» Deswegen: Steck dir grosse Ziele, und wenn du sie nicht erreichst, ergeben sich andere Ziele, die vielleicht noch toller sind.

Weltwoche: Ihr Tipp für ein schönes Leben?

Wulf: Das Fundament sind Freundschaften. Die Familie. Und es sind die kleinen Momente, die glücklich machen: ein schöner Weinabend, ein Waldspaziergang – ich gehe fast jeden Tag in den Wald. Dann fällt alles von mir ab, egal, wie schlecht es mir geht. In der Natur ist alles im Einklang. Das ist es, was mir so gefällt.

Nena Schink & Vivien Wulf: Pretty happy. Lieber glücklich als perfekt. Edel Books. 240 S., Fr. 24.90



„Wunste ich doch, dass Sie sich wieder vor der Arbeit drücken, Müller...“

Ihr Immobilienraum?



4 ½ Zi. Terrassenwohnung
8955 **Oetwil a.d.L.**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis CHF 1'651'000.-, Bezug ab Winter 2022/23
www.erlenkoning.ch



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8309 **Birchwil**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
«Durch Rekurse von vier Nachbarn blockiert»
www.soley-birchwil.ch



3 Zimmer Mietwohnung
8708 **Männedorf**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Miete ab 2'750.- p/Mt., NK 190.-, Bezug nach Verein.
www.loft-neugut.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8152 **Glattbrugg**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis CHF 1'516'000.-, Bezug ab Herbst 2022
www.glattwies.ch



«Gemeinde mit 6 DEFH überfordert, 9 Wochen für die Vorprüfung!»
www.immobilientraum.info

5 ½ und 6 ½ Zi. Doppel-Einfamilienhäuser
8457 **Humlikon**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09



3 ½ Zi. Eigentumswohnung
8472 **Seuzach**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis CHF 905'000.-, Bezug ab Sommer 2022
www.birch-seuzach.ch



4 ½ - 5 ½ Zi. Mietwohnungen
8332 **Rumlikon**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Mietpreis auf Anfrage, Bezug ab Februar 2022
www.grueens-doerfli.ch



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8308 **Illnau**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis ab CHF 1'136'000.-, Bezug auf Anfrage
www.vistacasa.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8458 **Dorf**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8152 **Glattbrugg**, L. Garcia Navarro 044 316 13 42
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info



6 ½ Zi. Doppel-Einfamilienhäuser
8904 **Aesch**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis «Publikation beendet 18.11.21»
www.immobilientraum.info



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8545 **Rickenbach/ZH**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis ab CHF 668'000.-, Bezug auf Anfrage
www.schmiedgass.ch



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8136 **Thalwil-Gattikon**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis «Publikation beendet 23.09.21»
www.immobilientraum.info



«Denkmalpflege Winterthur verhindert eine zonenkonforme Überbauung»
www.immobilientraum.info



3 ½ - und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8370 **Sirmach**, Paul Späni. 052 338 07 09
Preis ab CHF 572'000.-, Bezug auf Anfrage
www.vistadelse.ch



5 ½ Zi. Reihen-Einfamilienhäuser
8913 **Ottensbach**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info



3 ½ - 5 ½ Zi. Wohnungen, 4 ½ - 6 ½ Zi. DEFH
8127 **Aesch-Maur**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.chridlerpark.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8310 **Grafstal**, L. Garcia Navarro 044 316 13 42
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8910 **Affoltern a. A.**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info



3 ½ u. 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8615 **Wermatswil**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis ab CHF 1'071'000.-, Bezug auf Anfrage
www.solevista.ch



«Sorry, letzte Einheit reserviert»
8615 **Wermatswil**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis CHF 1'071'000.-, Bezug auf Anfrage
www.leuberg.ch

2 ½ - 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8610 **Uster**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info



Haben Sie ein Grundstück auf dem Immobilienräume verwirklicht werden können?
Melden Sie sich bei unserem Chef 👍
ulrich.koller@lerchpartner.ch oder per Telefon 052 235 80 00.

Alle Objekte im Überblick:
www.immobilientraum.info

Lerch & Partner
GENERALUNTERNEHMUNG AG
LerchPartner.+



Zürcherstrasse 124 Postfach
8406 Winterthur
Telefon 052 / 235 80 00

Wir nehmen an der folgenden
Immobilienmesse teil:



SVIT Immobilien-Messe in Zürich
18. - 20. März 2022, Kongresshaus

Stand November 2021

Die klügsten Köpfe des Jahres

Auch im zweiten Pandemie-Jahr ging das Denken nicht vergessen. Diese fünf Intellektuellen sollten wir uns merken.

Christoph Mörgeli

Steven E. Koonin, 70, Klimaforscher — Was würde passieren, wenn sich herausstellen sollte, dass sich die Klimaforscher dieser Welt geirrt haben? Angesichts unermesslicher Kosten und in Rücksicht auf die Karriere Tausender von Wissenschaftlern wegen der Klimaerwärmung gäbe es wohl kaum mehr ein Zurück. Der brillante amerikanische Physiker Steven E. Koonin mit tadellosen wissenschaftlichen Referenzen veröffentlichte dieses Jahr seinen Bestseller «Unsettled». In diesem eindringlichen Buch zweifelt er nicht an der Erwärmung der Erde in den letzten fast hundert Jahren und auch nicht an wachsenden menschlichen Einflüssen. Doch der CO₂-Ausstoss durch fossile Brennstoffe übe «einen physikalisch kleinen Effekt auf das komplexe Klimasystem aus». Unsere gegenwärtig begrenzten Beobachtungen und Erkenntnisse reichten nicht aus, um sinnvoll zu quantifizieren, wie das Klima auf menschliche Einflüsse reagiere. Die schweren Wetterphänomene wie Hitze, Tornados und Dürren lägen in der Bandbreite der Vergangenheit. Die Vorhersagen von künftigen Klima- und Wetterereignissen, so Koonin, beruhten «auf Modellen, die für diesen Zweck nachweislich ungeeignet sind». Man müsse eine «Unwissenheit der Experten annehmen», die in letzter Zeit eher überzeugen als informieren wollten und wegliessen, was ihnen nicht ins Konzept passe. In der aufgeheizten Debatte sei der Verlust der wissenschaftlichen Integrität alarmierender als das Klima. Der exzellente Kernphysiker Koonin, Professor am California Institute of Technology, beschäftigt sich intensiv mit Rechenmodellen für die Klima- und Umweltwissenschaften. Die Obama-Administration berief ihn 2009 zwecks Erforschung alternativer Energiequellen als Unterstaatssekretär.

Maria Ressa, 58, Journalistin — Es war für die Medienfreiheit ein deutliches Zeichen, das mit dem diesjährigen Friedensnobelpreis verbunden wurde. Das Norwegische Nobelkomitee entschied sich für die Filipina Maria Ressa, gemeinsam mit dem russischen Putin-Kritiker Dmitri Muratow. Die in den USA aus-

gebildete Ressa hat sich als ebenso hartnäckige wie mutige CNN-Reporterin gegen politische Gewalt und terroristische Netzwerke profiliert und vor zehn Jahren das Onlineportal *Rappler* mitbegründet. Wegen ihrer kritischen Berichterstattung über den philippinischen Präsidenten Rodrigo Duterte und dessen autori-

«Jetzt ist es Zeit, zu bauen – um die Welt zu erschaffen, die wir wollen.»

täre Amtsführung wurde sie mit zahlreichen Klagen eingedeckt. Es gilt als erwiesen, dass Duterte in seinem schonungslosen Kampf gegen die Kriminalität selber illegale Methoden anwendet und Tausende von Ermordeten auf dem Gewissen hat. Die Regierung wollte die berühmte Mitbürgerin vorerst nicht zur Entgegennahme des Nobelpreises ausreisen lassen – angeblich wegen «Fluchtgefahr». Gleichzeitig durfte Maria Ressa in den USA herumreisen und Vorträge halten. Schliesslich richtete die Geehrte im Rathaus von Oslo

doch noch aufrüttelnde Worte an die Welt und wünschte sich dabei mehr Frieden, Vertrauen und Mitgefühl: «Jetzt ist es Zeit, zu bauen – um die Welt zu erschaffen, die wir wollen.» Ins Visier ihrer Kritik geriet bei der Nobelpreisrede nicht nur die Regierung Duterte, sondern auch Internetkonzerne wie Facebook, indem sie wörtlich sagte: «Online-Gewalt ist Gewalt in der echten Welt.»

Raphael Gross, 55, Museumsleiter — Der Zürcher Historiker führt seit 2017 eines der bedeutendsten Museen Europas. Das von ihm präsierte Deutsche Historische Museum befindet sich im prachtvollen barocken Zeughaus Unter den Linden in Berlin sowie in einem modernen Ausstellungsbau. Auf 8000 Quadratmetern wurde bis Juni 2021 den Deutschen, aber auch Besuchern aus aller Welt die komplexe Geschichte des 1989/90 wiedervereinigten Deutschland präsentiert. Gegenwärtig konzipiert Raphael Gross allerdings eine neue ständige Ausstellung, die Mitte dieses Jahrzehnts eröffnet werden soll. Bis Ende 2021 wurde unter seiner Leitung ein Konzept für ein



Schweizer Gründlichkeit: Historiker Gross.



Frieden, Vertrauen: Autorin Ressa.



Genom-Editierung: Biologin Charpentier.



Was, wenn wir irren? Physiker Koonin.



«Es lebe der Sozialismus!»: Ökonom Piketty.

Dokumentationszentrum über die nationalsozialistische Besatzungsmacht in Europa entwickelt. Dem Schweizer und gründlichen Forscher der deutsch-jüdischen Geschichte traut man zu, dieses andauernde Trauma geschickt und sensibel zu thematisieren. Denn immerhin waren von der deutschen Besatzung nicht weniger als 27 heutige Staaten betroffen. Gross hat an Universitäten in Deutschland und Grossbritannien gelehrt und wirkte 2006 bis 2015 als Direktor des Jüdischen Museums Frankfurt am Main sowie des dortigen Fritz-Bauer-Instituts (2007–2015). Dieses Jahr wurde unter seiner Leitung eine Sonderausstellung über die Geschichte der internationalen Grossausstellung «Documenta» eröffnet. Wobei Gross und sein Team prompt entdeckten, dass sich unter den Gründern dieser fürs westdeutsche Selbstverständnis so wichtigen zeitgenössischen Kunstschau ein gesuchter NS-Kriegsverbrecher befand.

Emmanuelle Charpentier, 53, Genetikerin — Zwar ist der Nobelpreis der französischen Mikrobiologin und Genetikerin schon ein Jahr alt. Doch seither sorgt die Direktorin am Berliner Max-Planck-Institut für die Wissenschaft der Pathogene durchgehend für Furore. Sie ist nämlich zusammen mit Jennifer A. Doudna aus Berkeley die Mutter der «Genschere». Nach ihrem Studium in Paris forschte Charpentier in den USA und wurde Professorin in Österreich, Schweden und Deutschland. Eine spezielle Würdigung erhielt sie 2021 im Rahmen der Ausstellung «Berlin – Hauptstadt der Wissenschaftlerinnen», in der ihr eine Ausstellungstafel gewidmet ist. Dies ist angesichts ihrer bahnbrechenden Arbeiten zu CRISPR-Cas9 in Bakterien, einem wichtigen Werkzeug zur Genom-Editierung, mehr als verdient. Die Technologie von CRISPR-Cas9 gilt in der Medizin, Biotechnologie und Landwirt-

schaft als revolutionär, ist sie doch eine effiziente, leistungsfähige Methode, um jede beliebige Gensequenz in den Zellen lebender Organismen zu verändern. CRISPR-Cas9 wurde zu Beginn dieses Jahrtausends ursprünglich als Immun-

Die Technologie von CRISPR-Cas9 gilt in Medizin, Biotechnologie und Landwirtschaft als revolutionär.

system von Bakterien und Archaeen entdeckt, um Angriffe von Viren in die Flucht zu schlagen. Die entscheidende Studie von Emmanuelle Charpentier und ihren Mitautoren erschien 2011 im Magazin *Nature*, eine Weiterentwicklung ein Jahr später in einer gemeinsamen Publikation mit Jennifer A. Doudna in der Zeitschrift *Science*. Das System wurde zu einem präzisen Genwerkzeug weiterentwickelt, das in der Lage ist, fehlerhafte DNA zu berichtigen. Dies funktioniert ähnlich wie eine Textbearbeitungssoftware, die Tippfehler in einem Dokument bearbeitet oder korrigiert.

Thomas Piketty, 50, Wirtschaftswissenschaftler — Sein Buch «Das Kapital im 21. Jahrhundert» schlug 2014 weit über die Fachwelt der Ökonomen hinaus ein. Das Timing war perfekt, denn die «Ungleichheit» war damals im Begriff, zum politischen Thema Nummer eins zu werden. Seither gilt der Franzose Thomas Piketty als sichere Referenzgrösse für Politiker links der Mitte, besonders auch in den USA. Zuvor hatte der heutige Professor an der Elitehochschule Ecole des hautes études en sciences sociales in Paris 2007 als wirtschaftspolitischer Berater die gescheiterte sozialistische Präsidentschaftskandidatin Ségolène Royal unterstützt. Seine Forschungsthemen soziale Ungleichheit sowie die unterschiedliche Verteilung von Ein-

kommen und Vermögen sind hochaktuell und werden heiss diskutiert. Piketty kommt zum Schluss, dass die Vermögenskonzentration in den Industrienationen seit etwa 1950 klar gestiegen und ein Merkmal des Kapitalismus sei, wobei diese Zunahme längerfristig die Werte von Demokratie und Marktwirtschaft bedrohe. Darum gehe es nicht ohne Zählung und Einschränkungen des Kapitalismus. Thomas Pikettys Ansicht, nach der die Bezüge hoher Einkommen nicht der jeweiligen Produktivität entsprechen und Kapitaleinkommen stärker als die Gesamtwirtschaft wüchsen, erfreut sich grosser Popularität. Kürzlich hat Piketty seine Kolumnen aus *Le Monde* herausgebracht, wobei er über den Eingangssatz den Titel setzte: «Lang lebe der Sozialismus!». Seine neusten Thesen lassen einen Marktliberalen nicht mehr ruhig schlafen: «Wir müssen der Ideologie des absoluten Freihandels den Rücken kehren», schreibt er da. Und fordert eine «umfassende Kapitalausstattung» für alle Bürger ab dem 25. Altersjahr, finanziert durch Steuern auf Vermögen und Erbschaften.



Wiens schärfstes Schwert

Österreichs Verfassungsministerin Karoline Edtstadler setzt die allgemeine Impfpflicht um. Sie verkörpert die Verwandlung vom rechtsstaatlichen Sein zum rechtspolitischen Schein.

Michael Fleischhacker

Dass es in einer parlamentarischen Demokratie überhaupt eine «Verfassungsministerin» gibt, ist an sich eine exekutive Anmassung und sagt einiges über die Machtverschiebung im Institutionengefüge der liberalen Demokratien westlichen Zuschnitts aus: Die Exekutive hat sich nach der kurzen Phase der liberaldemokratischen Euphorie, die dem Ende des Kalten Krieges folgte, gegenüber den Parlamenten und der Judikative wieder stark gespielt. Der pandemiebedingte Ausnahmezustand hat diese Entwicklung während der vergangenen zwei Jahre weiter begünstigt, nicht nur in Österreich.

Die österreichische Amtsinhaberin Karoline Edtstadler, die eigentlich Kanzleramtsministerin mit den Zuständigkeiten «EU und Verfassung» ist, hat ihre Karriere in der Justiz gemacht und ist dort auch nach ihrem Wechsel in die Politik weiter aufgestiegen – ohne den Posten, den man ihr zuerkannte, auch tatsächlich zu besetzen. Man nennt das in Wien einen «Mascherlposten» und könnte es als schlampig-österreichische Spezialität verbuchen. Auch, dass Frau Edtstadler, die formell stellvertretende Leiterin der Wirtschafts- und Korruptionsstaatsanwaltschaft ist, sich an vorderster Front an den Angriffen auf ihre eigene Behörde beteiligt hat, als diese gegen ÖVP-Politiker ermittelte, könnte für Nicht-Österreicher etwas eigenwillig erscheinen.

Gewagte Behauptung

Nach dem Kurswechsel der ÖVP unter Sebastian Kurz war Karoline Edtstadler zunächst eine Idealbesetzung als Staatssekretärin im Innenministerium, wo sie zugleich den restriktiven Integrationskurs der ÖVP repräsentieren und dem FPÖ-Ideologen Herbert Kickl auf die Finger schauen sollte. Als im Kabinett «Kurz II» dessen engster Vertrauter, Gernot Blümel, ins Finanzressort wechselte, übernahm sie Blümel's Position als Kanzleramtsministerin. Gegenwärtig agiert die Politikerin, die einen in jeder Hinsicht offensiven

Auftritt pflegt, als schärfstes Schwert der Regierung bei der Umsetzung einer allgemeinen Impfpflicht, die ab Februar gelten soll. Nicht nur für Staatsbürger, wie sie betonte, sondern für jeden, der sich im Land aufhält. Nach einer ersten Beratungsrunde mit Opposition und Experten sagte die «Verfassungsministerin» Sätze wie: «Keiner hat gesagt, dass Demokratie einfach ist», und erklärte, dass es kei-



«Keiner hat gesagt, dass Demokratie einfach ist»: Edtstadler.

nen Zweifel an der Verfassungskonformität einer Impfpflicht gebe: «Das ist ausjudiziert.»

Eine gewagte Behauptung, wenn man bedenkt, dass gerade einmal ein Gesetzesentwurf in Begutachtung geschickt wurde, der mehr Fragen aufwirft, als er beantwortet. Die Idee dahinter ist, dass man Diskussionen von vornherein unterbinden kann, wenn ein, zwei beigezogene Verfassungsjuristen sagen, dass so etwas gehen könnte, und dann auch noch die Verfassungsministerin erklärt, dass das «ausjudiziert» sei. Als ob eine Kanzleramtsministerin irgendeinen Einfluss darauf hätte oder auch nur haben sollte, ob ein Gesetz, das auf Regierungsvorschlag im Parla-

ment beschlossen wird, verfassungsrechtlich hält.

Das freilich ficht Frau Edtstadler nicht an, sie steht gewissermassen als *role model* für jenen Teil der jetzt auch nicht mehr so «neuen» Volkspartei, der im Vertrauen auf gutes Aussehen und forcierte Rhetorik – fesch und forsch sozusagen – Fakten schafft, deren inhaltliche und juristische Haltbarkeit gegenüber der politischen Opportunität zweitrangig ist. Das österreichische Verfassungsgericht hat schon eine Reihe von Corona-Verordnungen gekippt, allerdings immer erst dann, als diese schon nicht mehr in Kraft waren. So denkt man sich das wohl auch bei der Impfpflicht: Bis die Höchstrichter entschieden haben, braucht man das Impfpflichtgesetz vielleicht nicht mehr.

Missachtung der Verfassung

Die subtile Missachtung der Verfassung hat in Österreich eine lange Tradition: Während der ewig langen Jahre der «grossen Koalition» haben SPÖ und ÖVP Gesetze, von denen sie wussten, dass sie nicht verfassungskonform sind, einfach kraft ihrer Zweidrittelmehrheit «in den Verfassungsrang erhoben» und damit für die Verfassungsrichter unangreifbar gemacht. Das hat den Schriftsteller Robert Menasse einmal zu dem Bonmot veranlasst, dass in der österreichischen Verfassung die Interessen der Wiener Taxifahrer-Innung eine stärkere Rolle spielten als die Menschenrechte.

Heute verfügt man weder über Zweidrittelmehrheiten noch über Subtilität, aber über Karoline Edtstadler und die Fiktion einer «Verfassungsministerin», die darüber entscheiden kann, was verfassungskonform ist und was nicht. Müsste man eine Rolle besetzen, in der sich die Verwandlung vom rechtsstaatlichen Sein zum rechtspolitischen Schein personifiziert, käme man an Karoline Edtstadler nicht vorbei.

HERODOT



Si vis pacem, para bellum»: Wenn du Frieden willst, bereite den Krieg vor, hiess eine Weisheit der alten Römer. Im Wohlstandsverwöhnten Westeuropa hat man diese schon lange vergessen. Man begnügt sich mit lendenlahmen Ermahnungen wie jüngst die EU zu Russlands Drohgebärden gegen die Ukraine. Im Übrigen verlässt man sich auf die vielkritisierten USA.

Neben eigener Wehrtauglichkeit wäre es auch von zentraler Bedeutung, sich in die Schuhe der Nachbarn und potenziellen Gegner hineinzusetzen. Sofern man von diesen erwartet, dass sie sich friedlich und kooperativ verhalten, sollte man sich fragen, ob man dies an ihrer Stelle täte. Wenn nein, wäre es dringend angezeigt, das eigene politische Verhalten zu ändern. Innerhalb Westeuropas sind Deutschland und Frankreich diesen Weg nach dem Zweiten Weltkrieg gegangen. Man nahm Rücksicht auf die Befindlichkeit und die Interessen des jeweils andern und legte so – nach drei verheerenden Waffengängen innert 75 Jahren – den Grundstein für Frieden und Freundschaft zwischen den ehemaligen Erzfeinden. Doch auch diese Lektion scheint inzwischen in Vergessenheit zu geraten.

Im Osten grenzt die EU an zwei grosse Staaten, die im 20. Jahrhundert schmerzhaft Rückschläge hinnehmen mussten und seither mit einem Gefühl der Zurücksetzung, Ausgrenzung und potenziellen Bedrohung leben: Russland und die Türkei.

Als Wladimir Putin in der einstigen Zarenhauptstadt St. Petersburg geboren wurde, lag im Nordwesten der neutrale «Pufferstaat» Finnland, der aussen- und

sicherheitspolitisch zur sowjetischen Einflusszone zählte; gen Südwesten beherrschte die Sowjetunion einen Landstreifen von rund 2000 Kilometer Tiefe, und ihre Truppen standen an der Grenze Bayerns und vor Hamburg. Heute liegt St. Petersburg eingeklemmt zwischen den EU-Staaten Finnland und Estland, beide rund 150 Kilometer oder drei Panzerstunden entfernt. Estland ist zudem Mitglied der Nato, obwohl diese Gorbatschow versprochen hatte, sich nicht über Deutschland hinaus auszudehnen. Russland nahm den Bruch dieses Versprechens nolens volens hin.

Als auch noch der Ukraine Hoffnungen auf den EU- und Nato-Beitritt gemacht wurden, war für Russland der Rubikon überschritten.

Neben Wehrtauglichkeit wäre es von Bedeutung, sich in die Schuhe der Nachbarn hineinzusetzen.

Aus russischer Sicht lässt sich die strategische Bedeutung des in seinen «weichen Unterleib» hineinragenden Landes kaum überschätzen. Die Ukraine ist aber auch von grösster emotionaler Bedeutung für die Russen. Seit je ist sie Russlands siamesischer Zwilling, der Ursprungsort seiner Kultur und Religion. Die westliche Vereinnahmung der Ukraine konnte Putin nicht hinnehmen. Er annektierte die Krim (die 170 Jahre lang bis 1954 zu Russland gehört hatte) und unterstützte prorussische Rebellen in der Ostukraine. Damit stiess er auch bei innenpolitischen Gegnern auf Sympathie, wenn nicht gar auf Unterstützung. Weil der Nato-Beitritt der Ukraine weiterhin im Gespräch bleibt, massiert er nun Truppen an der ukrainischen Grenze.

Versetzt man sich in seine Schuhe, kann man dies verstehen, wenn auch nicht billigen oder rechtfertigen. Es geht lediglich um die Einsicht, dass die Dinge weniger einfach liegen, als die Mainstream-Presse glauben macht. Wer sich um eine objektive Sichtweise bemüht, muss feststellen, dass Russland nicht einfach aggressiv und expansionistisch ist, sondern sich im Gegenteil in seiner engsten Nachbarschaft mannigfach herausgefordert fühlt und darauf reagiert.

Ähnliches liesse sich von Erdogans Türkei sagen. In Anatolien fühlt man sich seit 200 Jahren unfair behandelt, als Opfer von unzähligen gebrochenen Versprechen und doppelten Standards seitens der christlichen Mächte. Erdogans mutige Brüche mit nationalistischen Dogmen und seine Schritte hin zu Europa am Beginn seiner Amtszeit als Regierungschef wurden von der EU nicht honoriert; manche Zusicherungen wurden gebrochen. Auch seine Enttäuschung kann man verstehen, ohne deswegen seine Menschenrechtsverletzungen, seine Instrumentalisierung der Migranten und sein aggressives Gebaren in der Nachbarschaft zu rechtfertigen. Ebenso wie im Falle Russlands liegt in den gestörten Beziehungen zwischen der EU und der Türkei die Verantwortung nicht nur bei einer Seite.

Erst wenn die EU die legitimen Interessen ihrer grossen östlichen Nachbarn berücksichtigt, wird sie mit ihnen in gedeihlicher Nachbarschaft leben können.

Herodot ist ein der Redaktion bekannter Weltreisender, seit Jahrzehnten wissenschaftlich und politisch tätig, unter anderem für die Uno.

Schlafwandler, erwacht

Aktivisten wollten mein neues Buch canceln – und sind damit gescheitert. Auch sonst gibt's Hoffnung für unsere verrückte Welt.

Julie Burchill

Brighton

Eine Stunde bevor ich diesen Essay zu schreiben begann, erhielt ich von Facebook eine «Account Warning», die besagte, eine positive Besprechung meines Buchs «Welcome to the Woke Trials: How #Identity Killed Progressive Politics» sei wegen eines «Verstosses gegen die Richtlinien der Community» entfernt worden. Die Besprechung war in der anständigsten aller englischen Zeitungen, *The Times*, erschienen und stammte von einem der gebildetsten Journalisten, Quentin Letts, der in seiner langen Karriere nie auch nur gegen eine Kommaregel verstossen hat. Entsprechend verblüfft also war ich, dass sie entfernt worden war.

Gepostet hatte ich sie bereits am 19. November, also mehr als zwei Wochen davor: Algorithmen brauchen nicht so lang, um irgendwelche Anstössigkeiten zu entdecken. Ich kam zum Schluss, dass irgendeine Schneeflocke einen Wutanfall bekommen haben musste, weil ein Buch, von dem sie fand, es hätte nie erscheinen dürfen, positiv besprochen worden war.

Wie alt war Mohammeds erste Frau?

Was also gut genug für die *Times* war, versties gegen die Richtlinien der Facebook-Community. Nach einem ersten Anflug von Verärgerung muss ich gestehen, dass ich mit mir zufriedener war als je zuvor – und mein Selbstbewusstsein ist ohnehin recht gross. Dass eine gute Besprechung meines Buchs auf meine Gegner bedrohlich wirkte, zeigte, dass sie sogar noch schwächer waren, als ich angenommen hatte.

Nun ist es nicht so, dass es mit meinem Buch nur so geflutscht hätte. Ich erhielt Anfang 2020 von einem grossen Verlag einen Vertrag dafür. Im März wurde der erste Lockdown verhängt. Ich bin ein Mensch mit einem grossen Hang zu Restaurants, Bars und entsprechenden Katern; was für andere ein Albtraum gewesen wäre, war für mich als Autorin ein Traum: Ich war eingesperrt in eine Wohnung, die ich über



Vielleicht rafft sich der menschliche Geist ja auf:
Autorin Burchill.

alles liebte, mit Blick aufs Meer. Und da die Welt immer neue Verrücktheiten produzierte, hatte ich eine Fülle von Material: Ich legte mich schlafen, nachdem ich gehört hatte, Schachfiguren

Hätte ich gewusst, dass mein Verlag diesen Schwachköpfen Geld gab, hätte ich mich von ihm getrennt.

seien rassistisch, und als ich aufwachte, erfuhr ich, dass auch Brunch rassistisch sei laut dem Schauspieler Alan Cumming, der für mich wie der Bruncher par excellence aussieht. Und so war das Buch Ende Jahr fertig.

Leider begannen dann die Schwierigkeiten. Berauscht davon, dass ich das Buch fertig hatte,

der Lockdown aufgehoben worden war und die Weihnachtsfeiertage bevorstanden, tat ich etwas, was kein Autor je tun sollte: Ich ging besoffen auf Twitter. Ich fragte nach dem Alter der ersten Frau des Propheten Mohammed (die meisten schätzen, dass sie bei der Hochzeit neun Jahre alt war und er 52), wurde daraufhin in den sozialen Medien als Rassistin bezeichnet (obschon der Islam eher eine Religion als eine Rasse ist) und von meinem Verlag Hachette fallengelassen. Ein Verlagssprecher erklärte: «Wir werden Julie Burchills Buch nicht veröffentlichen. Wir sind leidenschaftliche Vertreter der freien Meinungsäusserung, haben immer Autorinnen und Autoren mit kontroversen oder herausfordernden Ansichten publiziert und werden dies auch zukünftig tun. Wir sind jedoch der Ansicht, dass Julies Kommentare über den Islam moralisch und intellektuell nicht vertretbar sind, dass sie hinsichtlich Rasse und Religion eine Grenze überschritten haben und dass ihr Buch jetzt untrennbar mit diesen Ansichten verquickt ist.»

Gutvernetzte Nichtsköner

Ich hatte ehrlich gesagt schon gewisse Zweifel wegen Hachette gehabt: Man hatte mich gebeten, das Wort «Woke» aus dem Titel zu entfernen [der auf Deutsch ungefähr «Willkommen zu den Woke-Gerichtsverfahren: Wie #Identity die progressive Politik zerstörte» lautet], der nun gerade in die Tat umgesetzt wurde. Im Sommer 2020 war Hachette «Partner» von «All About Trans» geworden, einer Organisation, die nach eigener Aussage «Unternehmen hilft, Trans-Anliegen besser zu verstehen», und hatte der LGBTQ-Organisation Stonewall 10 000 Pfund gespendet.

Lustigerweise ist die Organisation Stonewall mittlerweile ihrerseits unter Beschuss angesehener Institutionen geraten, die ihr viel öffentliche Gelder gespendet hatten, wie die BBC und die Menschenrechtskommission. Stonewall, die einst gegründet worden war, um die

Rechte von Schwulen und Lesben zu vertreten, war von der dummen und bösartigen Trans-Lobby übernommen worden. Die lesbische Autorin Jo Bartosch formulierte es so: «Sie behaupten, wer die Wichtigkeit der biologischen Geschlechtszugehörigkeit anerkenne, sei moralisch so verwerflich wie jene, die Juden hassen. Es scheint, dass sie auch Homosexualität für mit Rassismus verwandt halten. Da fragt man sich, inwiefern Stonewall noch das Recht beanspruchen kann, sich für Homosexuelle einzusetzen.» Hätte ich gewusst, dass Hachette diesen Schwachköpfen Geld gab, hätte ich mich von ihnen getrennt.

Wie die meisten Verlage in Grossbritannien und den USA ist auch Hachette auf den unteren Etagen verseucht von der Sorte gutvernetzter Nichtskönner, die im Sommer 2020 gejamert hatten, sie wollten mit J. K. Rowlings Kinderbuch «Der Ickabog» nichts zu tun haben, da die Autorin behauptet habe, es gebe nur zwei Geschlechter. Diese aggressiven Heulsusen wurden damals von Hachette zusammengestaucht, denn in der Bücherwelt ist Rowling ein Diamant so gross wie das Hotel «Ritz», und lieber ässe ein Verleger seine eigenen Füsse, als dass er Rowling verlöre. Mir ist völlig klar, wie gewaltig der Unterschied unserer Verkaufszahlen ist, und ich will hier auch nicht einen auf wehleidig machen.

CIA besetzt woke Stellen

Tatsächlich fand sich ein amerikanischer Verlag, der mein Buch zu veröffentlichen wagte, und auf Amazon erreichte es in der Sparte Politologie Platz 2. Grosse Blätter veröffentlichten Auszüge daraus, und die Besprechung auf Russia Today trug den Titel: «Neues Buch zerstört Identitätspolitik». Ich empfand eine gewisse Schadenfreude beim Gedanken an das böse Erwachen der Schneeflocken, wenn sie in die Welt hinausmüssen, um dort ihren Lebensunterhalt zu verdienen. Doch vielleicht lag ich falsch, und sie besetzen längst die wichtigsten Machtpositionen? Die CIA, eine der wenigst *woken* Institutionen, rekrutierte unlängst ein Wesen, das sich als «intersectional cisgender millennial» beschrieb, bei dem «allgemeine Angststörungen» diagnostiziert worden seien. Ja, mit solchen Leuten zwingt man Russland und China in die Knie!

Ein Freund von mir, der ehemalige Polizist und Feminist Harry «Fair Cop» Miller, bekam an seinem Arbeitsplatz Besuch von der Polizei, weil er auf Twitter ein obszönes Gedicht über Transsexuelle gelikt hatte. Umgekehrt habe ich viele Posts von geschminkten Männern mit Waffen und Transparenten gesehen, auf denen steht: «Ich töte TERFS», also Feministinnen, die sich nicht für Transfrauen einsetzen.

Antisemitismus in Grossbritannien

Interessanterweise bezeichnete ein Hachette-Mann meine Kommentare als «erbärmlich».

Dasselbe Wort verwendete Hillary Clinton zur Beschreibung von Menschen, die weniger gebildet waren als sie und sich nicht so verhielten, wie sie gewollt hätte. Ein neues Feudalsystem, in dem uns von den neuen Herren, dem linken Establishment, gesagt wird, was wir sagen, lesen und glauben dürfen, steht kurz vor der Vollendung. Bei uns im Westen wird ein Unfreiheitskrieg geführt, mit Worten und zunehmend mit Taten. Wenn das Verboten von Büchern an der Tagesordnung ist und in Grossbritannien der Antisemitismus so verbreitet ist wie noch nie, seit er erfasst wird (an den Schulen haben entsprechende Vorfälle um entsetzliche 491 Prozent zugenommen), dann ist etwas Furchterregendes, aber nur zu Vertrautes im Gang. Doch ich bin Optimistin, und wie es im letzten Absatz meines Buches heisst:



«Wir müssen nicht in einer atomisierten Welt leben, in der jeder Gedanke einen «Ismus» vertritt und jeder Mensch ein «Ist» ist, wo wir alle einander wütend anhupen, während wir in der Sackgasse der Identitätspolitik feststecken. Vielleicht rafft sich der menschliche Geist (ja, dieser alte Zausel) in letzter Minute auf, und wir Schlafwandler erwachen. Dann denken wir: «Es war nur ein schrecklicher Traum!», blicken einander, Fremde wie vertraute Gefährten, benommen an, während wir auf einem Stück Stein durchs All sausen, irgendwohin, zusammen.»

Aus dem Englischen von Thomas Bodmer

Julie Burchill: Welcome to the Woke Trials. How Identity Killed Progressive Politics. Academia Press. 270 S., Fr. 44.90

Boris Palmer träumt von der Beugehaft



«Impfpflicht muss her»: Palmer.

Für einmal ist es nicht sein Parteiausschluss-Verfahren, mit dem Boris Palmer (Grüne) für Schlagzeilen sorgt. Sondern die «sofortige Impfpflicht», die der Tübinger Oberbürgermeister propagiert. Und zwar alles andere als zimperlich.

«Falls jemand sagt, das kann doch niemand durchsetzen», beginnt Palmer, «das geht sogar ganz einfach.» Sein Vorschlag: «Man könnte die Pensionszahlung, die Rentenzahlung oder eben den Zutritt zum Arbeitsplatz abhängig machen von der Vorlage eines Impfnachweises.» Und zwar bis zum 15. Januar. Spätestens Palmer argumentiert: «Dann wüssten alle Bescheid, und ich bin sicher, es gäbe dann kaum noch Impfverweigerer.» Rabiater ist nur noch Palmers Kommentar auf Social Media: Weil jemand sein Vorhaben kritisiert, beschimpfte er die Person als «komplett ignorant». Für genau solche Leute müsse die Impfpflicht her. «Gerne bis zur Beugehaft.»

Interessant sind Palmers Äusserungen im Kontext eines *Weltwoche*-Interviews, in dem er über seine väterliche Prägung sprach. Zur Erinnerung: Boris Palmers Vater war ein politischer Dissident, der für seine Meinung sogar ins Gefängnis ging. Achtzehn Monate, um genau zu sein.

Das habe bei Sohn Boris «Widerstandsfähigkeit geschaffen». «Den Verstand nutzen, eigenverantwortlich Dinge in Angriff nehmen, nicht auf den Staat warten, sondern anpacken und einstecken für das, was man für richtig hält – das hat mich geprägt», so Palmer noch vor knapp zwei Jahren.

Angesprochen auf äusseren Druck, gab er sich kämpferisch: «Wenn ich unter Druck gerate, Parteifreunde meinen Ausschluss fordern, mich gar als Rassisten hinstellen, denke ich seelenruhig: «Ach Gott, ja...» – mein Vater ging für seine Überzeugung ins Gefängnis.» Was Menschen, die über die Impfung anders als Palmer denken, wohl meinen, wenn sie ihn so hören würden?

Roman Zeller

Mein gefallener König

Revoluzzer-Tochter Laurence Debray zählt zu den engsten Vertrauten von Juan Carlos I. Was sie über den Monarchen im Exil zu erzählen hat, erinnert an ein Shakespeare-Drama.

Jürg Altwegg

Es regnet leise an diesem 23. Februar 1981 in Madrid. Das spanische Parlament tagt, um den Nachfolger von Regierungschef Adolfo Suárez zu wählen. König Juan Carlos I. hat ihn im Juli 1976 mit den Staatsgeschäften betraut, sieben Monate nachdem er auf den seit 1931 verwaisten Thron gestiegen war. Mit dem Übergang von der Diktatur zur Monarchie begann Spaniens Weg in die Demokratie, unter der Regie des jungen Königs, den Machthaber Franco in seinem Testament als Nachfolger bestimmt hatte.

Es ist 18.23 Uhr, als Oberstleutnant Antonio Tejero mit 250 Soldaten in den Plenarsaal eindringt. Die Putschisten feuern los und fordern die Anwesenden auf, sich auf den Boden zu legen. Drei Männer widerstehen: Premier Suárez, der um sein Leben fürchten muss; sein Vize Manuel Gutiérrez Mellado, ein General, der sich als höchster Militär im Saal schützend vor Suarez stellt; und Santiago Carrillo, Generalsekretär der Kommunistischen Partei, der sitzen bleibt und weiterraucht.

In Valencia schickt General Milans del Bosch die Panzer auf die Strasse. Die Putschisten wollen die Rückkehr zur Diktatur. Noch in der Nacht spricht Juan Carlos aus dem Königspalast zu seinem Volk. Er verurteilt die Putschisten, die sich seiner Zustimmung sicher waren. Der Staatsstreich scheitert. Der König, der als Milliardär und Playboy verrufen ist, steigt zum Helden auf.

Mit Che Guevara in Bolivien

Kaum jemand hat sich so leidenschaftlich mit den Ereignissen vom 23. Februar 1981 befasst wie die damals fünf Jahre alte Laurence Debray. Die Historikerin ist die Tochter des französischen Revolutionärs und Schriftstellers Régis Debray, der mit Che Guevara in Bolivien kämpfte und Chiles Präsidenten Salvador Allende als Berater diente. Nur Wochen nach dem gescheiterten Putsch in Madrid zog Debray mit dem neuen sozialistischen Präsidenten François Mitterrand ins Pariser Elysée ein.

Auch Debrays Mutter ist eine prominente Linke: die Historikerin Elisabeth Burgos aus

Genf

Venezuela. Sie hielt es mit Hugo Chávez und Fidel Castro. Als Tochter Laurence zehn war, musste diese in ein Ausbildungslager für angehende Guerilleros nach Kuba. Das Bild, auf dem das Mädchen ein Gewehr in die Luft hält, zierte den Umschlag ihrer Memoiren «Fille de révolutionnaires». Dass die «Tochter von Revolutionären» einen anderen Weg einschlagen würde, zeichnete sich schon bald ab. Einmal riss das rebellische Mädchen aus, als die Eltern ihr die Taufe verboten; ein andermal, als der

Sie verstand die Tragik ihres Königs, den zu verehren man ihr als Kind verboten hatte.

Vater das Poster von Juan Carlos im Kinderzimmer durch Mitterrands Porträt ersetzte.

Laurence Debray blieb dem Idol ihrer Kindheit auch als Studentin treu. An der Sorbonne promovierte sie mit einer Arbeit über den gescheiterten Putsch von Madrid und die Anfänge der Demokratie in Spanien. Später arbeitete sie als Finanzanalytistin und Traderin in New York und eheleichte Emile Servan-Schreiber, den Sprössling einer berühmten Dynastie des französischen Kapitalismus.

Ihre Stimme am Telefon klingt hell. Immer wieder unterbricht Debray ihre Ausführungen mit einem ansteckenden Lachen. Ohne Hemmungen und Ressentiments spricht sie über ihre Eltern. Seit dem letzten Präsidentschaftswahlkampf ist sie den Franzosen bestens bekannt. Im Fernsehen debattierte sie mit dem linksradikalen Kandidaten Jean-Luc Mélenchon, der von Venezuela schwärmt. Debray hatte gerade einen Film über die Heimat ihrer Mutter gedreht. Mit ihrer Kenntnis der Wirklichkeit brachte sie Mélenchon zum Ausrasten.

Auch die Freundschaft mit Juan Carlos geht auf einen Film zurück. Im Lauf der Dreharbeiten wird Laurence seine Vertraute, der er Dinge erzählt, die er sonst für sich behält. Von ihr lässt er sich Sachen sagen, die ihm sonst niemand zu sagen wagt. Sie war immer loyal und mischte sich nie in die Intrigen am Hof und in

die spanische Politik ein. Debray verstand die menschliche und politische Tragik ihres Königs, den zu verehren man ihr als Kind verboten hatte.

Held und Sündenbock

Juan Carlos war so alt wie seine Biografin im Trainingscamp bei Fidel Castro, als er von seinem Vater, dem Sohn des im Exil verstorbenen Königs Alfonso, «an dessen ärgsten Feind ausgeliefert wurde». Aus Rom hatte der Vater die Wiedereinführung der Monarchie gefordert und sich mit Franco darauf geeinigt, dass Juan Carlos nach dem Tod des Caudillos König werden sollte. Teil des Deals war, dass der Knabe zum «faschistischen Monarchen erzogen wird in einem Land, in dem es verboten war, Monarchist zu sein». Als er anstelle des Vaters, der nicht König werden konnte, als Nachfolger des Grossvaters den Thron bestieg, «übte er Verrat an Franco und führte die Demokratie ein», wie es Debray formuliert.

Seine Abdankung 2014 war ein Opfer für seinen Sohn. Spanien hatte unter der Finanzkrise gewaltig zu leiden. Die Korruptionsaffären und Frauengeschichten beschädigten das Ansehen des Königs. Nach einer Grosswildjagd in Afrika brach sich der Ehrenpräsident des WWF eine Hüfte – das Foto mit dem König und seiner Geliebten Corinna zu Sayn-Wittgenstein, die mit ihren Gewehren vor dem toten Elefanten posieren, empörte die Welt. Der Held der Demokratie wurde zum Sündenbock der Nation. Juan Carlos machte den Weg frei für Felipe VI., behielt aber den Titel «König». Er vertrat die Monarchie bei offiziellen Anlässen – zum Beispiel bei der Amtseinführung südamerikanischer Regierungschefs.

Im Sommer vor einem Jahr ging er ins Exil. Auf einem Schweizer Bankkonto waren hundert Millionen Franken Schwarzgeld entdeckt worden. Felipe wandte sich von ihm ab. In einem offenen Brief erinnerte Laurence Debray die Spanier an alles, was sie Juan Carlos zu verdanken hätten. «Geduld, Majestät», beendete sie ihren Brief in *El Mundo*: «Denken Sie an Churchill.» Die Wähler hatten den heroischen Kriegspremier

nach dem Sieg in die Wüste geschickt. «In ein paar Jahrzehnten wird sich eine neue Generation von Spaniern Ihrer erinnern: als eines Mannes, der seinem Land die Versöhnung mit sich selbst ermöglichte.»

Verfolgt von Paparazzi

Über Whatsapp ist Laurence Debray in Verbindung mit Juan Carlos geblieben. Dass er sich fürs Exil in Abu Dhabi entschied, hat sie «ehrlich gesagt ein bisschen enttäuscht». Er wollte vor allem sein Heimatland in Ruhe lassen und den Vertrag mit seinem Sohn erfüllen: «Aus der Öffentlichkeit verschwinden. Für keinerlei Aufsehen mehr sorgen. In der Schweiz oder in Portugal wäre er ständig von den Paparazzi verfolgt worden. Sein Exil begann mitten in der Pandemie, von der die Golfstaaten weniger betroffen sind: Aus gesundheitlicher Sicht war das eine gute Wahl.»

Im Frühling konnte Debray den Monarchen im Exil besuchen. Sie hat ihm ein Buch gewidmet: «Mon roi déchu» – Mein gefallener König. Juan Carlos muss nicht mehr repräsentieren. Seine steifen, mit Orden verzierten Anzüge hat er gegen Shorts, T-Shirts und Turnschuhe eingetauscht. «Er lebt wie ein amerikanischer Rentner.» Die vier Leibwächter werden mehr als Pfleger gebraucht. Einer stützt ihn auf dem Weg zum Pool. Zwanzig Operationen – eine am offenen Herzen – hat Juan Carlos hinter sich. Ein philippinisches Paar kümmert sich um das Haus am Meer und das Essen. Die beiden Töchter waren auch schon da. Regelmässig telefoniert Juan Carlos mit seinen letzten Freunden in Madrid und seiner Gemahlin Sofia, die bei den Kindern und Enkeln geblieben ist. Täglich liest er die Zeitungen, die Messe im Palast verfolgt er über Zoom. Am meisten fehlt ihm im Morgenland das spanische Essen.

Laurence Debray schreibt gelegentlich für die illustrierte *Paris Match*, ausnahmsweise auch für Hochglanz-Royals-Zeitschriften. Ihre Dokumentarfilme sind unbestechlich, ihre Bücher wurden mehrfach ausgezeichnet. Nie betreibt sie Hofberichterstattung. In «Mon roi déchu» ist sie bei aller Zuneigung und Be-

*Ihre Filme sind unbestechlich,
ihre Bücher wurden ausgezeichnet.
Nie betreibt sie Hofberichterstattung.*

wunderung erneut zu mehr Kritik und Distanz fähig als die nostalgischen Dritte-Welt-Ideologen im Umgang mit den lateinischen Revolutionären, die an der Macht ihre Ideale und ihr Volk verraten. «Dass ein Monarch, ohne durch einen Staatsstreich oder Bürgerkrieg dazu gezwungen worden zu sein, erst die Macht abgibt und später sogar ins Exil geht, ist in der Geschichte einmalig», sagt Debray. Juan Carlos' historische Leistung schmä-



«Geduld, Majestät, denken Sie an Churchill»: Historikerin Debray.

lert sie mit dem Hinweis, «dass die Demokratisierung ohne die Mittelschicht, die in Spanien unter Franco entstand, nicht möglich gewesen wäre».

Druck der Jugend

Der König hat Heimweh: Sterben möchte Juan Carlos zu Hause und in Spanien begraben werden. «Er hat niemanden vergewaltigt und niemanden bestohlen, keine Gewalttaten begangen, seine Steuerschulden beglichen», hält Debray fest. Das Ausmass seiner Fehlritte und Peinlichkeiten will sie keineswegs verniedlichen. Ihm selbst seien sie nicht bewusst. «Vierzig Jahre lang war er ein strahlender Held, brilliant, geliebt, hoffiert. Vielleicht haben ihn die Spanier sogar zu sehr geliebt, und er hielt sich für unverletzlich.» Um sein Ansehen, sein Bild in der Öffentlichkeit habe er sich nie gekümmert. Dazu sei er viel zu bescheiden, ja demütig: «Er drängt sich nie in den Vordergrund und ist überzeugt, dass die Spanier nur seine Hinterlassenschaft – die Krone, die freien Wahlen, die stabilen Institutionen, den Wohlstand – in Erinnerung behalten werden.»

«Er irrt sich», so seine Biografin. Im Exil habe der alte König ohne Thron den Bezug zur Realität noch mehr verloren. «Die Menschen sind undankbar, und er will es nicht wahrhaben. Ich weiss nicht, was Felipe VI. plant. Aber unter dem Druck der Jugend und der linken Regierung wird er wohl kein Staatsbegräbnis für seinen Vater Juan Carlos ausrichten.»

Damit zumindest künftige Generationen seine Verdienste erkennen, schreibt Laurence Debray seine Legende, die ihr gefallener Märchenkönig nicht zu inszenieren verstand. Das Ganze erinnert an ein Drama von Shakespeare: Der tragische Held Juan Carlos, der sich an seinem tyrannischen Vater rächte, indem er Franco verriet; der sich für seinen Sohn opferte und dann von diesem verstossen wurde; Juan Carlos, dieser tragische Held, der zuerst die Demokratie rettete und nun auch noch die Monarchie – er sitzt einsam und verlassen im fernen Abu Dhabi und hat Heimweh.

Laurence Debray: Mon roi déchu. Juan Carlos d'Espagne. Stock, 267 S., Fr. 37,90

«Wir sollten uns nicht zu Sklaven machen»

Der frühere Chef der katholischen Glaubenskongregation, Gerhard Kardinal Müller, über den Machbarkeitswahn der Politik und Corona als Hebel zur Unterdrückung von Menschen.

Roger Köppel

Regensburg

Weltwoche: Herr Kardinal, in einem Video-interview haben Sie die Corona-Politik kritisiert und das World Economic Forum unter dem Aspekt, dass derzeit die Reichen dank Corona immer noch reicher und die Armen ganz besonders hart getroffen werden. Darauf entbrannte ein wilder Shitstorm gegen Sie, man bezichtigte Sie der Verbreitung von Verschwörungstheorien und sogar des Antisemitismus. Wie erklären Sie sich diese Hasslawine?

Gerhard Kardinal Müller: Viele Leute reden von Toleranz, können aber nicht zuhören. Sie verstehen keinen Satz in der Hebräischen Bibel, haben keine Ahnung vom Verhältnis zwischen Judentum und Christentum, werfen aber einem altgedienten Theologieprofessor wie mir Antisemitismus vor, auch wenn das der grösste Unsinn ist.

Weltwoche: Sie haben bestimmte politische Entwicklungen kritisiert, namentlich den Machbarkeitswahn der staatlichen Gesundheitspolitik, den Versuch, den Tod abzuschaffen und die Freiheit des einzelnen Menschen. Ist man heute schon ein Aussenseiter, wenn man an eine christliche Selbstverständlichkeit erinnert, nämlich: Der Mensch ist nicht das Mass aller Dinge?

Müller: Natürlich wollen wir Krankheiten besiegen. Nur muss dabei die Verhältnismässigkeit gewahrt bleiben. Unsere Gesellschaft ist lahmgelegt. Das ist der Kern meiner Kritik. Ich bin für die Freiheit. Ich habe ja einen befreiungstheologischen Hintergrund.

Weltwoche: Eben. Sie sind ein Linker, wenn man das so sagen darf. Sie waren als Theologe in Südamerika und haben dort auch bitterste Armut erlebt.

Müller: Links, rechts, Hauptsache, nicht links. (*Lacht*) Ein politischer Linker bin ich wohl nicht, das ist übertrieben. Aber es ist die Aufgabe der Kirche, für die Würde des Menschen und für soziale Gerechtigkeit einzutreten. Ganz wenige Leute werden mit dieser Krise superreich, während andere alles verlieren. Die Krisengewinner verdienen Milliarden und bezahlen in Amerika keine Steuern – es sind ja hauptsächlich amerikanische Milliardäre, um die es hier geht. Dilet-

tanten bezeichneten das dann als antisemitische Chiffre. Da muss man ja mit dem Klammerbeutel gepudert sein, um sich so eine Schminke aufzuziehen!

Weltwoche: Karl Barth sagte einmal, das Wort Gottes sei die grösste Verunsicherung für den Menschen in seinem moralischen Selbstvergötterungsanspruch. Leben wir in einer Zeit, in der sich die Menschen selber vergöttern?

Müller: Die Menschen benutzen sogar die Vokabeln, die in der Bibel auf Gott bezogen sind. Sie sehen sich als Schöpfer. Dabei ist Gott der Schöpfer allein. Man spricht von «Great Reset». Die Menschen glauben, eine neue Weltordnung bauen zu können.

Weltwoche: Indem man einen Schalter umlegt.

Müller: Ja, aber man kann die Schöpfung nur nach einem bestimmten Bild gestalten. Wir sagen, der Mensch sei geschaffen nach Gottes Bild. Und eben nicht nach dem Bild von Lenin, Stalin oder Mao Zedong. Viele Leute meinen, sie

könnten eine neue Welt erschaffen, eine neue digitale Welt oder Medienwelt. Aber der Mensch ist aus krummem Holz gemacht. Und es ist unmöglich, dass wir daraus etwas Grades schnitzen.

Weltwoche: Welchen Schluss ziehen Sie als Christ aus dieser Feststellung?

Müller: Wir sind auf die Gnade, auf die Hilfe Gottes, auf seine Weisheit, auf sein Wort angewiesen. Kein Mensch darf sich zum Gott über den anderen Menschen aufspielen. Das ist die Ursünde. Das wollen diese Leute nicht verstehen. Sie wollen die Welt einteilen in Besitzende und Herdenvieh. Nur ein Beispiel: Die Privilegierten fliegen mit Hunderten Privatmaschinen nach Glasgow, zum Umweltgipfel, um den übrigen Menschen zu sagen, sie dürften nicht so viel fliegen.

Weltwoche: Sie sollten stattdessen den Zug nehmen.

Müller: Ja, das ist doch ein verheerendes Symbol. Auch in Davos am Weltwirtschaftsforum fühlt man sich als Elite, als Vordenker der Menschheit. Die anderen sollen nachdenken und nachsprechen, was diese Leute vordenkten und vorsprechen. Wer sind diese Leute? Sie waren vielleicht in der Wirtschaft erfolgreich. Aber auch ein guter Unternehmer oder Manager ist nicht in der Lage, die Welt von Grund auf neu zu erschaffen. Wenn ich belehrt werden will, lese ich Platon, Aristoteles, grosse Philosophen.

Weltwoche: Oder die Bibel.

Müller: Oder Kant. Und natürlich als gläubiger Mensch: das Wort Gottes, die Bibel. Ich glaube, der liebe Gott weiss mehr über uns Menschen als wir selber. Wir sind wir zur Freiheit befreit. Wir sollten uns nicht zu Sklaven dieser Weltmächte oder der Herrscher dieser Welt machen lassen.

Weltwoche: Solche Aussagen werden heute schon als Provokation empfunden. Das ist interessant. Vielleicht ist es die Aufgabe der Kirche, zu provozieren, statt sich dem Zeitgeist zu unterwerfen. Sind Sie ein Provokateur im Dienst der Kirche?

Müller: Ja, aber vielleicht nicht genug. Die Propheten sagten die Wahrheit und wurden dafür





«Viele Leute reden von Toleranz, können aber nicht zuhören»: Kardinal Müller.

gesteinigt. Johannes der Täufer war die Stimme eines Rufers in der Wüste. Dort gibt es leider nicht nur viel Sand, sondern auch viele Kamele, die blöken. So fühle ich mich zurzeit. (*Lacht*)

Weltwoche: Das Tröstliche ist: Kaum war Moses auf dem Berg, tanzten die Götzen unten dem Kalb hinterher. Es gibt nichts Neues unter der Sonne.

Müller: Ja, die Götzen sind humorlos, die haben keinen Fasching. Aber bei uns geht es freudig zu. Wir lachen auch mal über uns selber.

Weltwoche: Sie sind Mainzer, haben also ein entspanntes Verhältnis zum Karneval.

Müller: Man soll alles nicht zu ernst nehmen, ausser Gott.

Weltwoche: Herr Kardinal, was ist der Sinn des Lebens?

Müller: Dass wir Gott erkennen, ihn lieben lernen und so zum ewigen Leben gelangen.

Weltwoche: Und warum feiern wir Weihnachten?

Müller: Weihnachten ist das Fest, an dem wir die Geburt Jesu Christi feiern. Den wir aber als einen Gott mit uns, den Retter aller Menschen, verehren und anbeten.

Weltwoche: Was ist die wichtigste Botschaft des Christentums? Was ist die wichtigste Botschaft Ihrer Kirche?

Müller: Diese Botschaft ist allen Christen gemeinsam: das Evangelium von Jesus Christus, dem Sohn Gottes. Die frohe Botschaft lautet: Trotz aller Rückschläge, die es im Leben gibt,

«In der Wüste gibt es leider nicht nur viel Sand, sondern auch viele Kamele, die blöken.»

geht es am Ende gut aus. Und dafür ist Gott verantwortlich.

Weltwoche: Warum zerfallen heute evangelische und katholische Glaubensgemeinschaften? Vergessen wir unsere christlichen Wurzeln?

Müller: Wir sind eine Glaubensgemeinschaft. Wir glauben an Gott, der sich offenbart hat, der in seinem Wort zu uns gesprochen hat, das Wort, das Fleisch geworden ist in Jesus Christus, seinem Sohn. Wenn dieser Glaube zerbröselt, wenn wir nur noch eine Art Zivilreligion sind und zur Verschönerung des Alltags taugen, dann gibt es für die Menschen keinen Sinn mehr, unbedingt dazugehören. Die Kirche ist eine Heilsgemeinschaft, das muss sie auch so vorleben. Jeder, der etwas tiefer nachdenkt über sein Leben, weiss doch, dass Gott allein uns retten

kann. Keine Macht dieser Welt hat die Kraft, uns von den Leiden und Depressionen zu befreien.

Weltwoche: Was meinen Sie mit Depressionen?

Müller: Ich verstehe das nicht nur im psychischen Sinn, sondern auch im philosophischen Sinn: Nihilismus, Relativismus, Zynismus. Wenn wir sagen, wir seien nur durch Zufall in dieser Welt, zerstören wir unsere eigene Würde.

Weltwoche: Die Kirchen wirken heute wie NGOs, Agenturen des Zeitgeists. Verfehlen sie ihren eigentlichen Auftrag?

Müller: Ja. Die Kirchen sind keine NGO und können auch keine werden. Sie haben kein zeitlich begrenztes Hilfsprogramm. Sie sind ein Unternehmen, gestartet von Gott, und dieses Unternehmen garantiert, dass wir ewig leben. Das ist nicht im negativen Sinn zu verstehen, als endlose Zeitdauer. Es ist ewige Teilhabe am Leben Gottes, der die Liebe ist.

Weltwoche: Wie müssen die Kirchen mit religionsähnlichen Phänomenen wie der Klima-Ideologie umgehen?

Müller: Wir müssen solche Ideologien relativieren. Es gibt innerweltliche Fragen, die wir mit der praktischen Vernunft beantworten können: Wo kommt die Energie her? Wie können wir eine Infrastruktur bereitstellen? Falsch ist, solche innerweltlichen Fragen mit

ersatzreligiösen Vorstellungen zu befrachten. Wir könnten sicher einiges tun, um die Umwelt schonender zu behandeln. Aber wir können nicht die ganze Welt neu erschaffen. Wir können unsere Hoffnung nicht auf Klimapropheten setzen, sondern allein auf Gott. Im Alten Testament heisst es: «Verflucht ist der Mann, der auf Menschen vertraut.»

Weltwoche: Der Mensch rennt immer dem Falschen hinterher. Die Menschen sind immer götzengefährdet. Heute sind wir geradezu umzingelt von gebieterischen Tugendpäpsten. Was kann die Kirche machen, um dem grassierenden Moralismus zu begegnen?

Müller: Der Glaube macht frei. Gott hat keine Hintergedanken, Nebeninteressen, er braucht uns nicht. Aber wir brauchen ihn. Er gibt uns in voller Freiheit Anteil an seinem Leben. Das entlastet uns. Wir wissen, wir sind nicht die Erlöser der Welt, sondern die Erlösten. Wir können mitarbeiten, dass die Welt besser wird. Aber ohne die Gnade vermögen wir nichts. Das macht uns lockerer, freier, humorvoller. Wer nicht lachen kann, wer keinen Humor hat, ist schon auf der Verliererstrasse. Nur der Teufel macht ein böses Gesicht, eine Fratze. Hier in Regensburg haben wir eine schöne Figur im Dom, den lachenden Engel. Wir haben Grund zum Frohsein, trotz all der Herausforderung.

Weltwoche: Derzeit scheinen viele Menschen an den anderen Menschen zu verzweifeln. Wir beobachten Spaltung, Zerklüftung vieler Gesellschaften.

Müller: Wir können auch die anderen Menschen besser ertragen mit ihren anderen Meinungen, ihren aus unserer Sicht verkürzten Vorstellungen. Nur wenn ich mit Menschen anderen Glaubens in Respekt zusammenleben kann, trage ich zu einer besseren Welt bei. Wie soll eine Welt sein, in der die einen ihre endlichen Gedanken verabsolutieren und meinen, die anderen haben dem blind zu gehorchen, genauso zu sprechen wie sie, genauso zu denken wie sie? *Pensiero unico*, nennt man das auf Italienisch.

Weltwoche: Gleichschaltung, lautet die Übersetzung.

Müller: Dieses Wort darf man im Deutschen angeblich nicht verwenden. Ich frage dagegen: Wer ist denn hier die Sprachpolizei, wer betrachtet alles durch braun- oder rotgefärbte Brillen nach seinem Muster? Die Vorurteile sitzen im Kopf, nicht beim Beschuldigten. Wer andere in der Öffentlichkeit anklagt, sollte sich vorher auf die eigene Brust geschlagen haben.

Weltwoche: Leben wir in einer moralistisch verseuchten Zeit mit ihren kleinen Grossinquisitoren, die mit dem Finger auf alle zeigen, die nicht dem Zeitgeist huldigen?

Müller: Alle haben Vergebung nötig. Wir beten im Vaterunser: «Vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unseren Schuldigern.» Wir sollten uns nicht als letzte Rich-



«Nur der Teufel macht ein böses Gesicht»: Theologieprofessor Müller.

ter, als Götzen über andere aufspielen. Für mich und für jeden anderen Christen ist das Wort Gottes entscheidend, nicht was Menschen sagen oder sich ausdenken. Philosophen oder Wirtschaftsleute können nicht das letzte Wort haben. Wenn sie gestorben sind, können sie nicht mehr sprechen. Daher sollten sie auch nicht das letzte Wort der Welterklärung haben.

Weltwoche: Sie leiteten die Glaubenskongregation im Vatikan, waren sozusagen

«Gott hat keine Hintergedanken, Nebeninteressen, er braucht uns nicht. Aber wir brauchen ihn.»

der Programmchef der katholischen Kirche unter Papst Benedikt XVI. Was haben Sie von ihm gelernt?

Müller: Ich war kein Programmchef, das ist Christus selbst. Ich hatte vom Papst den Auftrag, die richtige Auslegung des Wort Gottes zu gewährleisten. Da dürfen sich keine menschlichen Irrtümer einschleichen. Papst Benedikt ist ein grosser Theologe, einer der Kirchenväter, könnte man sagen. «Gott ist Liebe» heisst eine Enzyklika, die er als Papst geschrieben hat. Sie greift die zentrale Wahrheit des christlichen Glaubens auf: Wir glauben nicht an Gott als ein höchstes Wesen, das als philosophischer Begriff über der Welt schwebt oder sich in einer selbstgemachten Utopie verdichtet. Wir glauben an den wahren und lebendigen Gott, der sein Wesen als Liebe von Vater, Sohn und Heiligem Geist offenbart hat. Das ist unsere Botschaft. Das Christentum ist mehr als ein blosses Programm der Weltver-

besserung. Unser Glaube richtet sich auf den lebendigen Gott, der sein Wesen offenbart hat. Und das Ziel des Menschen ist das ewige Leben, aber in der Liebe Gottes.

Weltwoche: Was hat Sie an Papst Benedikt menschlich beeindruckt?

Müller: Wir haben eine ähnliche Geschichte als Theologieprofessoren. Da ist man sich in der geistigen Verfassung sehr nah, weil man die ganzen biblischen, geschichtlichen und lehramtlichen Kontexte kennt und auch die philosophische Auseinandersetzung, die wichtigsten Autoren aus dem Effe herausziehen kann. Da ist eine grosse Nähe gegeben. Dann sind wir beide Deutsche, es gibt keine Sprachbarriere. Was mich an ihm beeindruckt, ist seine persönliche Einfachheit, Bescheidenheit. Nie ging es ihm um seine Person und sein Ansehen. Er ist ein ganz einfacher, bescheidener Mann, aber mit einem grossen Kopf.

Weltwoche: Wie unterscheidet sich sein Nachfolger, Papst Franziskus, vom emeritierten Papst Benedikt?

Müller: Papst Franziskus tritt für soziale Gerechtigkeit ein. Er hat uns neu bewusst gemacht, dass die Welt nicht nur aus Europa und Amerika besteht. Es gibt kein Zentrum, also auch keine Peripherie. Überall, wo ein Altar steht, sei es in der Petersbasilika oder auf einem wackeligen Untergrund in der Nähe des Amazonas, feiern wir die gleiche Messe, wirkt die gleiche Gnade, das gleiche Wort Gottes. Überall, wo Christus ist, da ist die Mitte.

Weltwoche: Welche christliche Botschaft nimmt uns Menschen die Zukunftsangst?

Müller: Gott ist die Zukunft. «Auf dich, o Herr, habe ich meine Hoffnung gesetzt. In Ewigkeit werde ich nicht zuschanden», heisst es in einem Lied des Ambrosius von Mailand. Wir können hier kein bleibendes Haus bauen, alles bleibt Fragment. Innerweltlich ist kein Leben vollendbar. Aber die guten Werke folgen uns nach. Der Vater, der ins Verborgene sieht, wird dir alles vergelten. Nichts, was wir Gutes getan haben, ist umsonst oder geht verloren, sondern geht hinein in die Ewigkeit. Das ist der Glanz der Heiligkeit, den wir vor Gott haben. Weil jeder Mensch im Grossen wie im Kleinen, ob er bei den Mitmenschen gross anerkannt ist oder nicht, kann davon überzeugt sein, einer ist da, der uns liebt. Und einer ist da, der uns auch über unsere Grenzen hinausführt und uns das ewige Leben schenkt.

Weltwoche: Letzte Frage, Herr Kardinal: Was eigentlich geschieht mit der Seele nach dem Tod?

Müller: Davon haben wir keine empirische Anschauung. Die Leute sagen ja, es sei noch keiner vom Friedhof zurückgekommen. Das stimmt zwar. Aber wir setzen unsere Hoffnung auf Gott. Wir erwarten die vollkommene Erlösung, die Erneuerung unseres ganzen Menschseins in Leib und Seele, in Seele und Leib.

Traditionelle Berchtoldstag-Veranstaltung

Sonntag, 2. Januar 2022, 11.00 Uhr

Stadion Wankdorf, Gstaad Lounge

Christoph Blocher

«Würdigung grosser Stadtberner
Persönlichkeiten



Adrian von Bubenberg

(um 1434–1479)

Der Held von Murten



Karl Stauffer-Bern

(1857–1891)

Genie und Tragik



Markus Feldmann

(1897–1958)

Gegen braune und
rote Fäuste

und ihre Bedeutung
für die heutige Schweiz»

Türöffnung 9.30 Uhr, Eingang 71. Covid-Zertifikationskontrolle und Maskenpflicht.

Parkplätze im Parkhaus Wankdorf. **Tram Nr. 9** bis Guisanplatz

Verschiedene Züge bis S-Bahnhaltestelle Wankdorf. **RBS Linie 40** bis Wankdorf Center

Im Anschluss an die Veranstaltung wird ein kleiner Imbiss offeriert.

Jedermann ist herzlich eingeladen.

Bei plötzlicher Änderung der Covid-Massnahmen Informationen
auf www.blocher.ch

Weitere Informationen: www.blocher.ch – www.svp.ch
www.svp-bern.ch – www.svp-stadt-bern.ch



Geteiltes Glück im Grenzgebiet

Fast schon in Österreich liegt einer der speziellsten Orte der Schweiz.

Im Zollfreiparadies Samnaun machen zwei Familien das Gleiche – und gehen doch getrennte Wege.

Thomas Renggli

Samnaun

Der Schnee legt sich wie eine mächtige Daunendecke über die Wiesen. Die Wolken liefern sich einen spektakulären Kampf mit der Sonne. Die gewaltigen Felsformationen kratzen den Himmel mit der Macht einer steinernen Faust. Durch den Talkessel zieht ein kühler Wind. Die wildromantische Schönheit dieser scheinbar vergessenen Gegend verlangt vom Besucher schon bei der Anfahrt Überwindung. Die meisten der in den Fels geschlagenen Tunnel sind nur einspurig befahrbar. Die Postauto-Chauffeure lenken ihre gelben Ungeheuer mit millimetergenauer Präzision durch die steinernen Höhlen.

Hangl gegen Zegg

Samnaun, auf 1800 Meter über Meer gelegen, war früher der Ort der Kuh- und Schafhirten, die sich auf der Suche nach Weidegründen aus dem Unterengadin über den Bergkamm durchschlugen. Und es war der Ort der Schmuggler und Schleuser. Die Preise für Alkohol und Tabak waren hier derart viel tiefer als in Österreich, dass sich selbst das Risiko einer Geld- oder Haftstrafe lohnte. Die legendären Schmugglerpfade führten durch dunkle Wälder, enge Schluchten und über abschüssiges Gelände. Die Absturzgefahr war ein steter Begleiter. Heute ist Samnaun vor allem als Zollfreiparadies bekannt – mit den tiefsten Benzinpreisen weit und breit und steuerfrei erhältlichen Luxusgütern wie Uhren, Schmuck, Parfüms oder Trink- und Rauchwaren. Den Sonderstatus verdankt der Ort seiner abgeschiedenen Lage und einer Sonderregelung aus dem Jahre 1892. Weil kein direkter Weg in die Schweiz besteht, war die örtliche Bevölkerung immer auf den Handel mit Österreich angewiesen. Deshalb wurden die Zölle zum benachbarten Ausland aufgehoben.

An die alten Zeiten erinnert unter anderem das Restaurant «Schmuggler-Alm», dort, wo die Dorfstrasse im Winter praktisch in die Skipiste mündet. Es wirbt mit dem Slogan: «Ein Kuss und ein Edelweiss sind des Schmugglers erster Preis.» Die «Schmuggler-Alm» gehört zum Imperium von Martin Hangl, dem wohl



«Es ist wie bei Migros und Coop»: Samnaun.

berühmtesten Sohn des Ortes. Als Skirennfahrer gewann Hangl drei Weltcuprennen und 1989 im amerikanischen Vail den WM-Titel im Super-G. Heute führt er zusammen mit seinen vier Geschwistern ein kleines Wirtschaftsimperium – mit Hotels, Restaurants, Sportgeschäften, Zollfreiläden und sogar einer Tankstelle.

Doch die Hangls sind unter den 800 Einwohnern nicht allein. Auf der anderen Strassen- seite ist ein zweiter Name ebenso präsent: Zegg. Hubert und Walter, zwei von zehn Kindern des legendären Serafin Zegg, der in den 1930ern mit einem prunkvollen Hotelbau den modernen Tourismus nach Samnaun brachte, verkörpern die Hausmacht im Talkessel. Patron Hubert Zegg besitzt drei Hotels und acht Einkaufsgeschäfte. Sein Bruder Walter ist Inhaber einer Tankstelle, einer Computerfirma, eines Lebensmittel- und Weingrosshandels.

Zegg und Hangl: Für den Aussenstehenden scheinen sich die beiden Familien in Parallelwelten zu bewegen. Wer bei den Zeggs wohnt, erhält Rabatt und Discount in allen Zegg-Lokalitäten. Wer bei den Hangls untergebracht ist,

verkehrt bei den Hangls. Mit Ermässigungen werden die Gäste ebenso subtil zur politisch korrekten Tankstelle gelenkt. Widerstand zwecklos. Auch im Kampf um öffentliche Ämter stehen sich die beiden Familien immer wieder gegenüber. Ende 2017 trat Theo Zegg erst als Präsident von Samnaun Tourismus, wenig später als Verwaltungsrat der Destinationsmarketing-Organisation zurück. Zum Nachfolger bei Samnaun Tourismus wurde Martin Hangl gewählt. Die *Engadiner Post* titelte: «Der Skiweltmeister ist an der Spitze». Indem Martin Hangl das Präsidium der Tourismusvereinigung übernehme, sei er auch «ein heisser Kandidat für den Verwaltungsratsvorsitz bei der Tourismus Engadin Scuol Samnaun Val Müstair AG». Doch daraus wurde nichts. In Samnaun ist es wie in manchen anderen Schweizer Berggemeinden: Neben dem Föhn ist der Neid der älteste Einwohner.

Erinnerungen an «Denver Clan»

Der Beobachter wöhnt sich an die epischen Fernsehserien «Dallas» und «Denver-Clan» erinnert. Ein Kampf um Geld, Macht, politischen

Einfluss – mit Intrigen und psychologischer Einschüchterungstaktik. Dramaturgisch zugespitzt, könnte man auch von «Romeo und Julia» sprechen – der legendären Fehde zwischen den Familien der Montagues und der Capulets in Verona.

Bei derart viel Rivalität ist eine neutrale Meinung gefragt. Der Mann, der sie am besten liefern kann, heisst Arno Jäger. Er ist Präsident der Kulturkommission des Ortes, das historische Gewissen. Es sei wie in so manchem Gebirgsdorf: «Zwei grosse Familien haben über Jahrzehnte ihr Machtzentrum ausgebaut. Sie würden öffentlich nicht schlecht über die anderen sprechen. Gleichzeitig schauen sie ganz genau, dass die anderen nicht mehr haben als sie selber.» Es sei denn, es gehe um ein schönes Stück Land, das beide wollten: «Dann kann man ein Geschäft auch zusammen regeln.»

Jäger weist mit mahndem Blick darauf hin, dass Zegg nicht gleich Zegg ist. Das Geschlecht gehe auf eine Grossfamilie im Ortsteil Ravaish zurück. Die Familie habe zwischen 1896

Serafin Zegg initiierte die Umstellung von Pferdekutschen auf Motorfahrzeuge.

und 1916 nicht weniger als zwölf Kinder grossgezogen – fünf davon seien nach Samnaun Dorf hochgezogen und hätten sich dort als Geschäftsleute in Gastronomie und Wirtschaft etabliert.

Hubert Zegg war es, der zwei Generationen später in den 1970er Jahren eine wegweisende Kooperation einleitete – mit dem österreichischen Nachbarn Ischgl. Durch diesen Zusammenschluss stieg Samnaun in die Champions League der Skigebiete auf. Mit 239 Pistenkilometern und 45 modernsten Bergbahnen gilt die Silvretta-Arena heute als das grösste Skigebiet der Ostalpen. Auf der Homepage wird für die «Schmugglerunde» geworben – eine «Pistenreise» über 37,2 Kilometer und 6870 Höhenmeter. Doch auch hier dürfe man den Namen Zegg nicht alleine nennen. Jäger: «Johannes Hangl und Anton Jenal hatten ähnliche Gedanken. Letztlich basierte die Zusammenarbeit mit Ischgl auf der kollektiven Einsicht, dass man über die Landesgrenzen hinausdenken muss.»

Zurück an die Demarkationslinie zwischen den Familien Zegg und Hangl. «Clash of Clans» schrieb vor vier Jahren die sonst für ihre Zurückhaltung bekannte *Neue Zürcher Zeitung* in schon fast boulevardesker Lautstärke. Zegg und Hangl bieten das identische Gesamtpaket an, eigener Transportservice inbegriffen – wobei in Sachen Hotellerie die Zeggs einen Vorsprung für sich beanspruchen können. Mit dem «Chasa Montana» (vier Sterne superior) bieten sie das beste Haus am Platz an, es folgen das dazugehörige «Chalet Silvretta» (vier Sterne) und «Appart-

hotel Nevada» (drei Sterne). Dank einem ausgeklügelten Konzept und unterirdischen Verbindungsgängen können zwischen den drei Häusern Synergien geschaffen und die Dienstleistungen ergänzt werden. So kann auch der Gast im Familienhotel «Nevada» von der Fünfsternküche im «Montana» profitieren. Zugang zum Wellness- und Spa-Bereich haben alle.

Benzin, Schokolade, Tabak und Schnaps

Während die Geschichte der Hangls nach Österreich zurückführt, verkörpern die Zeggs eines der traditionsreichsten einheimischen Geschlechter. Begründer des heutigen Geschäftsmodells war Serafin Zegg. Er zog nach dem Ersten Weltkrieg ins Unterland, um sich in der Wirtschaftskrise über Wasser zu halten. Zu Beginn der 1930er Jahre kehrte er nach Samnaun zurück und legte den Grundstein des Familienbesitzes. 1937 heiratete er die nach Luzern ausgewanderte Magrit Jenal. Es war eine fruchtbare Verbindung, der zehn Kinder entsprangen.

Der Schlüssel zu seinem geschäftlichen Erfolg war die Neuorganisation des öffentlichen Verkehrs von Martina nach Samnaun. Serafin Zegg initiierte die Umstellung von Pferdekutschen auf Motorfahrzeuge. Und er sorgte – mit einem aufwendigen Schneeräumungsdienst – dafür, dass die Strasse auch im Winter passierbar blieb.

Der Aufstieg von Samnaun zur «erfolgreichsten Wintersportdestination der Schweiz» (*Sonntagszeitung*, 2005) ist eng mit der Mobilität verbunden. Er setzte in den 1960er Jahren ein – als das Auto eine immer wichtigere gesellschaftliche Rolle spielte und der billige Benzinpreis mehr und mehr Tagestouristen anlockte.

Jäger beobachtete das Einkaufsverhalten ganz genau: «Die österreichischen Gäste kauften neben Benzin vor allem Schokolade und Zucker. Die Schweizer deckten sich mit Tabakwaren und Spirituosen ein.» Der Zollfreistatus führte aber auch zu negativen Auswirkungen. Zwar kann man in Samnaun Dorf Rolex-Uhren, Cartier-Schmuck und Dior-Parfüms praktisch à discrétion kaufen und fühlt sich wie in einem Terminal auf einem internationalen Flughafen, einen normalen Lebensmittelladen sucht man hier aber vergeblich. Den findet man erst in Laret. «Für Alltagsgüter fahren die Einheimischen aber auch nach Österreich», sagt Jäger.

Das geht auch den Zeggs und Hangls nicht anders. Doch weltliche Sorgen plagten sie deswegen nicht. Denn an keinem anderen Ort der Schweiz gibt es Sonne, Natur und frische Luft zu günstigeren Konditionen. Und die Anziehungskraft des früheren Schmugglerdorfs ist so gross, dass es gut für beide Familien reicht. Oder wie es Arno Jäger ausdrückt: «Es ist wie bei Migros und Coop. Beide verkaufen das Gleiche. Beide haben ihre treue Kundschaft. Und beide können sehr gut von ihrem Geschäft leben.»

Dschihad gegen Katzen

Nein, nicht die Sanktionen, der Zerfall der Landeswährung, die Wassernot, die Arbeitslosigkeit oder die Armut stehen derzeit im Fokus der Hardliner im iranischen Parlament. Sie bereiten einen Dschihad gegen Haustiere vor. Dutzende von Abgeordneten wollen den Handel oder die Aufzucht von Katzen, Hunden und Schildkröten verbieten.

Die Begründung: Die Vierbeiner «stellen eine Gefahr fürs iranische Volk dar». Wer sich nicht ans Verbot halten wird, hat mit einer prohibitiv hohen Busse zu rechnen. Sie soll laut Gesetzesentwurf zwischen 1300 und 4000 Dollar betragen. Das sind zehn bis dreissig Male eines monatlichen Mindestlohnes.

Dass Tier-Liebhaber gegen das neue Gesetz Sturm laufen, ist verständlich. Aber auch Inhaber von Kliniken, die sich auf lukrative Schönheitsoperationen für Haustiere spezialisiert haben, wehren sich gegen die Kriminalisierung der Haustiere.

Weil im Iran eine herzige Mieze oder ein rassistischer Hund als Statussymbol gelten, investieren Herrchen oder Frauchen gerne



Eine Gefahr fürs iranische Volk?

in aufwendige Operationen. Zu den favorisierten chirurgischen Eingriffen bei Katzen gehören Ohren kupieren, Schwanz verkürzen oder Bauchfett abschneiden.

Beliebt sind bei Hunden Augenlidstraffung und Kieferorthopädie sowie Behandlungsverfahren, bei denen Gewebe aus den Stimmbändern entfernt wird, damit Hunde nicht mehr so laut bellen.

Im Land, in dem Menschenrechte mit Füßen getreten werden, macht sich eine Forschergruppe der Universität Teheran seit Jahren für den Tierschutz stark. Sie lehnt Eingriffe wie das Entfernen der Stimmbänder ab. Mit der Begründung, das sei irreversibel.

Pierre Heumann

Blues des Lebens

Einsamkeit, Schmerz, Erlösung: Eric Clapton hat nichts ausgelassen. Ballade des grössten weissen Rockgitarristen aller Zeiten.

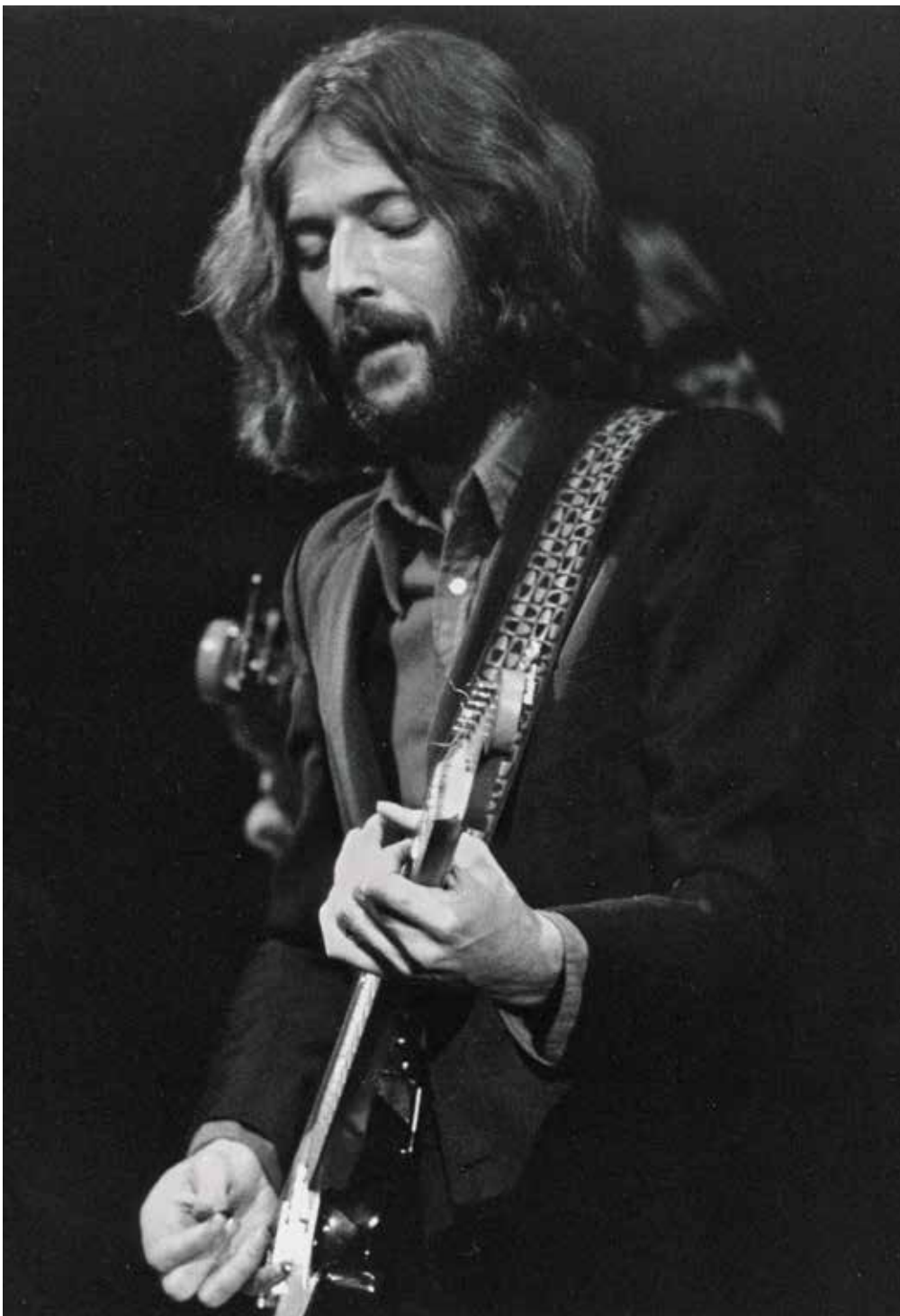
Chris von Rohr

Unser ganzes Dasein gleicht einem Blues – mal in Dur, mal in Moll. Musik ist die Medizin, damit fertig zu werden. Als ich 1967 zum ersten Mal «Sunshine of Your Love» von Cream hörte, war das wie LSD vor LSD. Alles kam zusammen: psychedelische Metaphern wie «It's getting near dawn when lights close their tired eyes». Dazu ein magischer Busch-Beat, gepaart mit diesem einmaligen Gitarrenriff, das sich wie ein Laserbrenner durch die Gehörgänge frisst. Ich lebte damals in einem Studenten-Mansardenzimmer in Neuenburg und starrte fassungslos auf meinen Plattenspieler. Immer wieder schob ich die Nadel zu diesem Song, so lange, bis sich ein Krater im Vinyl bildete. Es war kristallklar: Das war der Rock der Zukunft.

Claptons Gitarre tönte anders als all die anderen. Teurer und fetter. Man muss wissen, dass ein Gitarrenklang vor allem durch die Finger entsteht, nicht durch das Instrument oder die Elektronik. Das ist wie beim Cello oder bei der Violine. Das wahre Gold liegt in den Fingern und dem Vibrato. Natürlich können eine Stradivari oder eine gute Fender-Gitarre plus die Position des Mikrofons den Sound mitformen, aber das Ausschlaggebende liegt in den Fingern. Clapton hat nicht nur schöne Hände, er erschuf damit auch das «Woman-Vibrato» – das sehnsüchtige, wehmütige Erklängen eines einzelnen Tons, das ich so bei keinem anderen Gitarristen jemals gehört habe. Ein Klang mit Tiefe und Substanz.

Unvergleichlich – göttlich

Es mag mit ein Grund dafür gewesen sein, dass die Beatles ihn als einzigen Gitarristen je zu einer Aufnahmesession in die Abbey Road Studios einluden. Zu hören auf dem bis heute magischen «While My Guitar Gently Weeps». Da weint nicht nur die Gitarre. Clapton prägte diesen George-Harrison-Song mit seinem sensiblen Spiel. Wie er in ein Solo einsteigt und wieder aussteigt, ist unvergleichlich – göttlich. Ja, in diesem Moment war Clapton Gott, wie es an die Londoner U-Bahn- und die Stadtmauern gesprayed worden ist. Aber wie formulierte doch



Das wahre Gold liegt in den Fingern: «Mister Slowhand» Eric Clapton.

Oscar Wilde so treffend: «Jeder Heilige hat eine Vergangenheit, und jeder Sünder hat eine Zukunft.» Die Zukunft und die Sünden würden nicht lange warten auf den jungen Wundergitarrierten.

Wer einen Menschen wirklich verstehen will, muss sich seine Herkunft, seine Kindheit anschauen. Der Start war bei den Claptons alles andere als einfach. Geboren als uneheliches Kind im englischen Provinzdorf Ripley, wohnte Eric Clapton mit seiner Familie in einem winzigen Haus mit Wellblechtoilette im Garten. Privatsphäre und Badewanne gab es keine, dafür einen Zinkzuber, der an der Gartentür hing. Ein Feldbett als Schlafstätte; Gaslampen, weil kein Strom. So hausten ganze Familien in einer Gegend, wo Kinder wie er damals als «Bastarde» abgestempelt und wenig freudig begrüßt wurden. Mit neun Jahren fand Eric heraus, dass seine lieben Eltern in Wahrheit seine Grosseltern waren und er permanent belogen wurde. Sein echter Vater, ein kanadischer Soldat, hatte schon bei seiner Geburt das Land wieder verlassen. Seine junge, überforderte Mutter konnte nicht zu ihm stehen und flüchtete zu einem anderen Mann. Es gab nur einen Trost für den scheuen Jungen: die Musik. All die Zurückweisungen, die Wut, die Minderwertigkeitskomplexe und die Trauer verflohen, wenn er mit seiner Gitarre war. Er sprach nicht über Emotionen, er spielte sie.

Himmel-Höllen-Reise

Eric lernte als ruhiger, hochbegabter Kunststudent schnell und verliess die Kunstschule bereits mit siebzehn Jahren, um sich seiner ersten Band anzuschliessen. Nach kurzem Intermezzo bei den Yardbirds gelang ihm, inspiriert durch schwarze Blues-Gitarrierten wie Muddy Waters, Buddy Guy und Robert Johnson, der Durchbruch mit den Bluesbreakers, für die er einige bahnbrechende Soli spielte. Es zog ihn aber bald weiter. Er begann selbst zu singen und Songs zu schreiben. 1966 gründete er mit dem Teufelstrommler Ginger Baker und dem genialen Bassisten Jack Bruce das international erfolgreiche Trio Cream, das sich durch minutenlange Improvisationen von anderen Rockbands abhob und Clapton zum Guru junger Griffbrettkünstler machte. Aber nach nur zweieinhalb Jahren verbrannte diese erste Supergroup durch interne Streitereien und zu intensives Herumtounen.

Es folgten kurze Gastspiele bei Blind Faith, John Lennons Plastic Ono Band und Delaney & Bonnie, bevor er endlich sein erstes Soloalbum aufnahm. Etwas später entstand «Layla», einer der meistgespielten Rocksongs der siebziger Jahre, in dem er die unerwiderte Liebe zu Pattie Boyd, der Frau von George Harrison, thematisierte. Zu dieser Zeit wurde Clapton heroinsüchtig und brach auf der Bühne an einem Charity-Konzert für Bangladesch

zusammen. 1973 veranstaltete Pete Townshend, der Gitarrist der Who, mit bekannten Musikern in London ein Comeback-Konzert für seinen Freund, um ihn aus den Drogen zu ziehen. Nach einem Jahr folgte das legendäre, bluesige «461 Ocean Boulevard»-Album. Seine Hitversion von Bob Marleys «I Shot the Sheriff» machte auch Marleys Reggae einem breiteren Publikum bekannt.

In dieser Phase wurde Clapton immer kokain- und alkoholabhängiger. Seine Sucht koppelte ihn von den Gefühlen anderer Menschen und von Freunden ab. Der stetige Abstieg nahm seinen Lauf, und es half wenig, dass er endlich seine Traumfrau Pattie eroberte. Die Beziehung glich einer langjährigen, be-

Früher war es normal, dass Rockmusiker machtbesessene Regierungen in Frage stellten.

trunkenen Expedition zweier verlorener Seelen. Das feine «Wonderful Tonight» konnte nicht über das Scheitern hinwegtäuschen. Groupies blieben nebst den Drogen auf Tourneen ständige Trostpflaster und Begleiter. Das moralische Gleichgewicht des Gitarristen war offensichtlich in einem erschreckenden Zustand. Angetrunken beschimpfte er in Birmingham 1976 mit fremdenfeindlichen Sprüchen gewisse Ausländer im Konzertpublikum. Der absolute Tiefpunkt seiner Karriere. Claptons Entschuldigungen danach waren halbherzig, ungeschickt oder wurden einfach überhört. Dieser geistige Durchfall von damals verfolgt den Musiker, der unpolitisch und sicher kein Rassist ist, bis heute. Aber sein Leben war schon immer eine Himmel-Höllen-Reise ohne Netz und doppelten Boden.

Mehr Schmerz war nicht möglich

Sein Sohn aus der losen Beziehung mit einem italienischen Model läutete eine Lebenswende ein. Er wollte dem Jungen der Vater sein, den er selbst nicht gehabt hatte. Doch auch dieses Glück währte nicht lange. Der brutalste aller Schicksalsschläge kam 1991, als der viereinhalbjährige Conor bei einem Sturz aus dem 53. Stock eines Hochhauses in New York verstarb. Mehr Schmerz war nicht möglich. Ganz loslassen würde er ihn nie, doch durch den gewaltigen Schock und nachhaltige Drogenentzüge fand er langsam zurück ins gesellschaftliche Leben und überwand die dunklen inneren Dämonen, die ihn immer wieder beschädigten. Teil seiner langjährigen Trauerarbeit war die Ballade «Tears in Heaven».

Die legendäre MTV-Unplugged-Session brachte ihm dann 1993 sechs Grammys ein, unter anderem mit «Bestem Song» und «Bestem Album» des Jahres. Später folgten weitere starke Veröffentlichungen: das von Trauer ge-

tränkte «Pilgrim»-Album, die gemeinsamen Aufnahmen mit J. J. Cale und mit seinem Vorbild B. B. King, der live mehrmals betonte, dass kein anderer weisser Musiker mehr für die schwarzen Musiker getan habe als Clapton. 1997 gründete er mit Richard Conte auf Antigua das Crossroads Centre, eine Reha-Klinik für Suchtkranke. Mit dem Verkauf seiner besten Gitarren und anhand von Charity-Shows unterstützte der frühere Drogenabhängige das Projekt mit Millionenbeträgen. Langsam kam nach all der Dunkelheit endlich Freude zurück in sein privates Leben. 2001 brach Clapton endlich mit seinem Freundin-wie-die-Mutter-Beuteschema und heiratete die 31 Jahre jüngere Melia McEnery, die er als seinen absoluten Glücksfall im Leben bezeichnet. Mit ihr hat er drei Töchter, und die beiden sind bis heute zusammen.

Scharfrichter und Schlausprecher

Der unermüdliche Gitarrero bekam nach der ersten Covid-Impfung massive gesundheitliche Probleme und äusserte sich danach kritisch und hinterfragend. Natürlich wurde Clapton sofort von den schreibenden Scharfrichtern und Schlausprechern durch den undifferenzierten Neomoral-Dreck gezogen. Zusammen mit dem legendären irischen Sänger Van Morrison veröffentlichte er 2020 den Protestsong «Stand and Deliver». Die Einnahmen flossen direkt in einen Fonds für Lockdown-geschädigte Musiker. Für die Wahrheitsapostel und ewigen Kritiker ein Verschwörungssong, Corona-leugnender, schwurbelnder, schwarzenfeindlicher Müll.

Der ganze Sturm im Wasserglas zeigt nicht nur einiges über die heutige Berichterstattung, sondern spiegelt auch den Zustand der Kulturszene. Man pflegt Feindbilder, Wokeness und ideologisch geprägte politische Korrektheit. Mit einer anderen Sichtweise tut man sich extrem schwer. Meinungseinfalt statt Meinungsvielfalt. Es darf nur eine Auslegung geben. Früher war es normal, dass Rockmusiker machtbesessene Regierungen oder das Mainstream-Bürgertum in Frage stellten. Heute blüht das Image der sauberen Weste. Kritische, freie Gegenrede ist verpönt und schadet der Karriere. Wer mag schon Shitstorms, Diffamierung oder Auftrittsverluste?

Musikalisch hat der siebzehnfache Grammy-Gewinner und einzige Musiker, der dreifaches Mitglied der Rock and Roll Hall of Fame ist, den Test der Zeit längst bestanden. Er wird mit Jimi Hendrix zusammen als grösster und feinsten Rockgitarrist aller Zeiten in die Geschichte eingehen. Was Clapton als Mensch, als Förderer des schwarzen Blues und als grosszügiger Unterstützer von karitativen Projekten vollbracht hat, wird wohl erst richtig erkannt und gewürdigt werden, wenn «Mister Slowhand» gestorben ist. Eigentlich traurig, aber das ist auch Blues – der Blues des Lebens.



INSIDE WASHINGTON

Schiffbruch vor Weihnachten

Welche Bescherung zum Ende des katastrophalen ersten Amtsjahrs: Bidens billionenschweres Sozial- und Klimapakete havariert kurz vor Weihnachten. Im Senat, wo Demokraten und Republikaner über je fünfzig Sitze verfügen, brauchte der Präsident totale Parteidisziplin. «Ich kann nicht», sagte schliesslich der demokratische Senator Joe Manchin aus West Virginia. Mit einer knapp dreissigminütigen Vorwarnung an den Präsidenten trat Manchin bei Fox News Sunday auf, um dessen 1,75 Billionen Dollar schweres «Build Back Better»-Projekt zu versenken. «Wenn ich nicht nach Hause gehen und es den Menschen in West Virginia erklären kann, kann ich nicht dafür stimmen», sagte Manchin. Ex-Präsident Donald Trump hatte in Manchins Heimat, dem Bergbau-Bundesstaat in den Appalachen, mit fast 40 Prozentpunkten Vorsprung gewonnen – eine unbequeme Wahrheit, die viele Parteikollegen in den demokratischen Hochburgen nicht wahrhaben wollen.

Monatelang haben die Parteilinke und ihre progressiven Verbündeten den Demokraten Manchin aus dem ländlichen Bundesstaat zurechtgewiesen und angeprangert. Aktivisten haben sogar Manchins Hausboot «Almost Heaven» gekapert, um ihm die Hölle heisszumachen. In einem Interview im West-Virginia-Radio schimpfte Manchin am Montag über seine Tyrannen. «Wissen Sie was? Ich bin aus West Virginia. Ich bin nicht von dort, wo Sie herkommen, und Sie können nicht einfach die Leute verprügeln und denken, dass sie sich unterordnen.»

Laut Berichten sind einige gemässigte Demokraten insgeheim dankbar, dass Manchin der extremen Linken einen Strich durch die Rechnung gemacht hat. Der Demokrat Dean Phillips aus Minnesota warnt: «Wir brauchen seine Stimme. Alle, die ihn beschimpfen, tun dies auf unsere eigene Gefahr hin.»

Amy Holmes

«Die Notenpresse finanziert den Staat»

Der Ökonom und Politiker Max Otte übernahm die Führung der Werteunion, um das bürgerliche Gedankengut zu stärken.

Beat Gygi

Mit vollem Engagement in der Finanzwirtschaft wie auch in der Politik – Max Otte zählt in Deutschlands Unternehmerwelt zu den Ausnahmen. Der 57-jährige Ökonom, deutscher und US-Staatsbürger, leitet das 2003 von ihm gegründete Institut für Vermögensentwicklung und ist Fonds-Manager. Seit 2021 steht an der Spitze der Werteunion. Wir treffen ihn in Zürich.

Weltwoche: Herr Otte, was bedeutet die neue Regierungskoalition in Berlin für den unternehmerischen Spielraum in Deutschland?

Max Otte: Mit der neuen Regierung wird der unternehmerische Spielraum, besonders für den Mittelstand, weiter dramatisch abnehmen. Die wirtschaftlichen Rahmenbedingungen haben sich bereits in den vergangenen Jahren zusehends verschlechtert. Internationale Vergleiche, Rankings, zeigen ein Land im Sinkflug.

Weltwoche: Woran messen Sie das?

Otte: Die Bildung wird vernachlässigt, ebenso die Forschung und die innere Sicherheit. Das setzt sich jetzt fort. Hinzu kommen die steigenden Energiepreise oder Mängel in der Infrastruktur. All das sind wichtige Faktoren für ein rohstoffarmes Land wie Deutschland wie auch für die Schweiz. Die Schweiz ist allerdings in einer anderen Situation. Sie hat eine eigene Währung und eine intakte Infrastruktur.

Weltwoche: Aber Deutschland ist doch traditionell der Wirtschaftsmotor in Europa.

Otte: Ja, aber alle Standortvorteile, die Deutschland gross gemacht haben, verschlechtern sich; die Politik verspielt sie. Deswegen sind wir in unserer Anlagepolitik für unsere Fonds-Produkte auch davon abgekommen, in DAX-Konzerne zu investieren, also in grosse kotierte deutsche Unternehmen.

Weltwoche: Sehen Sie keine Investitionsmöglichkeiten in Deutschland?

Otte: Doch, es gibt etliche börsenkotierte deutsche mittelständische Unternehmen, inhabergeführt, in die wir investieren, wie auch in der Schweiz. Aber wir meiden zum Beispiel die Automobilhersteller, obwohl deren Aktien auf den ersten Blick billig wirken. Sie kommen

unter starken Druck. VW China etwa ist wesentlich schlechter aus der Krise gekommen als Wettbewerber in China, VW-Elektroautos gelten dort als altbacken. Als Investor engagiere ich mich nur sehr selektiv in Deutschland, obwohl ich da politisch viel Energie einsetze.

Weltwoche: Wo sind bessere Gelegenheiten?

Otte: Bei anderen europäischen Unternehmen und US-amerikanischen Firmen, die robuste Erlös- und Kostenstrukturen haben, also solide Geschäftsmodelle. Bei Grossunternehmen steht Europa nicht sonderlich gut da. Die meis-

«Irgendwann verliert der Kontrollstaat das Rennen, und das System zerbricht.»

ten Gewinner der Corona-Pandemie befinden sich in den USA. Wir suchen weltweit nach Anlagemöglichkeiten, allerdings vorzugsweise in westlichen Ländern.

Weltwoche: Welche Aktien sind ein Muss?

Otte: Die der grossen Technologiekonzerne. Wenn ich Aktien kaufe, um sie zehn Jahre zu halten, dann führt kein Weg an Microsoft, Alphabet oder Amazon vorbei. Die Wahrscheinlichkeit ist sehr hoch, dass sie in zehn Jahren noch da sind und gute Geschäfte machen. Internetdienste, Plattform-Wirtschaft, das ist die neue Art von Konsum. Diese Unternehmen sind entsprechend stabil.

Weltwoche: Die Europäische Zentralbank, die EZB, hat ja die Wirtschaft mit Geld überflutet, was zu massiven Mittelflüssen in Immobilien und Aktien führte und deren Kurse in die Höhe trieb. Platzt da bald eine Blase?

Otte: Unser Basisszenario, also die Entwicklung, die wir am ehesten erwarten, ist ein «melt-up» oder eine «Katastrophen-Hausse» nach Ludwig von Mises: fortgesetzter Kursauftrieb.

Weltwoche: Und danach kommt der Crash?

Otte: Ich glaube nicht, dass es einen heftigen Preiseinbruch bei den Aktien geben wird und wahrscheinlich auch nicht bei den Immobilien. Ich erwarte allenfalls eine Stagnation oder einen leichten Rückgang, weil durch die Geld- und

zunehmend auch durch die Fiskalpolitik der Zusammenbruch mit aller Macht verhindert werden soll.

Weltwoche: Früher wurden Sie mit Crash-Prognosen bekannt.

Otte: Ja, ich hatte 2006 tatsächlich mit einem Zusammenbruch gerechnet. Mein Buch «Der Crash kommt» wurde eine halbe Million Mal verkauft, nachdem die Finanzkrise eingetreten war. Aber dann wurden die Banken staatlich gerettet. Ähnlich verlief es 2010/11 in der Euro-Krise, wieder erfolgte die Rettung durch staatliche Eingriffe. Nach den Interventionen riet ich jeweils sofort zum massiven Kauf von Aktien, also bereits im Frühjahr 2009, ebenso 2011, 2016, im April 2020 oder eben jetzt. Der Begriff Crash-Prophet wird meiner Rolle nicht gerecht.

Weltwoche: Sie setzen auch jetzt auf Aktien?

Otte: Ja, denn die Rettungspolitik geht weiter. Niedrigzinsen waren der Anfang, dann folgten Negativzinsen, nun die Vermengung der Geld- mit der Finanzpolitik. Die Notenpresse finanziert den Staat.

Weltwoche: Das muss doch mal enden.

Otte: Ja, und das wird schliesslich das Vertrauen der Menschen ins Geldsystem untergraben. Wenn ihnen das Geld in den Händen brennt und sie es möglichst rasch ausgeben, steigt die Inflation sprunghaft an. Das spricht erst recht fürs Investieren in Sachwerte, Immobilien, Aktien, aber selektiv auch Gold, Luxus- und Kunstgegenstände. Diese bieten den besten Vermögensschutz.

Weltwoche: Erwarten Sie ein Auseinanderbrechen der Euro-Zone?

Otte: Ende der neunziger Jahre habe ich gesagt, der Euro werde scheitern – und zwar nach etwa zehn Jahren, weil die Konstruktion und die Länderzusammensetzung falsch seien. Die langfristige Stagnation Italiens oder Frankreichs und die Depression im Süden zeigen das, aber die ökonomische Fehlkonstruktion Eurozone wird durch zunehmende Staatsinterventionen und Zwangsmassnahmen am Leben erhalten.

Weltwoche: Können Sie sagen wie lange?

Otte: Nicht direkt, denn jetzt findet eine Art Wettlauf statt. Der Kontrollstaat versucht durch immer härtere Massnahmen, die sich verschärfende Krise auf europäischer Ebene in den Griff zu bekommen. Aber irgendwann – das ist meine Hoffnung – verliert er das Rennen, und das System zerbricht. Erst dann gibt es Chancen auf wirkliche Reformen.

Weltwoche: Welche Reformen braucht es?

Otte: Die EU ist heute ein französischer Massanzug, den muss man ablegen. Meine Idealvorstellung wäre eine wirklich föderalistisch aufgebaute EU mit klarer Verteilung der Kompetenzen auf die verschiedenen staatlichen Ebenen, demokratisch, pro Bürger eine Stimme, wirkliche Freiheit.

Weltwoche: Ist Freiheit heute so bedroht?

Otte: Ja, die Technologiekonzerne etwa haben enorme Macht und bedrohen die Freiheit. Vor fünf, sechs Jahren kam das Thema digitaler oder technologischer Totalitarismus in intellektuellen Kreisen gross auf. Zahlreiche Bücher wurden geschrieben, ich beteiligte mich auch daran. Vom Ende der Demokratie war die Rede, vom globalen Überwachungsstaat. Aber die Diskussion ist jetzt etwas eingeschlafen.

Weltwoche: Weil sich alles entschärft hat?

Otte: Nein, weil die Konzerne seither noch viel mächtiger geworden sind. Ich erlebe es permanent. Youtube-Videos von mir oder von



«Es herrscht kein gutes Klima»:
Ökonom Otte.

Freunden werden zensiert, ganze Kanäle werden gelöscht. Mittlerweile sind Millionen von Beiträgen von der Plattform verschwunden. Gelegentlich gehe ich juristisch dagegen vor, aber es ist schwierig. Das sind Zustände, die man als jemand, der in einer bürgerlichen Gesellschaft aufgewachsen ist, nicht wahrhaben möchte.

Weltwoche: Aber Sie investieren doch da.

Otte: Es ist mir bewusst, dass das ein Dilemma ist. Moralische Reife zeigt sich daran, dass man Dilemmata erkennt und mit ihnen umgeht. In vielen Fällen müssen wir eine Güterabwägung treffen. Politisch kritisiere ich die Technologiefirmen wegen ihrer Macht, aber als Investor komme ich nicht um sie herum. Es ist eine mo-

derne Konsumindustrie, quasi Nestlés der neuen Art, mit grossem Potenzial und zurzeit günstiger zu haben als Immobilien, die sehr teuer geworden sind.

Weltwoche: Tech-Riesen sind doch nicht zementierte Monopole, sie sind doch angreifbar.

Otte: Aber es kann lange dauern, bis sie geknackt sind. Die US-amerikanische Regierung hat ja zu verstehen gegeben, dass sie sich nicht mit den Technologiekonzernen anlegen will.

Weltwoche: Sind diese Konzerne links?

Otte: Was links und was rechts heisst, müsste man zuerst klären, aber sagen wir es mal so: Diese Unternehmen und ein technologischer Kontrollstaat verstehen sich ganz gut. Grün-totalitäre Tendenzen bilden da eine mächtige Allianz.

Weltwoche: Sie sind seit vergangenem Frühjahr Vorsitzender der Werteunion der CDU und politisieren damit auf der rechten Parteiseite. Mit Ihrem Engagement sind Sie eine Ausnahme, Unternehmer exponieren sich sonst politisch kaum so deutlich.

Otte: Ja, und der Preis ist hoch. Klar, unter unseren Anlegern, unter unseren Kunden sind viele Fans unserer Tätigkeit. Aber es gibt Geschäftspartner, die das nicht gerne sehen, obwohl ich derselbe, wahrscheinlich ein besserer Investor bin, derselbe Mensch wie vor fünf Jahren. Das gilt auch für meinen vorherigen Buchverlag, bei dem ich viel publiziert habe.

Weltwoche: Wie sehen Sie die Zukunft der bürgerlichen Seite Deutschlands?

Otte: Es herrscht kein gutes Klima für bürgerliches Gedankengut. In unseren Kreisen geht oft schon das Wort von der «Zersetzung» um, in dem Sinne, dass die Leute Angst haben, dass sie sich gegenseitig weniger trauen und voneinander abrücken, weil die Diffamierungskultur mittlerweile schon sehr stark ist.

Weltwoche: Was will die Werteunion?

Otte: Es ist ein Zusammenschluss von knapp 4000 CDU- und CSU-Mitgliedern plus Mitglieder der Unterorganisationen, die das wertkonservative Fundament der Union stärken wollen. Wir sind eine ungeliebte Teilmenge der Union. Wir wollen nur CDU- und CSU-Mitglieder oder Mitglieder der Unterorganisation aufnehmen, damit wir jederzeit selbst eine Unterorganisation der Union werden könnten. Aber das ist im Moment weit weg.

Weltwoche: Was tun Sie im Moment?

Otte: Primäres Ziel ist es, in einem Klima zunehmender Repression und Diskursverweigerung die Werteunion zu stärken. Die Mitgliederzahl ist etwas geschrumpft, es gab Austritte, aber auch Eintritte. Nach meiner Einschätzung ist die Vereinigung jetzt homogener und standfester als vorher. Nun können wir deutlicher und geschlossener auftreten. Und das werden wir.



VIP-Arrangement «Carlton Hotel St. Moritz»

Alles, was das Herz begehrt

Hoch über dem St. Moritzersee thront das Fünf-Sterne-Boutique-hotel «Carlton». Gibt es einen schöneren Ort, um Vitalität und Lebensfreude zu fördern und die Natur zu zelebrieren? Inspiriert von der majestätischen Kulisse, haben wir für Sie mit «Moving Mountains» ein ganzheitliches Ferienerlebnis erschaffen.

Wissenschaftlich fundiert, beruht «Moving Mountains» auf fünf Säulen: MOVE, PLAY, NOURISH, REST und GIVE. Als unser Gast wählen dabei ganz frei, welche dieser Elemente Sie für Ihr persönliches Wohlbefinden berücksichtigen möchten.

Das 1913 erbaute Anwesen präsentiert sich zeitgenössisch modernisiert und bietet vollkommene Ruhe und Privatsphäre. Während Ihres Aufenthalts logieren Sie stilvoll in einer Suite oder einem Zimmer mit unvergleich-

licher Aussicht. Hochstehender Service und authentische Gastfreundschaft sind selbstverständlich.

Für vollkommenes Wohlbefinden sorgt der grosszügige Wellnessbereich. Ausgewiesene Fachleute aus den Bereichen Personal Training, Yoga und Beauty-Treatment lassen keinen Ihrer Wünsche offen. Für kulinarische Höhenflüge sorgen das historische Restaurant «Romanoff» und das Gourmetrestaurant «Da Vittorio – St. Moritz».



Platin-Club-Spezialangebot

«Moving Mountains Special»
im «Carlton Hotel St. Moritz»

Leistungen:

- 3 Übernachtungen mit Frühstück
- Moving-Mountains-Dinner (5 Gänge)
- 1 Immune-Recovery-Gesichtsbehandlung pro Person
- Moving-Mountains-Fackelwanderung
- Kostenlose Teilnahme am MOVE-Wochenprogramm: Gruppenkurse mit unseren Fitnesstrainern und privates Yoga-Programm auf dem Zimmer
- Zugang zum «Carlton Spa»
- Butler-Service
- 24-Stunden-Limousinenservice in St. Moritz

Spezialpreis:

Weltwoche-Abonnenten erhalten eine Ermässigung von 10 Prozent auf das «Moving Mountains»-Package. Die Preise sind datumsabhängig.

Buchung:

Reservieren Sie Ihr Arrangement unter Telefon 081 836 70 00 oder per Mail an info@carlton-stmoritz.ch

Termine:

Das Angebot ist buchbar vom 7. Januar bis 11. Februar 2022 und vom 27. Februar bis 26. März 2022.

Veranstalter:

«Carlton Hotel St. Moritz»
www.carlton-stmoritz.ch



Rückkehr zur Vernunft

Friedrich Merz, der Mann von gestern, könnte für die CDU zum Mann der Zukunft werden.



Mit grosser Mehrheit wurde Friedrich Merz zum neuen CDU-Chef gewählt. Die Wahl ist vor allem eine Klatsche für das Partei-Establishment, das sich vor einer solchen Mitgliederbefragung bisher gedrückt hatte.

Doch auch abtrünnige CDU-Wähler zweifeln, ob die Wahl eine verheissungsvolle Zukunft bringt: Die Enttäuschung über Angela Merkels CDU sitzt tief, und auch Argwohn gegenüber einem Mann, der aus der Finanzwelt kommt und sich als Impf-Hardliner entpuppt, ist spürbar. Friedrich Merz, 66-jährig, kämpft gegen das Image des alten weissen Mannes, weil er sich gelegentlich in seinen Äusserungen vergaloppiert. Dabei ist der Ruf, ein Mann von gestern zu sein, sein grösster Trumpf im Kampf um verlorengegangene Wählerstimmen.

Merz wurde nicht gewählt, weil er Politik für links-grüne Pressevertreter machen soll. Er ist keiner, in den man seine Hoffnung setzt, weil er sich einmal positiv über ein mögliches Bündnis mit den Grünen geäussert hat. Seine Anhänger werden auch nicht die Frauen zählen, die er in sein Team holt, und sie wählen ihn auch mehrheitlich nicht wegen seiner Äusserungen zur Corona-Politik, sondern trotz diesen.

Friedrich Merz lebt vom Image, der Antagonist des Merkel-Establishments zu sein. Er ist der Anti-Merkel. Der Blackrock-Lobbyist. Der Mr. Burns, dem die Physiognomie eines Armin Laschet und die wirtschaftliche Inkompetenz eines durchschnittlichen Berufspolitikers fehlen, um auf eine tollpatschige Art sympathisch zu wirken. Sympathie ist für jemanden, dessen Anhänger sich einen starken Gegenpol zum links-grünen Einheitsbrei wünschen, auch kein

Kriterium mehr. Merz ist kein Hoffnungsträger, weil er mit der Zeit geht, sondern weil man das Gefühl hat, er stellt sich ihr entgegen.

Als Mann von gestern im negativen Sinne wird er von jenen Journalisten und politischen Gegnern titulierte, die den Gewinn der Gegenwart im Progressiven suchen und finden. Von Menschen, die das Gendern für eine evolutionäre Meisterleistung statt ideologischen Nonsense halten und heimlich im Büro mit Che-Guevara-Poster vom «demokratischen Sozialismus» träumen. Menschen, deren Schaum vor dem Mund ein Lob für einen CDU-Vorsitzenden darstellen sollte. Zumindest, wenn man sich

Wer gestalten will, fühlt sich durch die AfD auf Dauer nicht befriedigt.

an jene Zeiten erinnert, in denen die CDU noch eine gewichtige Volkspartei war, deren Erfolg nicht durch die Presse bestimmt wurde, sondern durch liebevolle Feindseligkeit zu ihr.

Dass seine Tätigkeit als Aufsichtsratsvorsitzender von Blackrock sogar dem einen oder anderen Konservativen missfällt, ist leider dem Umstand eines generellen Argwohns gegenüber der freien Marktwirtschaft geschuldet. «Kapitalismus» ist für viele Deutsche über politische Spektren hinweg ein negativ konnotierter Kampfbegriff, was auch erklärt, weshalb der Grossteil von ihnen immer noch eher in Sparbücher investiert als in Aktien.

Noch mehr Anhänger dürften ihn allerdings seine Äusserungen zu Corona gekostet haben.

Allerdings rudert Merz bereits zurück und äussert sich mittlerweile ablehnend gegenüber einer allgemeinen Impfpflicht. Stattdessen plädiert er für eine konsequentere Durchsetzung der 2-G-Regel. Von einem Mann, dessen liberale Überzeugungen sonst in jeder seiner Reden durchschimmern, hätte man sich zweifelsohne mehr Augenmass gewünscht.

Tatsächlich muss man sich von dem Gedanken verabschieden, von einem politischen Heilsbringer erlöst zu werden, der in jedem Bereich zu einhundert Prozent die eigene Meinung vertritt. Wer auf den vollkommenen Kandidaten wartet, wird bis zur nächsten Bundestagswahl nicht fündig.

Daher: Wer rational denkt, setzt Prioritäten. Momentan geht es um Weichenstellungen, um wieder eine konservative Mehrheit zu erlangen. Nicht nur gesellschaftlich, sondern auch innerhalb der CDU. Es geht darum, wieder eine politische Heimat zu bieten, eine valable Alternative, damit notgedrungen nicht nur die AfD übrig bleibt – nicht, weil sie per se schlecht ist, sondern weil sie nicht mehr als eine Fundamentalopposition bietet. Wer gestalten will, fühlt sich durch die AfD auf Dauer nicht befriedigt.

Merz könnte als Mann von gestern für viele, die unter Merkel politisch heimatlos geworden sind, zum Mann der Zukunft werden. Weil «gestern» in diesem Fall nicht ewiggestrig bedeutet, sondern die Abkehr von gegenwärtigen Irrwegen, die Rückkehr zur Vernunft. Und das nicht zuletzt auch bei dem Thema, das vielen so auf dem Herzen liegt: der Migration.

Charakter einer Stadt

Montreux ist ein vielseitiges Kleinod am Genfersee. FDP-Nationalrat Laurent Wehrli zeigt seine Heimat.

Hubert Mooser

Wer an Montreux denkt, hat vor allem das Jazz-Festival vor Augen. Es verwandelt die Stadt während vierzehn Tagen im Juli in die Kulturmetropole der Schweiz. Der Anlass zieht mittlerweile gegen 250 000 Besucher an. So bedeutend dieses Festival für Montreux auch ist, publikumsmässig gibt es deutlich grössere Veranstaltungen in der Stadt. «Der Weihnachtsmarkt bringt es auf 650 000 Besucher», sagt FDP-Nationalrat Laurent Wehrli, der zwanzig Jahre lang in der Exekutive der Stadt sass, zehn davon als Präsident. Letzten Herbst gab er dieses Amt ab und hat sich nun bereit erklärt, der *Weltwoche* bei einem Rundgang seine Heimatgemeinde vorzustellen.

Die Stadt gibt es erst seit 1962

Wehrli's Sightseeing-Tour beginnt am Bahnhof beim Gleis drei. Warum gerade da? «Weil sich hier die Vielfalt der Stadt bestens aufzeigen lässt», gibt Wehrli zu verstehen. «Montreux ist der einzige Bahnhof in Europa, der über drei unterschiedliche Spurbreiten verfügt.» Die SBB verkehren auf Normalspur, die Montreux-Berner-Oberland-Bahn schlängelt sich auf Schmalspurgleisen (1000 Millimeter) bis ins Berner Oberland, und die Zahnradbahn hinauf nach Caux und zum Hausberg Rochers-de-Naye fährt auf 800 Millimeter breiten Schienen. Wehrli betont zudem: «Wir haben beim Ausbau des Verkehrsnetzes immer stark darauf geachtet, dass es touristisch etwas bringt und die verstreuten Weiler und Dörfer gleichzeitig optimal erschlossen werden.»

Man merkt auf dem Rundgang schnell einmal, dass Montreux mehr ist als die 5,5 Kilometer lange überbaute Uferregion.

Beim Soldatendenkmal, zu dem man auf dem Weg in die höhergelegene Altstadt gelangt und von wo man einen guten Überblick hat, streicht der frühere Stadtpräsident denn auch den speziellen Charakter der Stadt hervor. «Montreux nannte man früher nur das heutige touristische Zentrum.» Erst seit 1962 gebe es eine politische Gemeinde mit diesem Namen, nachdem die zwei Territorialgemeinden Le

Châtelard und Les Planches fusioniert hätten. Le Châtelard setzte sich aus siebzehn Dörfern zusammen, Les Planches aus fünf. Der Wildbach Baye de Montreux bildete die natürliche Grenze. Einige dieser kleinen Bauern- und Winzerdörfer wie Clarens oder Chernex konnten ihren besonderen Charme bewahren, obwohl in der Uferregion langsam alles zu einer Grossagglomeration zusammenwächst. Eine Eigenart der Region: «Fragt man Einheimische nach ihrer Herkunft, sagen die Dorfbewohner immer noch, sie kämen zum Beispiel aus Clarens oder Chernex, nicht aus Montreux», sagt Wehrli, der mit seiner Familie im höher-

Es war Rousseau, der diese Region zum Sehnsuchtsort aller Liebenden werden liess.

gelegenen Glion wohnt. Das ist ein Ort hoch über der Stadt, wo das «Grand Hotel Bellevue» steht, das einem ins Auge sticht, wenn man vom See aus den Hang betrachtet.

Fast wie ein Mahnmal für die Bausünden der 1960er und 1970er Jahre ragt dagegen das Hochhaus im heutigen Stadtzentrum empor. Die Promotoren wollten zehn solche Türme aufstellen. «Stellen Sie sich vor», sagt Wehrli, «die Stimmbürger haben dem sogar zugestimmt.» Aber dann kam die Erdölkrise von 1973, die Investoren gingen pleite, es blieb beim Bau eines einzigen Wolkenkratzers. Der FDP-Politiker ist nicht unglücklich, dass aus Manhattan am Genfersee nichts wurde.

Gekrönte Häupter

Der Tourismus nahm aber nicht entlang der heutigen Flaniermeile seinen Anfang, sondern im weiter östlich gelegenen Territet. «Die Uferregionen im heutigen Zentrum wurden von den steigenden Fluten des Sees regelmässig überschwemmt», erklärt Wehrli. «Die Bauern nutzten deshalb den fruchtbaren Boden hauptsächlich für den Gemüseanbau.» Die Bauerndörfer entstanden weiter oben, entlang den Verkehrswegen, die das Rebbauggebiet erschlossen.



Fruchtbarer Boden:

«Erst als die wilde Rhone, die bei Le Bouveret VS in den Genfersee fliesst, gegen Ende des letzten Jahrhunderts gebändigt wurde und der Seepegel so stabilisiert werden konnte, entstand am See unten das Montreux, wie man es heute kennt», sagt er.

Es war der Genfer Philosoph Jean-Jacques Rousseau, der diese Region in seinem Roman «Julie oder Die neue Heloise» zum romantischen Paradies verklärte und zum Sehnsuchtsort aller Liebenden werden liess. Einen weiteren Schub löste der englische Dichter Lord Byron aus. Viele seiner gutbetuchten Leser wollten unbedingt dieses Château de Chillon sehen, wo sich das von Byron in Versen gekleidete Drama um den Genfer Freiheitskämpfer François Bonivard abgespielt hatte. Aus der bescheidenen Herberge «Chasseur des Alpes» in Territet



ehemaliger Stadtpräsident von Montreux Wehrli.



Geballte Ladung Kultur: Freddie-Mercury-Statue.



wurde im Lauf der Zeit das mondäne «Grand Hôtel des Alpes».

Rauch über dem Wasser

Gekrönte Häupter wie die österreichische Kaiserin Elisabeth, besser bekannt als Sissi, pflegten dort abzusteigen. Eine beeindruckend gefertigte Statue in einem kleinen Park neben dem «Grand Hôtel» erinnert an sie. Die SBB bauten den ersten Bahnhof darum auch nicht im heutigen Zentrum, sondern eben hier in Territet, wo selbst der legendäre Orient-Express, der Paris mit Istanbul verband, halt machte. «Als Attraktion für die erlauchten Gäste, die oft monatelang hier verweilten, baute man zwei Standseilbahnen hinauf nach Glion und Caux. Eine ist noch immer in Betrieb», sagt Wehrli, der all diese Geschichten herunterrattert, als

hätte er nie etwas anderes getan, als Besuchern Montreux zu erklären.

Natürlich kommt der frühere Stadtpräsident dabei auch auf die englische Rockband Deep Purple zu sprechen, deren Aufenthalt in Montreux 1971 sich fast ins kollektive Unterbewusstsein der Stadt eingegraben hat. Deep Purple, für alle, die in den letzten fünfzig Jahren auf dem Mond gelebt haben, ist eine Rockband, die in den 1970er und 1980er Jahren ihre grössten Erfolge feiern konnte. Als sie sich im besagten Jahr im «Grand Hôtel des Alpes» einquartierte – das zu diesem Zeitpunkt längst keine Herberge mehr war –, um ihr neues Album einzuspielen, war sie gerade am Durchstarten. Ein initiativer Mitarbeiter des Tourismusbüros namens Claude Nobs, auch er im Aufwind, hatte einen Teil des stillgelegten Hotels in Territet zu

einem Musikübungslokal umgebaut und stellte die Räume Bands zur Verfügung.

Und dann ereignete sich Folgendes: Zeitgleich wie Deep Purple weilte ein anderer bekannter Rockstar, Frank Zappa, für ein Konzert in der Stadt. Während seines Auftritts im Casino schoss ein Besucher mit einer Signalpistole in die Luft und setzte das Gebäude in Brand. Dass niemand ums Leben kam, grenzte an ein Wunder. Die Musiker von Deep Purple beobachteten vom «Grand Hôtel» aus die Rauchsäule über dem Genfersee. Das inspirierte sie zum Stück «Smoke on the Water». Als ihnen Nobs später erzählte, wie er bei der Evakuierung mitgeholfen habe, bauten sie die Textzeile ein, *funky* Claude sei rein- und rausgelaufen. «Smoke on the Water» wurde ein Welthit. Auf einer diskret am Hintereingang des «Grand Hôtel des Alpes» montier-



Stadt für laute und leise Töne.



ten Tafel ist das Deep-Purple-Intermezzo in der Region festgehalten. Warum am Hintereingang? «Nun», sagt Wehrli, «als die Idee dazu aufkam, waren alle begeistert. Als es 2018 konkret wurde, geschah etwas typisch Schweizerisches: Ein Teil der Anwohner befürchtete, dass es mit der Ruhe im Quartier fertig sei, wenn man die Erinnerung an den Aufenthalt der Rockband zu prominent inszeniere.»

Dafür wird Musikpromotor Nobs in Montreux wie ein Säulenheiliger verehrt. Er war auch ein langjähriger Freund von Wehrli und hat die Stadt mit dem Jazz-Festival zu einer Musikhochburg gemacht. 1967 fand der Event erstmals statt und spielte sich an drei Tagen im später abgebrannten Casino ab. Richtig ins Rollen kam die Geschichte aber erst, als Jazzlegenden wie Ella Fitzgerald hier auftraten. Heute finden die Konzerte hauptsächlich im Auditorium Stravinski statt. Nobs selbst verunglückte vor acht Jahren bei einer Langlauftour und verstarb nach seiner Einlieferung ins Uni-Spital Lausanne.

Klein-Montmartre

Im Park des «Fairmont Le Montreux Palace» hat man ihm in Form einer übergrossen Statue ein Denkmal gesetzt. Sie steht neben jenen von Musikgrössen wie Ray Charles oder Carlos Santana. Im wirklichen Leben war er mit seinen 1,62 Meter Körpergrösse allerdings erheblich kleiner als die Plastik. Wie wichtig er für die Stadt war, zeigt sich auch darin, dass man die Grand Rue in die Rue Claude Nobs umbenannte.

Montreux ist aber nicht nur laut und wild, es gibt auch hier die verborgenen Ecken, an denen Besucher gerne vorbeisehen. Die Altstadt ist so ein Kleinod. «Die Einheimischen nennen sie «Klein-Montmartre» – weil Les Planches mit seinen Bistros, Maler- und Musikateliers sowie kleinen Handwerksbetrieben an die Künstlermeile in Paris erinnert», schwärmt Wehrli.

Das Quartier lebe am Wochenende richtig auf. Die Maison Visinand, ursprünglich ein herrschaftliches Bauernhaus aus dem 15. Jahr-

hundert, ist das kulturelle Zentrum. Darin finden Ausstellungen, Theater und Konzerte statt. Auch das Konservatorium ist hier untergebracht. Wehrli weist zudem auf die unterschiedlichen Baustile hin, die in Les Planches aufeinandertreffen: alte gediegene Steinhäuser,

Eine Welt für sich ist «Palace» in Caux, eines der grössten Hotels, die je in der Schweiz erbaut wurden.

in denen früher die Bauernfamilien wohnten, und südländisch anmutende Bauten, die von zugewanderten italienischen Gastarbeiterfamilien in den Hang gebaut wurden.

Auffallend ist auch die Dichte an Hotelpalästen und Grandhotels, die entlang dem Seeufer und auf den höhergelegenen Sonnenterrassen majestätisch aufragen. Für die Erhaltung dieser Häuser hat Montreux vor Jahren den Wakkerpreis bekommen. «Einige haben

längst eine neue Bestimmung erhalten», sagt Wehrli. Das Grandhotel in Glion ist eine international renommierte Hotelfachschule. Eine Welt für sich ist das 1902 erbaute «Palace» in Caux. Es war eines der grössten und luxuriösesten Hotels, die je in der Schweiz erbaut wurden. Der Hotelkomplex mutierte nach dem Zweiten Weltkrieg zu einem Zentrum für Aussöhnung und Frieden.

Palmen, Oliven, Südfrüchte

Der Tourismus hat das Image und die Bevölkerungsstruktur der Stadt geprägt. Von überall zogen Menschen hierher. Die einen, um Ferien zu verbringen, die anderen, um zu arbeiten. Die Lage ist ja auch traumhaft: vorne der See, hinten thronen die Voralpengipfel, dazu das mediterrane Klima, das Palmen, Oliven und Südfrüchte wachsen lässt. Das Lavaux, mit den schönsten Rebbergen der Schweiz, ist bloss einen Katzensprung entfernt. Die Stadt ist auch richtig multikulturell. Von den über 26 000 Einwohnern sind fast die Hälfte Ausländer. Die grösste Diaspora bilden die Portugiesen und die Italiener.

Die Stadttour endet auf der Uferpromenade entlang der Grand Rue. «Die Strasse ist im Sommer leider auch ein beliebter Treffpunkt von Autoposern», findet Wehrli. Aber sie für den Verkehr zu sperren, sei nicht möglich. Sie sei die zentrale Verkehrsachse durch die Stadt. Auf halbem Weg zwischen dem Casino und der Konzerthalle Stravinsky liegt die gepflästerte Place du marché mit der Bronzestatue der verstorbenen Queen-Legende Freddie Mercury. Er hat in den letzten sechzehn Jahren seines Lebens in Montreux gewohnt. Auch Schriftsteller Vladimir Nabokov («Lolita») verbrachte in dieser Stadt seinen Lebensabend, im nahen «Fairmont Le Montreux Palace».

Wehrli's Montreux, das ist zuerst einmal eine geballte Ladung Kultur – und ein Tourismusort mit einer über 150-jährigen Tradition. Es ist die Stadt für laute und leise Töne.



„Ich muss auflegen, Jane!
Es hat sich schon eine Riesenschlange gebildet...“

Er sieht sich als Nomade

Ist er der russische Mark Zuckerberg oder die Wiedergeburt der libertären Ikone Ayn Rand? Das faszinierende Leben des Milliardärs und Telegram-Erfinders Pawel Durow.

Thomas Fasbender

Ein unternehmerisches Genie ist der 1984 in Leningrad geborene Pawel Durow in jedem Fall, und sei es ein Genie im erfolgreichen Kopieren erfolgreicher Geschäftsideen. Mit dem sozialen Netzwerk Vkontakte (auf Deutsch: in Kontakt) präsentiert er 2006 das Pendant zu Mark Zuckerbergs Facebook. Fünfzehn Jahre später ist vk.ru die meistbesuchte russische Website und zählt an die 700 Millionen Nutzer, die meisten im russischsprachigen Raum. Nur die Ukraine gewährt ihren Bürgern keinen Zutritt; 2017 hat das Parlament die Website blockiert.

Im November 2013 geht Durows Messenger-Dienst Telegram online. Was auf den ersten Blick wie ein Whatsapp-Klon wirkt, hat eine Vorgeschichte. 2011 bemerkt der Unternehmer, dass der russische Geheimdienst FSB ihn überwacht. Nun gibt es in seinem Leben einen Menschen, mit dem er unbedingt abhörsicher kommunizieren muss. Das ist sein älterer Bruder Nikolai. Der 1980 Geborene, extrem medien-scheu und als Soziopath und Sonderling verschrien, gilt als das eigentliche Hirn der Quellcodes der Durow-Produkte: Vkontakte, Telegram und zuletzt die Kryptowährung TON.

Es geht ihm ums Prinzip

1996, 1997 und 1998 gewann der geniale Programmierer drei Goldmedaillen an Internationalen Mathematik-Olympiaden und parallel drei Informatikwettbewerbe im Team der St. Petersburger Staatlichen Universität. Dort erwarb er auch einen russischen Dokortitel; später promoviert er ein weiteres Mal an der Universität Bonn. Beide Brüder entstammen der Petersburger Intelligenzija; ihr Vater, ein bekannter Philologe, war in den Neunzigern lange Jahre in Turin tätig. Ihre Ausbildung ist erstklassig, Nikolai in Mathematik und Informatik, Pawel in Geisteswissenschaften.

Die Begegnung mit den Schlapphüten des FSB gibt Anstoss zur Entwicklung eines Messenger-Dienstes, der so abhörsicher ist, dass kein Geheimdienst in seine Chat-Gruppen eindringen kann. Die Telegram genannte Platt-

form wird Pawel Durows Leben für immer verändern. Als der Dienst im November 2013 online geht, beginnen die Demonstrationen auf dem Kiewer Maidan. Sofort begreifen die dahinterstehenden Kräfte das Telegram-Potenzial – genauso wie bald darauf der IS in Syrien und dem Irak, chinesische und iranische Dissidenten, die Anhänger des russischen Oppositionellen Alexei Nawalny, schliesslich die



Kaum jemand weiss, wo er sich aufhält: Telegram-Chef Durow.

deutschen Querdenker während der Corona-Pandemie. Durow wird schon 2013 unter Druck gesetzt. Doch er weigert sich, die Personendaten der Maidan-Aktivistinnen preiszugeben.

Es geht ihm ums Prinzip. Noch im selben Jahr verlässt er Russland für immer. Seine restlichen Anteile an Vkontakte verkauft er, wohl auf politischen Druck hin. Seither zieht er von Land zu Land; dabei hilft ihm ein Pass des Karibikstaats St. Kitts und Nevis. Kaum jemand weiss, wo er sich gerade aufhält. Mit seinen Programmierern telefoniert er nicht öfter als einmal alle drei Monate.

Gleichzeitig ist Durow kein russischer Oppositioneller. Er sieht sich auch nicht als Emigrant.

Nomade lautet die Bezeichnung, die er sich gibt. Um 2020 gilt er als siebzehn Milliarden Dollar schwer. Ein 37-jähriger Milliardärs-Nomade, dessen Grundsatz es ist, mit keinem Staat zu kooperieren. Nur ein einziges Mal ist er eingeknickt, 2015, als die russische Staatsduma sich ernsthaft daranmachte, Telegram in Russland zu blockieren. China hatte es im gleichen Jahr vorgemacht. Auf Twitter kommentierte Durow:

Ihr könnt auch die Sprache verbieten, die Terroristen benutzen sie trotzdem. Doch dann gibt er nach und lässt über 200 öffentlich zugängliche IS-Kanäle löschen. Die geheimen Chats existieren weiterhin, doch die Duma ist zufrieden.

Süsser Autoritarismus

Durows Traum ist eine staatsfreie Sphäre, ein Recht des Menschen auf ausserstaatliche Existenz. Doch im 21. Jahrhundert spürt er Gegenwind. Allzu gerne hätten sie Zugriff auf die Telegram-Quellcodes, das amerikanische FBI genauso wie der russische FSB. Die deutsche Justiz droht dem Messenger-Dienst, der offiziell in den Vereinigten Arabischen Emiraten ansässig ist, mit einem Bussgeld von bis zu fünfzig Millionen Euro, wenn er sich weigert, strafbare Inhalte zu sperren und zu melden.

Die Staaten auf der ganzen Welt, ob demokratisch verfasst oder nicht, schmecken die Süsse des Autoritarismus. Vernunft oder Patriotismus, Wissenschaft oder Sicherheit und Stabilität – ein Grund wird sich finden. Für Pawel Durow ist es das Worst-Case-Szenario. Staatliche Anmassung ist sein Erzfeind; das macht ihn zum Ur-Libertären. 2020 hat er dieser Überzeugung seine TON-Kryptowährung geopfert. Die US-Finanzaufsicht SEC hatte verlangt, die zugehörigen Token als Wertpapiere zu registrieren. Die USA, schrieb Durow, seien in der Lage, jede Bank oder jedes Bankkonto auf der Welt zu schliessen. Daher beende er das TON-Projekt: «Leider sind wir – die 96 Prozent der Weltbevölkerung, die anderswo leben – von Entscheidungsträgern abhängig, die von den 4 Prozent, die in den USA leben, gewählt werden.»

«Das Schwyzerörgeli war ein Bubentraum»

Franz Wiget gehört zu den besten Gastronomen der Schweiz.
Nun wendet er sich der Musik und Literatur zu.

David Schnapp

Steinen SZ

Der Schwyzer Franz Wiget hat auf dem Gelände des Bauernhofs seiner Eltern in Steinen die ehemalige Beiz übernommen und sie mit einer klassischen Küche zu einer Topadresse mit 18 Gault-Millau-Punkten und zwei Michelin-Sternen gemacht. Der Sechzigjährige war 2012 «Koch des Jahres», zu seinen berühmtesten Gerichten gehört «Gummelistunggis», ein Püree aus Agria-Kartoffeln, das viermal durch ein feines Sieb gestrichen wird. Wiget ist ein interessierter Zeitgenosse und ein leidenschaftlicher Leser. Dabei interessiert ihn vor allem die neue, die andere Sichtweise. «Meinen eigenen Standpunkt kenne ich ja schon», sagt er.

Weltwoche: Herr Wiget, wie wurden Sie zum Leser?

Franz Wiget: Schon in meiner Kindheit habe ich mir von meiner Gotte als Einziger von uns vier Geschwistern immer etwas zu lesen gewünscht, «Heidi» zum Beispiel. Mein Vater und mein Grossvater waren Bauern und Schnapsbrenner, wir waren Selbstversorger, Bücher waren nicht unbedingt Teil des Alltags.

Weltwoche: Was haben Sie als Bub in Büchern gesucht?

Wiget: Wir hatten natürlich keinen Fernseher, und mich hat wohl der Wissensdurst getrieben. Ich konnte lesen, bevor ich zur Schule ging, und dort ist mir von mathematischen Fächern nicht viel geblieben. Deutsch weckte mein Interesse.

Weltwoche: Ist das nicht eher ungewöhnlich für einen Koch? Masse und Gewichte spielen ja doch eine gewisse Rolle in diesem Beruf.

Wiget: Als Unternehmer muss man schon rechnen können, aber mich hat humanistische Bildung mehr interessiert. Geschichte und auch die Theologie beschäftigen mich bis heute und auch sehr konkret: Wenn ich zum Beispiel über die Kartäusermönche lese, die in totaler Stille bis heute in der Grande Chartreuse bei Grenoble leben, dann will ich da hinfahren, um mir das anzusehen. Meine Ferien plane ich nach kulinarischen und historischen Kriterien: Zuerst



«Es ist wie in der Musik, die Klassik behält eine gewisse Gültigkeit»: Altmeister Wiget.

schaue ich, welche Restaurants mit zwei oder drei Sternen es in einer Gegend gibt, und dann, welche Kulturstätten zu besichtigen wären.

Weltwoche: Woher kommt die Faszination für Theologie?

Wiget: Die Bibel halte ich für ein hervorragendes Buch. Wir wurden zwar katholisch erzogen, aber ich bin nicht religiös im kirchlichen Sinn. Jedoch fasziniert mich diese Gedankenwelt. Wir hatten im Restaurant immer wieder Pater oder Äbte des Klosters Einsiedeln als Gäste, das waren interessante, gescheite und belesene

Gesprächspartner. Einer davon wurde mein Mentor. Andere haben einen Unternehmensberater, ich hatte Pater Matthäus. Das hat mich weitergebracht – am Ende auch wirtschaftlich.

Weltwoche: Welchen Zusammenhang gibt es da?

Wiget: Ich habe einen Weg für mich gefunden, erfolgreich und zufrieden durchs Leben zu gehen, indem ich den zwischenmenschlichen Umgang pflege.

Weltwoche: Nach welchen Prinzipien führen und leben Sie?

Wiget: Etwas vom Essenziellsten, was mir Pater Matthäus beigebracht hat, ist, sich selber nicht zu wichtig zu nehmen und einfach seine Arbeit zu machen. Ich versuche auch, meine Mitarbeiter wie Familienmitglieder zu behandeln. Das ging nicht von einem Tag auf den andern, ich bin ja kein Heiliger. Aber mit der Zeit habe ich gemerkt, dass die Leute länger bleiben und ich selbst zufriedener werde.

Weltwoche: Was lesen Sie zurzeit?

Wiget: Meistens lese ich mehrere Bücher parallel, zurzeit unter anderem «Langnauerli. Stöpselbass. Schwyzerörgeli» über die Kulturgeschichte des Volksmusikinstrumentes Schwyzerörgeli. Wenn mich etwas interessiert, will ich es genau wissen. Vor vier Jahren habe ich ja mit dem Örgeli-Spiel angefangen ...

Weltwoche: Wie kamen Sie dazu?

Wiget: Meine Frau Ruth und ich haben lange sechzehn Stunden pro Tag im Restaurant verbracht, das wurde mir irgendwann zu viel. Ich hatte auch gesundheitliche Probleme, da haben wir uns entschieden, nur noch abends aufzu-

«Gotthelf finde ich spannend, die Dialoge zwischen Meister und Knecht sind bis heute aufschlussreich.»

machen. So habe ich mir Zeit verschafft, um mir einen Bubentraum zu erfüllen. Ich wollte schon als Kind Schwyzerörgeli spielen.

Weltwoche: Ich stelle es mir herausfordernd vor, in Ihrem Alter ein Instrument zu lernen.

Wiget: Der Musiklehrer, den ich angefragt hatte, wollte mich als damals 56-Jährigen zuerst nicht unterrichten. Aber nach einigen Lektionen lenkte er ein. Ich habe auch wirklich viel geübt, da bin ich dann schon ehrgeizig. Das Schwyzerörgeli ist ein schwieriges Instrument, die linke Hand macht etwas anderes als die rechte, der Klang ist diatonisch, also beim Ziehen anders als beim Zusammendrücken. Ich musste viel üben und mir das Notenlesen im Selbststudium beibringen. Aber mich berührt die Melancholie dieses Instruments unglaublich.

Weltwoche: Es klingt wie das perfekte Klischee: Sie sitzen hier oben in dieser Idylle auf 750 Meter über Meer, blicken ins Tal und spielen Schwyzerörgeli...

Wiget: Ja, genau so ist es. Und immer am ersten Montag im Monat spiele ich zusammen mit Robert Gisler vom Restaurant «Kaiserstock» in Riemenstalden. Das Schwyzerörgeli hat etwas Archaisches, Knorriges, was mir auch an den Menschen gefällt. In meiner Erinnerung hat es die Leute in meiner Kindheit nicht interessiert, was der links oder rechts über sie gedacht hat. Dafür steht für mich dieses Instrument.

Weltwoche: Sie sind ein ausserordentlich erfolgreicher Koch, haben Sie vielleicht dennoch die falsche Karriere gemacht?

Wiget: Darüber habe ich natürlich schon nachgedacht. (*Lacht*) Aber mit fünfzehn war das gar kein Thema. Zu unserem Hof gehörte dieses Restaurant, und mein Vater fand, ich solle Koch lernen. Das habe ich dann gemacht. Damals hat man eine väterliche Weisung befolgt, ohne darüber nachzudenken.

Weltwoche: Was wäre denn auch noch möglich gewesen?

Wiget: Ein Beruf, der sich mit historischen Themen befasst, hätte mich schon interessiert.

Weltwoche: Wenn man in Ihre Bibliothek schaut, was ist da zu finden?

Wiget: Mein Interesse ist breit, ich habe mich mit der Psychoanalyse von Freud beschäftigt, aber auch mit Klassikern wie Frisch, Dürrenmatt, Hannah Arendt oder Camus. Gotthelf finde ich spannend, die Dialoge zwischen Meister und Knecht sind bis heute aufschlussreich.

Weltwoche: Haben solche Werke uns heute noch etwas zu sagen?

Wiget: Ich finde schon; das Mass an Wahrheit, das zum Beispiel in den «Buddenbrooks» von Thomas Mann steckt, ist erstaunlich. Und wenn mich ein Buch fasziniert, lese ich auch die Biografie des Schriftstellers, weil ich wissen möchte, wie seine Ideen entstanden sein könnten.

Weltwoche: Gibt es auch Biografien von Köchen, die Sie interessieren?

Wiget: Haben Sie «Les Chefs – Die grossen französischen Köche des 20. Jahrhunderts» von Karl Heinz Götze gelesen?

Weltwoche: Nein, leider nicht.

Wiget: Das gebe ich Ihnen mit, das ist ein interessantes Buch für Sie. Meinen jungen Köchen empfehle ich das auch zur Lektüre. (*Steht auf und holt das Buch*)

Weltwoche: Warum sollte ein Koch dieses Buch lesen?

Wiget: Ich sehe es als Motivation: Den Figuren in diesem Buch – Escoffier, Bocuse, Chapel oder Ducasse – nachzueifern, sollte das Ziel sein.

Weltwoche: Ich wage etwas Küchentischpsychologie: Sie haben in der Küche alles herausgefunden, was Sie interessiert. Jetzt gehen Sie anderen, neuen Fragen nach.

Wiget: Mein Fokus lag zwar immer auf der Küche, aber mir wurde irgendwann klar, dass es nicht reicht, wenn man nur gut kocht, um ein Restaurant erfolgreich zu führen. Es braucht Lebenserfahrung und den richtigen Umgang mit den Gästen. Und aus der Literatur habe ich viel über die Menschen und das Leben gelernt. Es hat mir geholfen, auszubrechen und in andere Welten abzutauchen.

Weltwoche: Sie suchen in der Literatur andere Blickwinkel auf das Leben?

Wiget: Ja, ich profitiere von der Erfahrung anderer, wenn man so will. Wenn Meinrad Inglin, den mein Vater noch gekannt hat, in einem Roman den Brand im «Grand Hotel Axenstein» in Morschach beschreibt, ist das einfach grossartig. Es lodert bereits das Feuer, als ein Gast

ungeduldig wird und seine bestellte Schnepfe selber aus dem Ofen holen will und dabei in der Küche verbrennt, während die feine Gesellschaft noch bei der Vorspeise sitzt.

Weltwoche: Als Leser sind Sie vielseitig interessiert, und als Koch?

Wiget: Mein Interesse ist auch da breit, aber in meiner eigenen Küche bin ich eher konservativ. Ich bin dem Bewährten treu. Auch wenn ich mich immer wieder verändert habe, bin ich nie einem Trend aufgesessen. Ich perfektioniere lieber das, was ist, als etwas nachzulaufen. Nach einiger Zeit sieht man ja jeweils, wie viel von einer avantgardistischen Idee bleibt. Von Ferran Adrià, dem Erfinder der Molekularküche, sind es beispielsweise die Espumas.

Weltwoche: Worin liegt der Reiz der klassischen französischen Küche für Sie?

Wiget: Es ist wie in der Musik, die Klassik behält eine gewisse Gültigkeit.

Weltwoche: Und in der Literatur?

Wiget: Ich finde, man spürt in der klassischen deutschen Literatur, dass diese Autoren ihre Manuskripte von Hand schreiben mussten, das Resultat ist ehrlicher und persönlicher. Beim Kochen ist es eigentlich auch so, die sozialen Medien fördern den kulinarischen Mainstream, die eigene Handschrift geht verloren.

Weltwoche: Gibt es Parallelen zwischen einem guten Text und einem intensiven Fond?

Wiget: Auf jeden Fall, beim Kochen geht es um Handwerk und Geschmack, bei der Literatur um die Qualität einer Erzählung. Beides fesselt einen, wenn es gut ist.

Weltwoche: Es gibt einen Trend zur autobiografischen Küche, viele Gerichte kommen heute gewissermassen als Erzählung über Erinnerungen des Kochs auf den Tisch. Was halten Sie davon?

Wiget: Das gibt es bei mir insofern auch, als dass ich etwa die Marroni zum Wild nach einem Rezept meiner Mutter zubereite oder ein Ragout von der Schweineschulter und Speck koche, wie es meine Grossmutter Marie gemacht hat. Das Fleisch stand so lange auf dem Herd, bis es *effiloché* wurde oder Pulled Pork, wie man heute sagen würde. Aber wir erzählen den Gästen keine Geschichten, wir belästigen sie nicht mit Texten am Tisch, das stört mich selber, wenn ich essen gehe.

Weltwoche: Das Literarische oder Autobiografische Ihrer Küche liegt also eher im Geschmack?

Wiget: Auf jeden Fall versuche ich, das zu erreichen, aber es ist nicht so einfach. Meine Gerichte sollen schlicht sein, oft bestehen sie nur aus drei Komponenten.

Weltwoche: Ist grösstmögliche Einfachheit auch in der Literatur erstrebenswert?

Wiget: In wenigen Worten viel mitteilen zu können, ist für mich als Leser auf jeden Fall eine grosse Qualität.

Häuserkampf in Ostjerusalem

In einem wüsten Streit in Israels Hauptstadt wird ein Stück Nahostkonflikt ausgetragen. Opfer sind die legitimen jüdischen Eigentümer.

Hanspeter Büchi

Im Jahr 1875 kauften Juden im Ostteil Jerusalems Land, um sich beim Grab von Schimon HaTzadik, einem Hohepriester im Zweiten Tempel, niederzulassen. Im Krieg 1948/49 besetzten die Jordanier widerrechtlich das Westjordanland (Judäa/Samaria) und den Ostteil Jerusalems. Alle Juden wurden vertrieben. Deren Grundbesitz kam als «feindliches Eigentum» unter treuhänderische jordanische Verwaltung, bis zum Sechstagekrieg 1967.

Inzwischen waren in die Häuser beim Grab von Schimon HaTzadik Palästinenser einquartiert worden, jedoch blieben die Juden als Eigentümer registriert. Darum konnten diese aufgrund des israelischen Gesetzes von 1970 ihr Eigentum zurückfordern. Das Gesetz gilt für Juden und arabische Israelis. In jahrelangen gerichtlichen Auseinandersetzungen haben alle Instanzen die jüdische Eigentümerschaft bestätigt. Nie ein Thema sind übrigens die ab 1948 aus arabischen Ländern geflüchteten über 800 000 Juden, die umfangreichen Grundbesitz zurücklassen mussten.

Internationale Drohkulisse

Worüber wird gestritten? Es geht um jene Häuser, bewohnt von vier palästinensischen Familien. Deren Versuche, sich unter anderem mit gefälschten Dokumenten als Hausbesitzer auszuweisen, scheiterten. Behauptungen, Palästinenser würden aus «ihren Häusern» vertrieben, sind Fake News. Seit Jahren zahlen die Bewohner keine Miete. Wären es jüdische Mieter – sie wären längst weg.

Dieser Konflikt war eine der Ursachen der massiven Raketenattacken der Hamas letzten Mai. Die Satzungen von Hamas und Fatah/PLO haben denn auch die Vernichtung Israels zum Ziel. Beide nutzen den Fall Sheikh Jarrah (so heisst das betreffende Stadtviertel), um einmal mehr Israel zu diffamieren, auch mit Hilfe von Medien und Gruppierungen, die keine Gelegenheit auslassen, Israel zu dämonisieren.

Dabei wäre alles so einfach. Würden die Bewohner Miete zahlen, könnten sie bleiben. Doch es geht den Palästinensern längst um mehr. Sie versuchen, den Rechtsstaat Israel in

die Knie zu zwingen, unter anderem mit Hilfe einer internationalen Drohkulisse. Es geht um die Ablehnung von jüdischem Grundbesitz. Gleichzeitig symbolisiert dieser Fall den Kampf gegen Israel. Verständlicherweise beharrt die jüdische Seite auf ihrem von allen bisherigen Instanzen bestätigten Anrecht auf jene Häuser.

Letzten August zog es das nun eingeschaltete Oberste Gericht ob der Eskalation leider vor, statt eines Urteils den Bewohnern ein Bleibe-recht für fünfzehn Jahre anzubieten, und das für rund 700 Franken pro Haus und Jahr. Dies verbunden mit der Anerkennung der jüdi-

Nicht überraschend wird in diesem Konflikt der zum Unwort gemachte Begriff «Siedler» verwendet.

schen Eigentümer. (Einige nicht in diesen Fall involvierte Palästinenser haben übrigens kürzlich eine ähnliche Offerte akzeptiert.) Doch wie zu erwarten – Machmud Abbas und Hamas-Chef Ismail Haniyeh intervenierten persönlich

–, haben die fraglichen Bewohner am 2. November das Angebot des Gerichts abgelehnt.

Was nun? Dazu hatte dieses im Vorfeld nichts gesagt, ein Fehler, vor allem zu Lasten der jüdischen Eigentümer, auf deren Buckel quasi ein Stück Nahostkonflikt ausgetragen wird. Das Oberste Gericht ist nun gefordert, ungeachtet der gespannten Lage das Gesetz anzuwenden. Es geht um seine Glaubwürdigkeit und die des Rechtssystems Israels. Doch bisher ist die Strategie der Palästinenser aufgegangen. Abbas triumphiert.

Vorerst bleiben die Bewohner, ohne Miete zu zahlen. Nicht überraschend wird in diesem Konflikt auch der zum Unwort gemachte Begriff «Siedler» verwendet, wohl um die jüdische Seite in ein schiefes Licht zu rücken. Viel eher könnten wir alle Amerikaner «Siedler» nennen. Auffallend auch das wiederholte Bild der Palästinenser als angeblicher Opfer israelischer Politik. Opfer sind hier die legitimen jüdischen Eigentümer.

Kampf gegen gültiges Recht

Warum? Immer geht es um jüdisches Land, ob Sheikh Jarrah oder das Staatsgebiet Israels betreffend. Die muslimischen Gläubigen akzeptieren Israels Ansprüche nicht. Deshalb ihr Kampf gegen gültiges Recht, sekundiert von Medien und der antiisraelischen Liga. 1922 hatte der Völkerbund rechtsgültig das Territorium des künftigen jüdischen Staates festgelegt (vom Jordan bis zum Mittelmeer, inklusive ganz Jerusalem).

Warum wird das ignoriert? Denn der Unterteilungsplan von 1947 hat – weil am Nein der Araber gescheitert – nichts am 1922 festgelegten Territorium geändert, ebenso wenig wie die illegale jordanische Besetzung des Westjordanlands und Ostjerusalems 1948–1967. So gibt es rechtlich weder «palästinensisches Territorium» noch ein Anrecht der Palästinenser auf den Ostteil Jerusalems mit der heiligsten Stätte der Juden. Der Fall Sheikh Jarrah – der Lackmustrtest für Israels Justiz.



„Immer diese modernen Konzerte...“

Hanspeter Büchi ist Mitglied des Forums für Israel.

Frauen brauchen Männer zum Überleben

Eine gerechtere Gesellschaft erreicht man nicht, indem man Männer abwertet.



Neulich bin ich der steilen These (eines Mannes) begegnet: Frauen brauchten Männer zum Überleben, meinte er – mehr als umgekehrt. Verschwänden Männer plötzlich, würden uns viele moderne Annehmlichkeiten abhandenkommen. Seine Theorie äusserte er als Reaktion angesichts der Geringschätzung, die sich gegenüber Männern seit einiger Zeit in Teilen der Gesellschaft eingestrichelt hat.

«Wenn eine aufgeklärte Gesellschaft regelmässig die Männlichkeit und die Männerwelt abwertet, werden Frauen mit Jungen steckenbleiben, die keine Motivation haben, zum Mann heranzureifen oder ihre Verpflichtungen zu akzeptieren», schrieb die US-amerikanische Kulturhistorikerin Camille Paglia schon 2013 in einem *Time*-Artikel. Ein aggressiver Groll gegen Männer sei einer der widerwärtigsten Eigenschaften der zweiten und dritten Welle des Feminismus.

Daran hat sich bis heute nicht viel geändert. Zur Klarheit: Wir sprechen nicht von Personen, die beispielsweise mehr Lohn für den von Frauen dominierten Pflegesektor fordern. Es geht um die radikaleren unter den Feministinnen. Wahrscheinlich sind das gar nicht so viele. Aber weil etliche von ihnen über grosse Plattformen in Medien und sozialen Medien verfügen, beeinflussen sie mit ihrem Geschlechterkampf, der nicht ohne den passiv-aggressiven Grundton gegen Männer auskommt, gesellschaftliche Debatten. In grossen Zeitungen wie dem *Guardian* stehen über ihren Texten Überschriften wie: «Feministinnen hassen Männer nicht. Aber es würde nichts ausmachen, wenn wir es täten». In Büchern erklären sie aber, warum sie Männer hassen; sie verbreiten Hashtags wie #MenAreTrash und machen sie für alle Übel der Welt verantwortlich. Wie Oberlehrerinnen zeigen sie auf jeden von deren Fehlern und Versäumnissen, während sie

den Wert, den Männer der Gesellschaft bieten, ignorieren.

Machen wir also ein Gedankenexperiment. Wen rufen wir an, wenn im Winter die Heizung ausfällt? Der Herd streikt? Der Lichtschalter nicht funktioniert? Kein Wasser aus dem Hahn kommt? Ohne fliessendes Wasser katapultieren wir uns ganz schnell wieder ins Mittelalter zurück. Wer repariert das Hausdach? Bei all den Dingen, die unseren Lebensstandard innert zweier Tage schwinden lassen würden, rufen wir nach einem Mann.

Es ist natürlich nicht so, dass Frauen nicht fähig wären, Trucks zu fahren. Einen Bohrer im Strassenbau zu betätigen. Einen Kran zu bedienen. Waren auf Containerschiffe zu verladen. Öl auf Plattformen zu fördern. Und selbstverständlich gibt es Männer, die können nicht mal eine Glühbirne einschrauben. Frauen zeichnen sich mehrheitlich eben durch andere, gesellschaftlich wichtige Fähigkeiten aus, und ihr Engagement verdient genauso Anerkennung. Sie opfern sich enorm für Kinder und Familie. Sie pflegen die älteren Menschen, und weil im Pflegesektor mehrheitlich Frauen arbeiten, halten sie das Gesundheitssystem aufrecht.

Richtig ist aber auch, dass alles, was für das Funktionieren des Gesamtsystems wesentlich ist – inklusive des Gesundheitssystems –, auf Elektrizität und Technik basiert, und dass nur ein geringer Teil der Frauen Jobs in Bereichen Energie, Gebäudetechnik, Industrieelektronik oder Lüftungsanlegebau nachgeht. Es ist tendenziell nicht ihre Welt, und das ist auch in Ordnung. Seit einem ganzen Weilchen schon hält auch niemand die Damen vom Erlernen bestimmter Berufe ab, im Gegenteil, es gibt Frauenförderung, wohin man blickt; sie haben einfach unterschiedliche Interessen. Das kann man anerkennen oder «Dis-

kriminierung!» rufen und sich von der Seitenlinie aus über Männer empören, weil sie angeblich für Frauenhände zu grosse Smartphones designen oder Städte nicht gendgerecht planen.

Eigentlich ist es dumm, zu vergleichen, welche Bevölkerungsgruppe ohne die andere besser überleben kann. Aber vielleicht liegt ja hier eine Definition von Männlichkeit: Warum erledigen Männer denn all diese Jobs, für die Frauen kein Interesse aufbringen ... mögen? Feministinnen werden jetzt nach Luft schnappen, aber meine Theorie ist: Sie tun es vor allem für ihre Frauen und Familien. Nehmen wir das Beispiel Wasser: Männer sind früher ohne fliessendes Wasser besser klargekommen als Frauen, besonders, was die Hygiene betrifft. Ich glaube, solche Notsituationen waren Ausgangspunkt für einige Erfindungen, etwa, irgendwann im späten 19. Jahrhundert die Häuser mit fliessendem Wasser auszustatten. Vielleicht liege ich auch falsch.

Und damit will ich nicht sagen, dass Frauen nur die Annehmlichkeiten der von Männern entworfenen und hergestellten Dinge geniessen. Mein Punkt ist, dass, wer die Verdienste von Männern ignoriert oder abwertet, ganz offensichtlich den heutigen Komfort vergessen hat und woher dieser kommt, und sich der entsprechenden Fragilität nicht bewusst ist.

Die moderne Gesellschaft hat es nicht geschafft, das männliche Ideal neu zu formulieren. Zwischen rücksichtslosem Patriarch und Hausmann-Sensibelchen existieren noch ein paar weitere Exemplare. Solche, die gegenüber Frau, Familie und Gesellschaft ihre «Verpflichtungen akzeptieren». Vielleicht können irgendwann auch die Berufsnörglerinnen ihren Impuls zur Einseitigkeit unterdrücken und diese Tatsache neidlos anerkennen.

Folgen Sie unserer Autorin auf Twitter@TamaraWernli

«Trainingslager fürs Klima-Regime»

Der liberale Ökonom Philipp Bagus erklärt, warum die Menschen ihre Freiheitsrechte abgeben.

Beat Gygi

Hat der moderne Wohlfahrtsstaat in der Corona-Pandemie eine Massenhysterie begünstigt und so den Schutz der Freiheit wie auch der Gesundheit erschwert? Mit diesen Fragen tritt der Ökonom Philipp Bagus in der Debatte über die Pandemiopolitik gegen den Mainstream an. Der 41-Jährige zählt zu den profiliertesten Wirtschaftswissenschaftlern, auch zu den jüngsten, die eine freiheitliche Sicht vertreten. Er hat in Münster Ökonomie studiert und ist Professor für Volkswirtschaftslehre an der Universidad Rey Juan Carlos in Madrid. Sein Buch «Die Tragödie des Euro» (2010) wurde in dreizehn Sprachen übersetzt. Jüngst schrieb er zum Thema «Covid-19 und die politische Ökonomie der Massenhysterie». Wir sprechen mit Bagus über die Distanz Schweiz–Spanien per Video.

Weltwoche: Herr Bagus, würden Sie jetzt ein Buch schreiben über die Zeit, die wir gerade erleben, was wären Ihre Hauptpunkte?

Philipp Bagus: Ich würde wohl drei Fragen hervorheben: Was passiert mit der Freiheit, warum machen so viele im Herdentrieb mit, was sind die Folgen für die Wirtschaft? Zum Ersten, mit Blick auf die Freiheit, muss man aus ethischer Sicht fragen: Ist man bereit, zu sagen: Freiheit ist absolut, sie darf grundsätzlich nicht eingeschränkt werden?

Weltwoche: Und wenn es doch mal sein muss?

Bagus: Meine Haltung ist die, dass Freiheit nur eingeschränkt werden darf, wenn man beweisen kann, dass wirklich eine Aggression vorliegt oder geplant ist. Ohne diesen Beweis darf niemand, auch nicht präventiv, in seiner Freiheit eingeschränkt werden.

Weltwoche: Wie sehen Sie heute die Situation?

Bagus: In der Corona-Zeit wurden und werden Freiheitsrechte der Menschen erheblich eingeschränkt. Lockdowns und andere Massnahmen verbieten den Leuten, sich zu treffen, sich zu bewegen, ohne dass bewiesen wird, dass diese infiziert sind und eine Gefahr für andere darstellen.

Zur Gefahr der Ansteckungen, von deren Weitergabe und Folgen gibt es unterschiedliche Auffassungen. Widersprüchliche Argumente gibt es auch zu Masken, die mal als wirkungsvoll gelten, dann wieder nicht. Daten zum Impfen sind ebenfalls unklar, Impf-Obligationen verletzen das Recht auf körperliche Unversehrtheit und können nicht gerechtfertigt werden.

Weltwoche: Aber wenn man nicht viel weiss, ist Vorsicht doch vernünftig.

Bagus: Mit dieser Argumentation öffnen wir die Büchse der Pandora. Jeder Mensch ist ja eine potenzielle Gefahr für andere. Ich könnte morgen zum Amokläufer werden.

Sollte ich deswegen vorsorglich vom Staat abgehört oder gar eingesperrt werden? Eine solche Gefahr wäre meiner Ansicht nach zuerst eindeutig zu beweisen. Das gilt ebenso für die Pandemiemassnahmen und auch für die Klimapolitik.

Weltwoche: Sind Klimagefahren denn unklar?

Bagus: Ja, in beiden Fällen kann nicht nachgewiesen werden, dass jemand ursächlich für einen Schaden verantwortlich ist. Die Kausalketten sind nicht eindeutig. Es sind vielmehr Vermutungen nach dem Muster: Es könnte sein, dass Sie sich mit dem Virus anstecken und dann eventuell auch andere anstecken. Oder: Es könnte sein, dass es wegen Ihrer CO₂-Emissionen zu einer Klimakatastrophe kommt. Wegen dieser Möglichkeit soll die Freiheit eingeschränkt werden, durch Lockdowns oder Klima-Planwirtschaft.

Weltwoche: Aber das findet bei vielen Menschen Zustimmung.

Bagus: Klar, die Öffentlichkeit wird bombardiert mit Schreckensmeldungen und negativen Szenarien, die Angst erzeugen. Die Leute haben Angst und sind verunsichert, gerade auch durch widersprüchliche Begründungen. Da sehen viele den Staat geradezu herbei, sie bieten ihre Freiheit sogar auf dem Silbertablett an, beklatschen die Einschränkungen. Aber wenn man

so weit geht, bei allen potenziellen Gefahren, die nicht bewiesen sind, die Grundrechte einzuschränken, überschreitet man rote Linien.

Weltwoche: Welche genau?

Bagus: Bei Corona und dem Klima ist es ähnlich, das Vorgehen trägt religiöse Züge. Da kommen Propheten wie die Star-Virologen und die berühmten Klimaforscher, die verkünden, wie die Zusammenhänge sind und welche Regeln man einhalten muss. Wer sich dann brav impfen lässt oder grüne Umweltvorschriften befolgt, kann sich von der Schuld freikaufen, erhält sozusagen den Ablass.

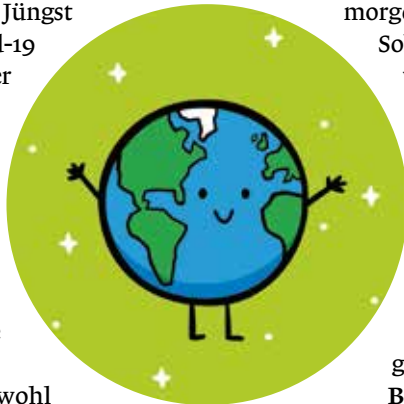
Weltwoche: Man kann doch widersprechen und diskutieren.

Bagus: Nicht wirklich. In beiden Gebieten kommt die Obrigkeit daher mit der Formel: «Die Wissenschaft sagt...». Wer etwas anderes sagt, gilt als nicht wissenschaftlich, gar als Leugner, wird ausgegrenzt und verunglimpft. Wer nicht an die kommende Klimakatastrophe oder die Richtigkeit der Pandemiopolitik glaubt, ist ein Häretiker. Es ist schwierig geworden, in der Corona- wie auch in der Klimapolitik Dinge in Frage zu stellen, kritisch zu hinterfragen. Das ist bedenklich.

Weltwoche: Ist das neu, dass Diskussionen über wissenschaftliche Aussagen schwierig sind?

Bagus: Diese Entwicklung gibt es in meinen Augen schon länger, dass bestimmte Meinungen zunehmend ausgegrenzt werden. Zumindest in Deutschland hat sich nach meinem Eindruck in den letzten zwanzig Jahren ein Meinungsmonopol herausgebildet, das durch links-etatistische Ansichten beherrscht ist. Mainstream-Medien helfen mit, abweichende Positionen ins Abseits zu drängen und als radikal darzustellen. Ihre eigene Meinung stellen sie dann als wissenschaftlich dar oder versuchen ihr einen wissenschaftlichen Anstrich zu geben – und mit der Formel «Die Wissenschaft sagt...» verunmöglichen sie eine echte wissenschaftliche Debatte. Die Folge ist eine Spaltung der Gesellschaft, in der das eine Lager dem andern wissenschaftliche Kompetenz abspricht.

Weltwoche: Aber es muss doch Möglichkeiten der Debatte geben.



Bagus: Mit der Aktion «Alles auf den Tisch» haben wir in Deutschland versucht, die Diskussion zu verbreitern, auch andere Meinungen publik zu machen. Zahlreiche Wissenschaftler haben auf dieser Online-Plattform zu ihren Fachgebieten gesprochen, ich beteiligte mich ebenfalls. Man kann diese Gespräche jetzt zumindest auf Youtube anschauen, aber die meisten Leute konsumieren ja die staatsnahen Medien.

Weltwoche: Auch Ländervergleiche können die Augen öffnen.

Bagus: Es war meine Hoffnung, dass die Menschen die Entwicklung und die Massnahmen im eigenen Land mit den Vorgängen in anderen Ländern vergleichen. So ist ja objektiv feststellbar, dass Schweden beispielsweise von Todesfällen und anderen Kriterien her besser als Deutschland oder die Schweiz durch die Pandemie gekommen ist – und zugleich die Einschränkungen vermieden hat, die anderswo die Freiheit beschnitten. Aber das findet in der Öffentlichkeit kaum Beachtung. Unsere Regierungen vermeiden es, Fehler einzugestehen oder zu korrigieren. Die offizielle Propaganda ist stark. Auch viele Bürger folgen noch der Politik, weil sie sich ihre Fehleinschätzung bezüglich Corona und Impfen nicht eingestehen wollen. Psychologisch ist das nachvollziehbar.

Weltwoche: Was machen Liberale nun?

Bagus: Es ist schwierig für Liberale, mit rationalen Argumenten gegen eine Politik anzukämpfen, die stark emotional abgestützt ist. Wenn in der «Tagesschau» immer wieder Beiträge aus Intensivstationen gezeigt werden, bekommt ein Kritiker sofort zu hören, ob er denn wolle, dass die Leute sterben. Die Politik beruht auf Stimmungen, weniger auf Evidenz.

Weltwoche: Es handeln viele Regierungen ähnlich, vielleicht ist das der Stand des Wissens.

Bagus: Es ist Nachahmen. Eine weitere Parallele zur Klimapolitik ist nämlich das Argument, das ganze Problem könne man nur gemeinsam, global angehen, ein weltweit koordiniertes Vorgehen sei unabdingbar, organisiert in der Ländergemeinschaft, synchronisiert. Das geht in Richtung Herdentrieb. Von internationalen Organisationen ist denn auch zu hören, Corona sei eine Blaupause für die künftige internationale Kooperation in der Klimapolitik, um Probleme global zu lösen, die nur global gelöst werden könnten.

Weltwoche: Eine Art Kartell der Regierungen?

Bagus: Ja, aber noch mehr. Brisant ist doch die Frage, warum derart viele Menschen die einschränkenden Corona-Massnahmen mitmachen und die offizielle Politik unterstützen. Das hat zunächst psychologische Hintergründe und Erklärungen, wie es zu einer Massen-

hysterie kommen kann. Hinzu kommt aber die Frage nach der Rolle des Staates dabei. Meine Sicht: Der moderne Wohlfahrtsstaat macht vor Eigentumsgrenzen keinen Halt, so dass er stress- und angstreduzierende Aktivitäten zum Beispiel durch Lockdowns ausschalten kann; er setzt auf Angst als Machtgrundlage, kann durch die Staatsnähe der Medien leichter Angst entfachen, verhindert durch seinen zentralistischen Ansatz alternative Experimente, besitzt Autorität in Gesundheitsfragen und kann aus dieser Autoritätsposition die Panik weiter verstärken. In einer technologisierten und globalisierten Welt, in der wir 24 Stunden am Tag mit

negativen Nachrichten bombardiert werden können, kann es dann eben auch zu einer Massenhysterie kommen. Die politische Ökonomie der Massenhysterie kann erklären, wie der Staat eine Art Katalysator wird in der internationalen Ausbreitung der Panik. Wie gesagt: In der Klimapolitik zeichnet sich Ähnliches ab.

Weltwoche: Und wie sehen Sie die wirtschaftlichen Folgen der Pandemiepolitik?

Bagus: Plötzlich ist Inflation ein Thema. Die Notenbanken suchen

die Wirtschaft ja weiterhin durch Geldüberflutung zu stützen, die jetzt verstärkt in die Konsumgüterpreise geht. In der Pandemie haben die Leute weniger konsumiert, das wird jetzt nachgeholt, aber wegen gestörter Lieferketten fehlen Güter, so dass die Übernachfrage nun die Preise in die Höhe treibt.

Weltwoche: Müssten die Notenbanken die Geldpolitik umkehren und Zinsen erhöhen?

Bagus: Ja, sie werden es aber wahrscheinlich nicht tun, weil sonst hochverschuldete Staaten die Zinsen nicht mehr zahlen können.

Weltwoche: Können Europas Länder irgendwie aus den Schulden herauswachsen?

Bagus: Dazu müssten die Staatsausgaben verringert und Wachstumseffekte angestossen werden, indem Märkte dereguliert würden. Aber das ist heute politisch sehr schwierig durchzusetzen.

Weltwoche: Weil der Etatismus dominiert?

Bagus: Im Moment erleben wir eine Art Japanisierung des alten Kontinents. Niemand investiert gross in Euro-Land, weil keine Regierung Reformen anstrengt und alles so stark reguliert bleibt, dass neue Projekte kaum Chancen haben. In der Deregulierung läge viel Potenzial, das man rasch realisieren könnte, aber das politische Personal, das wir haben, hat andere Dinge im Kopf.

Weltwoche: Welche?

Bagus: Sie benutzen die Krise, um ihre Länder und die EU noch stärker zu zentralisieren und damit ihre Macht aufzubauen, auf Kosten unserer Freiheit. Wie gesagt, Corona ist das Trainingslager für die Klimapolitik.



THIEL

Schlechtwetterfront

Ueli: Und? Haben wir das Wetter endlich besiegt?

Ignazio: Wie lautet die Wetterprognose?

Karin: Das Wetter wird schlechter.

Ignazio: Oje! Genau das wollten wir verhindern.

Alain: Offensichtlich haben die bisherigen Massnahmen nicht genügt.

Simonetta: Also müssen wir noch schärfere Massnahmen ergreifen.

Ignazio: Vielleicht sollten wir eine Ausgangssperre verhängen, bis das Wetter wieder besser wird.

Guy: Eine Ausgangssperre wäre verheerend für die Wirtschaft.

Simonetta: Hier geht es doch nicht um die Wirtschaft, sondern ums Wetter!

Alain: Sie gilt ja nur, bis das Wetter wieder besser wird.

Guy: Woher kommt denn nun diese neuste Schlechtwetterfront?

Viola: Aus Afrika.

Simonetta: Wir müssen eine Einreisesperre für Afrika verhängen.

Viola: Irgendwann muss doch mal Schluss sein mit dem schlechten Wetter.

Kaum hatten wir es besiegt und ewigen Sonnenschein, kommt diese Schlechtwetterfront aus China, dann eine aus England, dann eine aus Brasilien. Das schlechte Wetter mutiert immer weiter.

Alain: Das schlechte Wetter werden wir erst endgültig besiegt haben, wenn die gesamte Bevölkerung gegen schlechtes Wetter geimpft ist.

Ueli: Aber ein grosser Teil der Bevölkerung will sich nicht gegen schlechtes Wetter impfen lassen.

Simonetta: Das ist unsolidarisch. Nur weil sich ein paar Egoisten nicht gegen schlechtes Wetter haben impfen lassen, haben wir jetzt schlechtes Wetter.

Alain: Diesmal müssen wir sie zum Impfen zwingen.

Ueli: Alle?

Alain: Ja, und vor allem auch die Kinder. Kinder sind besonders für das schlechte Wetter verantwortlich.

Andreas Thiel

Pirouetten einer Bodenständigen

Helene Fischer ist ein Phänomen. Der genialen deutschen Entertainerin scheint alles zu gelingen. Weshalb berührt sie die Menschen so?

Tanja May

Bei unserer ersten Begegnung kippte ich Helene Fischer eine Tasse Milchkaffee über den Schoss. Sie lachte, ich wäre am liebsten im Erdboden versunken. Es war ein Dienstag im Dezember 2011, im Mövenpick-Restaurant am Flughafen Leipzig/Halle. Fischer stand noch am Anfang ihrer Karriere, die 2005 mit einem TV-Auftritt in der ARD-Show von Florian Silbereisen begann. Sie war natürlich, nahbar und plauderte offen über ihre Träume. Ihr Manager Uwe Kanthak sass neben ihr am Tisch, ich gegenüber, als meine Kaffeetasse umfiel.

Es war das erste Interview, das ich mit der damals 27-jährigen Sängerin für das People-Magazin *Bunte* führte, weitere sollten folgen. «Lady Gaga? Wir haben Helene», lautete die Zeile über meinem Text. Und: «Helene Fischer ist ein Phänomen.»

Junge Frauen und Männer

Manfred Rolof von der Plattenfirma EMI, bei der sie unter Vertrag war, erklärte: «Helene hat eine tolle Stimme und kann Schlager genauso überzeugend singen wie Pop- und Musical-Songs. Hinzu kommen ihre natürliche Präsenz und ihre unglaubliche Bodenständigkeit, die ihre Fans an ihr schätzen.»

Uwe Kanthak, 60, sagte: «Als ich Helene zum ersten Mal auf CD hörte, war mir sofort klar, dass sie eine besondere Stimme hat, die sie zum Star werden lassen könnte. Aber in der heutigen Zeit genügt es nicht mehr, nur eine gute Stimme zu haben. Die ganze Persönlichkeit eines Künstlers ist wichtig. Das sehen wir ja in den Castingshows im Fernsehen. Nur die allerwenigsten schaffen es heute noch, langfristig in der Musikbranche erfolgreich zu sein.»

Als Kanthak erstmals Helene Fischers Stimme auf CD hörte, es muss zu Beginn der 2000er Jahre gewesen sein, wusste er noch nicht, wie diese begabte junge Frau mit der Musical-Ausbildung aussieht. Ihre Mutter Maria Fischer hatte das Demo-Band an den Ex-Mann von Schlagerikone Kristina Bach geschickt. Kanthak lud Helene ein, «und sie hat mich auf Anhieb durch ihre Art überzeugt». Er sollte recht behalten.

Zehn Jahre später, wieder ist es ein Dienstag im Dezember, schreibe ich für die *Weltwoche* über Helene Fischer, 37, den grössten Star der deutschen Musikwelt. Ich bin inzwischen Unterhaltungschefin und stellvertretende Chefredakteurin bei Europas auflagenstärkster Tageszeitung *Bild*, Helene Fischer ist hochschwanger, verlobt mit dem Akrobaten Thomas Seitel, 36, und mit mehr als sechzehn Millionen verkauften Tonträgern, zwölf Platin Awards

Diesen Bühnenmix auf allerhöchstem Niveau bietet keine andere deutsche Sängerin.

und über dreissig Gold Awards Europas erfolgreichste Sängerin.

Ihre Fans, junge Frauen und Männer, Kinder wie Senioren, lieben die Tochter russland-deutscher Eltern und begleiten Fischer auf ihrem märchenhaften Weg. Anfangs tingelte sie von Dorffest zu Supermarkteröffnung, oft trat sie zwei-, dreimal am Tag auf.

Der Durchbruch kam 2005 nach ihrem ersten Auftritt in der ARD-Show von Florian Silbereisen, anschliessend nahm er sie mit auf Tournee, und 2008 verliebten sie sich ineinander. *Bild* verkündete das neue Glück damals auf der Titelseite: «Florian Silbereisen liebt schöne Helene. Eine echte Liebessensation». Von da ab gab es kein Halten mehr, Helene und Florian wurden, jeder für sich, von Jahr zu Jahr erfolgreicher und beliebter.

Hymne einer Nation

2014, nach der Fussballweltmeisterschaft in Brasilien, als Deutschland zum vierten Mal Weltmeister wurde, war auch Fischer auf ihrem Karriereolymp. Ihr Hit «Atemlos» wurde zur Hymne einer ganzen Nation. «2014 gab es tatsächlich extreme Phasen, als «Atemlos durch die Nacht» so gross wurde», sagte sie 2017 im Interview mit dem Magazin *Stern*. «Die öffentliche Aufmerksamkeit war gigantisch. Ich kann daher die Leute auch verstehen, die das als Helene-Fischer-Overkill empfunden haben.

Hätte ich wahrscheinlich auch.»

Ihre Familie und ihr damaliger Lebensgefährte Florian Silbereisen hätten ihr den nötigen Halt gegeben. «Wenn ich das Gefühl habe: Uff, das wird mir jetzt alles zu viel, dann gehe ich am liebsten eine Runde im Wald joggen, rede mit Florian oder treffe meine Mutter, die mir immer so viel Wärme und Liebe mitgibt, dass ich von einer einzigen Begegnung wahnsinnig lange zehren kann. Am besten versteht mich aber natürlich Florian, bei dem ich mich dann komplett fallenlassen kann.»

Was ist Helene Fischers Erfolgsgeheimnis? Sie hat das für sie perfekte Kreativteam um sich herum, mit dem sie sich von Jahr zu Jahr weiterentwickelt. Am Anfang sang sie «nur» reinen Schlager, inzwischen deutschen Pop, die erste Single ihres neuen Albums war das Duett «Vamos a marte» mit dem spanischen Sänger Luis Fonsi («Despacito»). Wieder einmal ein kluger Schachzug, denn damit erreicht sie auch die Fan-Gemeinde des beliebten Reggaeton-Sängers. Der Song wurde innerhalb einer Woche über 1,6 Millionen Mal gestreamt und platzierte sich auf Platz eins der deutschen YouTube-Music-Charts.

«Ein Abend im Rausch»

Fischer ist nicht nur Sängerin, sondern gleichzeitig auch Akrobatin und ausgebildete Musical-Darstellerin. Diesen Bühnenmix auf allerhöchstem Niveau bietet sonst keine andere deutsche Sängerin. Für mich ist sie das deutsche Pendant zum US-Star Pink. Sie hat mit diesen Wahnsinnsshows angefangen, die auch Fischer ihren Fans bietet – und mit denen sie in meinen Augen auch Chancen hätte, in Las Vegas aufzutreten. Sie hat eine besondere Stimme, die extrem wandelbar und anpassungsfähig ist. In ihren ZDF-Weihnachtsshows singt sie jedes Jahr mit anderen Stars, unter anderem mit Andreas Gabalier, Peter Maffay, Tom Jones und Howard Cependale. Jedes Mal singt sie alle an die Wand, als wären deren Songs eigentlich für sie geschrieben. Dazu kommen ihre Disziplin, ihr Fleiss, ihre Leidenschaft und ihr eigener Anspruch an sich selbst, ihren Fans immer nur das



Jedes Mal singt sie alle an die Wand: Künstlerin Fischer.

Allerbeste zu bieten. Und natürlich ihr gutes Aussehen. Was mir auffällt: Frauen neiden Helene Fischer nicht ihre Schönheit, sondern loben und bewundern sie dafür. Und Männer sind sowieso verliebt in sie.

Im neuen ZDF-Musikfilm «Im Rausch der Sinne» (zu sehen in der ZDF-Mediathek) bezeichnen Tänzerinnen Fischer als «den nettesten Menschen», den sie kennen. Ja, sie sei eine Perfektionistin, sagt sie über sich, aber nur im Job, nicht im Privatleben.

In der Sat-1-Doku «Ein Abend im Rausch», produziert von TV-Ikone Stefan Raab, antwortet Helene Fischer auf die Frage, auf welchen Ratschlag im Leben sie gut hätte verzichten können: «Mir hat mal ein bekannter Entertainer gesagt, ich solle die Finger von dieser Branche lassen. Das war noch während meiner Ausbildung.»

Ob er sie warnen wollte oder ob er womöglich nicht an ihr Talent geglaubt habe, will Moderator Steven Gätjen wissen. «Das weiss ich nicht.» Fischer lacht. «Es war Tony Marshall. An dieser Stelle einen lieben Gruss.»

Die Zeitung *Die Welt* hatte 2017 den Vergleich aufgestellt: «Helene Fischer ist inzwischen vor allem so was wie der FC Bayern der deutschen Unterhaltungsliga, bei der es jetzt zum Start in ihre neue Saison um Rekorde geht. Ihr Album <Helene Fischer> ist bereits auf Platz 1, die Hallentournee im Herbst ist ausverkauft, die Anschluss-tournee durch zwölf Stadien 2018 ging

vor kurzem in den Vorverkauf. Als sie das letztmalig vor drei Jahren machte, kamen 800 000 Zuschauer.» Rund eine Million Menschen sollten es am Ende gewesen sein, die bis Herbst 2018 Helene Fischer in ihrer gigantischen Bühnenshow gesehen hatten.

2018, kurz vor Weihnachten, als Fischer und ihre einst grosse Liebe Florian Silbereisen das Ende ihrer zehnjährigen Beziehung verkündeten – und die Sängerin die Liebe zu ihrem

«Ich liebe es, spazieren zu gehen, lecker zu kochen, lange zu schlafen. Da wird auch gelümmelt.»

neuen Partner Thomas Seitel –, zog sie sich monatelang aus der Öffentlichkeit zurück. Zeit für sich, ihre Familie und Freunde. Reisen (u. a. Südafrika, Malediven), einfach das normale Leben geniessen.

In der Sat-1-Doku erzählt sie: «Ich liebe Sonntage. Bin an einem Sonntag geboren. Keiner nervt oder ruft an. Ich liebe es, spazieren zu gehen, lecker zu kochen, lange zu schlafen. Da wird auch gelümmelt. Der pure Genuss.»

Gerade erschien ihr neues, achtes Studioalbum «Rausch». Es sind kraftvolle Songs, bei den Credits zu den Songs taucht ganz oft ihr Name auf. Auch das ist neu. In der Wochenzeitung *Die Zeit* erzählt sie: «Zum ersten Mal in meiner Karrie-

re habe ich mich mit verschiedenen Teams zusammengesetzt, selbst geschrieben und komponiert. Das war für mich eine grossartige Erfahrung und Bewusstseinsweiterung, weil ich nicht wusste, ob ich dazu überhaupt in der Lage bin.»

Das Album war sofort auf Platz 1 der deutschen Charts, jedoch – auch das ist neu in Fischers Karriere – nur zwei Wochen lang, dann kamen die neuen Alben von Adele und Abba. Aktuell liegt sie auf Platz 4 (hoch von 6). Anfang des neuen Jahres wird sie Mama, im August gibt sie in München ein Mega-Konzert vor 150 000 Besuchern, rund 100 000 Tickets sollen angeblich schon verkauft sein.

Gute Kontakte nach Amerika

Ich bleibe Fan von ihrer Musik und wünsche ihr auf jeden Fall weiterhin noch ganz viel Erfolg und Freude an ihrer Arbeit. Womöglich plant sie auch eine noch internationalere Karriere, vielleicht wird es in ein, zwei Jahren sogar ein englischsprachiges Album von ihr geben. Sie hat gerade ihren Tourneeveranstalter gewechselt, der neue hat gute Kontakte nach Amerika.

Helene Fischer wird die Leute noch viele Jahre bewegen.

Tanja May, 48, ist stellvertretende Chefredakteurin und Unterhaltungschefin von *Bild*.

«Ich glaube, viele Menschen handeln schlecht – aus Gier»

Der britische Bestsellerautor Ken Follett prophezeit in seinem neuen Politthriller «Never» die Apokalypse. Auf einen Helden, der die Welt rettet, verzichtet er.

Rolf Hürzeler

Eine filmreife Szene in der südlichen Sahara: «Eine Mörsergranate detonierte links von der Agentin. Die sudanesischen Mörser feuerten über die amerikanischen Soldaten hinweg ins Camp. Angstgebrüll und Schmerzensschreie waren zu hören, als Flüchtlinge verletzt wurden.» Zum Glück für den Fortgang der Geschichte überlebt die CIA-Agentin und bringt gleich noch ihren verletzten Chef in Sicherheit. Er ist ein verlogenes Scheusal, das seiner Untergebenen immer wieder in die Suppe spuckt oder wenigstens in die Kamelmilch, die die Leute dort zu trinken pflegen.

Der britische Erfolgsautor Ken Follett schildert das Wüstendrama in seinem neuen Roman «Never – Die letzte Entscheidung». Mit diesem Politthriller entwirft er ein Weltuntergangsszenario in den Machtzentren der Welt, im Weissen Haus und im innersten Zirkel der chinesischen Kommunistischen Partei in Peking. Die Entscheide der Mächtigen bestimmen die Schicksale der Menschen global – wie eben in der Wüste des Tschad.

Der 72-jährige Follett entwickelt über mehr als 800 Seiten eine fulminante Geschichte, die das Zeitgeschehen aus seiner Sicht spiegelt. Die Welt gerät in den Strudel von unlösbaren Interessenkonflikten. In Washington und Peking setzen sich die Falken durch, die ihre ideologischen Ziele rücksichtslos verfolgen. Gutmeinende gibt es allerorts, doch sie kommen unter die Räder der Bösewichte.

Während langer Jahre hat Follett mit seinen historischen Kriminalromanen eine treue Anhängerschaft gewonnen. Besonders seine «Kingsbridge»-Reihe hat für Follett-Leser Suchtpotenzial. So verstrickte er in die Religionskriege Ende des 16. Jahrhunderts Schicksalsgeschichten von Liebe und Tod. Er garniert sie gerne mit anschaulichen Episoden wie der Folter von Häretikern auf dem Streckbett in «Das Fundament der Ewigkeit» oder mit illustrativen Sexszenen.

Damit trifft Follett den Publikumsgeschmack und macht mit seinen Bestsellern ein Vermögen: Gegen 200 Millionen Exemplare soll er bereits

verkauft haben. Sein Name ist zu einem Brand auf dem Buchmarkt geworden, den selbst diejenigen kennen, die noch nie etwas von ihm gelesen haben.

Follett ist als Mitglied der Labour Party auch politisch engagiert. Gerne zieht er gegen die Linken in seiner Partei vom Leder, noch lieber kreuzt er die Klängen mit den Tories, ähnlich erschrocken wie die Ritter auf den mittelalterlichen Schlachtfeldern in seinen Romanen. Er sieht sich als moralische Instanz und scheint zu wissen, wie die Welt zu retten ist. Oder auch nicht, wie nun in «Never» zu lesen ist.

Folletts Ehefrau Barbara war einst Labour-Abgeordnete und Tourismusministerin unter Premierminister Gordon Brown. «Ken & Bar-

«Das ist kein James-Bond-Thriller. Mein Roman darf den Leuten ruhig etwas Angst machen.»

bie» (*Daily Telegraph*) galten einst als die Darlings von New Labour, wobei diese Bewegung bei der Linken heute kaum mehr etwas zu sagen hat. Heute flössen Follett und seine Mitstreiter auf der Linken niemandem mehr Furcht ein. «Der Begriff Champagner-Sozi wurde erfunden, um Follett zu charakterisieren», unkte der konservative *Daily Telegraph*, der Follett seit Jahren schikaniert.

Weltwoche: Sind Sie ein Pessimist?

Ken Follett: Keinesfalls, ich sehe das Leben optimistisch. Aber die Welt ist heute unsicherer denn je seit meiner Geburt im Jahr 1949. Die Grossmächte verfügen über mehr Nuklearwaffen, und vor allem haben mehr Länder nukleare Schlagkraft.

Weltwoche: Der Kalte Krieg war auch nicht gemächlich.

Ken Follett: Die damalige Sowjetunion war ein mehr oder weniger durchschaubarer Gegner der freien Welt. Im Vergleich dazu ist die chinesische Führung heute rätselhafter. Wir verstehen sie viel weniger gut als früher die Sowjets.

Weltwoche: Die Chinesen verfügen schon seit 1964 über eine nukleare Schlagkraft.

Follett: Ja, aber die Chinesen verstehen sich heute als globale Macht, was damals nicht der Fall war. Mit dem wachsenden Wohlstand hat der weltweite Einfluss dieses Landes zugenommen. Kommt dazu, dass Staatspräsident Xi Jinping unberechenbarer und politisch doktrinärer ist als seine Vorgänger. Deng Xiaoping war weltoffener und liberaler. Auch unter Mao lagen die Verhältnisse anders; die Chinesen hungerten damals und waren mit sich selbst beschäftigt.

Weltwoche: Sie sind überzeugt, dass der sino-amerikanische Antagonismus eine Gefahr für die ganze Welt darstellt?

Follett: Es scheint so, ja. Das Weisse Haus hat den Chinesen eine Hotline auf oberster Führungsebene der beiden Länder vorgeschlagen. Vergleichbar mit dem direkten Kontakt zwischen Washington und dem Kreml, um notfalls eine nukleare Katastrophe zu verhindern. Aber die Chinesen lehnten das Angebot ab, was mir sehr schwer verständlich erscheint. Darum sage ich, dass wir sie nicht verstehen.

Weltwoche: Wollen Sie Ihre Leserschaft mit diesem Roman erschrecken?

Follett: Es ist bestimmt eine furchterregende Geschichte. Aber ich habe keine Botschaft. Ich bin kein Missionar. Allerdings erhebe ich den Anspruch, einen realistischen Roman geschrieben zu haben mit einer Handlung, die sich so zutragen könnte. Das ist kein fantasievoller James-Bond-Thriller; mein Roman darf den Leuten ruhig etwas Angst machen.

Weltwoche: Nach einer Reihe von historischen Romanen sind Sie in die Gegenwart zurückgekehrt – warum das?

Follett: Als kreativer Künstler muss ich hin und wieder Neues in Angriff nehmen. In den achtziger Jahren hatte ich genug vom Thriller-Genre und wandte mich der Geschichte zu; das war eine grosse Herausforderung für mich. Jetzt kehre ich zu den Thrillern zurück, aber in anderer Form, die Handlung in «Never» ist viel komplexer als in meinen früheren Bü-

chern. Ich verzichte auf einen Helden, der die Welt rettet.

Weltwoche: Richtig, Ihre Protagonisten steuern blind ins Verderben.

Follett: Nein, sie sind nicht blind. Sie sehen die Gefahren, und sie versuchen das Schlimmste zu verhindern.

Weltwoche: Aber sie finden keine erfolgreiche Strategie.

Follett: Richtig, sie versuchen es immer wieder und wieder. Das ist das Erschreckende.

Weltwoche: Schreiben Sie diese Bücher eigentlich selbst, oder hat dies das «Follett-Office» in Stevenage in Südengland übernommen?

Follett: Ich sitze an meinem Pult und schreibe meine Romane natürlich selbst. Wer sollte denn das sonst tun? Wenn meine Angestellten das könnten, würden sie selbst Bücher verkaufen.

Weltwoche: Aber die Recherchen haben Sie ausgelagert.

Follett: Keinesfalls. Das Follett-Office führt nur das Geschäftliche wie die internationalen Lizenzen. Es übernimmt auch die Öffentlichkeitsarbeit, um Interviews wie dieses zu ermöglichen.

Weltwoche: Verraten Sie uns etwas über Ihre Recherchen?

Follett: Ich habe zu Beginn dieses Romanprojekts lange Gespräche geführt mit Experten wie dem früheren britischen Premierminister Gordon Brown oder der ehemaligen EU-Aussenbeauftragten Catherine Ashton, die auch den ersten Entwurf des Buchs gegengelesen hat. Sie kennen die internationale Diplomatie auf höchster Ebene. Andere habe ich als Berater beigezogen wie den früheren Brigadier James Cowan und den Militärpublizisten Kim Sengupta, um die Fakten zu prüfen. Zudem habe ich sehr viel gelesen, etwa über die gegenwärtige chinesische Aussenpolitik und die Geheimdienstaktivitäten Pekings. Ich habe auch Filmdokumentationen über Ostasien und den Tschad konsultiert. All dieses Material habe ich sorgfältig in Ordnern abgelegt, so dass ich jederzeit darauf zurückgreifen kann.

Weltwoche: Damit wissen Sie noch nicht, wie der innerste Machtzirkel der chinesischen Regierung funktioniert, den Sie so ausführlich beschreiben.

Follett: Da steckt keine Spekulation dahinter. Ich habe ausführlich mit Leuten gesprochen, die mit Repräsentanten des chinesi-

schen Regimes intensiv zu tun hatten. Auch die Beschreibung des Pekinger Regierungsviertels Zhongnanhai, wo diese Sitzungen stattfinden, ist belegt. In einer kurzen Periode der Öffnung konnte dieser Bezirk mit seinen Seen sogar besucht werden, so dass es Fotos und Karten davon gibt. Wer hartnäckig recherchiert, findet viel Material darüber, wie die chinesische Regierung funktioniert. Natürlich war ich nie im Lagebesprechungsraum von Zhongnanhai. Aber ich kenne denjenigen im Weissen Haus und nehme an, dass es in Peking ähnlich aus-



«Richtig und Falsch gelten für die ganze Welt»:
Autor Follett.

sieht. Da muss ein langer Tisch mit Telefonapparaten und Computern stehen. Grosse Bildschirme hängen an den Wänden, und es stehen Stühle für die Übersetzer herum.

Weltwoche: Wie haben Sie im Tschad recherchiert?

Follett: Ich konnte nicht hinreisen, als ich dieses Buch schrieb, unter anderem wegen der Pandemie. Aber ich habe mit Leuten gesprochen, die dort gelebt haben. Ich habe viele Bücher gelesen, und ich konsultierte «Google Earth». Das ist heutzutage eine wunderbare

Informationsquelle. So versuchte ich, ein möglichst akkurates Bild des Tschad zu zeichnen.

Weltwoche: Haben Sie bereits politische Reaktionen auf «Never» erhalten?

Follett: Mein chinesischer Verleger wird es nicht veröffentlichen, das ist ja klar. Aber Politiker haben diesen Roman bisher nicht kommentiert.

Weltwoche: Es ist bekannt, dass der politische Einfluss Pekings weit reichen kann.

Follett: Das kümmert mich überhaupt nicht. Das ist denen doch gleich, was ich auf Englisch schreibe, solange es nicht in Mandarin gedruckt ist.

Weltwoche: Vielleicht sind Sie im Sudan und in Nordkorea nicht sehr willkommen, wenn Regierungsleute Ihr Buch dort gelesen haben sollten.

Follett: Das ist mir einerlei. Zumal das Buch bis jetzt nicht auf Arabisch oder in eine afrikanische Sprache übersetzt wurde.

Weltwoche: Was muss Ihres Erachtens geschehen, damit die Menschheit überlebt?

Follett: Ich schreibe, unter welchem grossem Druck die US-Präsidentin und der chinesische Staatspräsident stehen. In den USA ist die Wählerschaft zufriedenzustellen, in China die Kommunistische Partei. Beide Politiker müssen Stärke zeigen, denn die Menschen hassen es, wenn ihre Nationen schwach erscheinen. Das setzt eine gefährliche Spirale in Bewegung. Denn Politiker müssen auf Provokationen mit aggressiveren Gegenmassnahmen reagieren. Als Wähler können wir von den Politikern einzig verlangen, nicht möglichst stark aufzutreten. Sie sollten intelligent statt bedrohlich agieren.

Weltwoche: Sie sind ein Anti-Nationalist.

Follett: Richtig, ich hasse den Nationalismus, bin aber ein britischer Patriot. Ich liebe mein Land, doch ich halte es nicht für besser als alle anderen. London ist für mich übrigens die tollste Stadt der Welt.

Weltwoche: Sie unterstützen aktiv die Labour-Opposition. Sind Sie begeistert vom Zustand Ihrer Partei?

Follett: Ich bin sicher, dass Labour eine viel bessere Regierung stellen würde als die jetzige unter Boris Johnson. Labour-Führer Keir Starmer ist ein vernünftiger Mann; Johnson ist ein Clown, der sich in den USA mit Idioten wie Donald Trump oder in der Türkei mit Recep Erdogan einlässt. Starmer ist dagegen vergleichbar mit Persönlichkeiten wie Emmanuel Macron und Angela Merkel.

Weltwoche: Starmer hat ein kleines Problem mit seiner Partei, die mögen ihn nicht. >>>

Follett: Haben das nicht alle? US-Präsident Joe Biden steht unter Druck des linken Flügels der Demokraten mit Leuten wie Bernie Sanders. Und Macron steht laufend unter Druck der französischen Rechtsextremisten, auch wenn die nicht zu seiner Partei gehören.

Weltwoche: Sie glauben wirklich, dass Labour in absehbarer Zeit wieder an die Macht kommt?

Follett: Ich weiss nicht, ob in absehbarer Zeit, aber eines Tages gewiss.

Weltwoche: Die US-Präsidentin Pauline Green in «Never» ist eine Republikanerin, aber sie kommt eher wie eine Demokratin daher.

Follett: Das ist richtig. Ich wollte keinen parteipolitisch austarierten Roman schreiben. Wäre Pauline Green eine vernünftige Demokratin, die unter dem Druck bissiger Republikaner steht, hätten das viele als Propaganda verstanden. Das wollte ich unbedingt verhindern. Tatsächlich erscheint die Präsidentin in «Never» in vielen Belangen konservativ, ohne verbissen zu sein. Einige Leute sagten mir, es gäbe ja gar keine Republikaner ihrer Art mehr seit Trump. Aber das glaube ich nicht.

Weltwoche: Das Vereinigte Königreich spielt in diesem Roman eine marginale Rolle.

Follett: Ich wüsste nicht, welche Rolle Grossbritannien, oder Europa überhaupt, in einem globalen Konflikt spielen könnte. Euro-

«Das ist denen doch gleich, was ich auf Englisch schreibe, solange es nicht in Mandarin gedruckt ist.»

pa ist zwar eine wirtschaftliche Macht, aber bestimmt keine militärische; es gibt ja keine europäische Armee mit einem gemeinsamen Oberbefehlshaber. Vielleicht ist das ziemlich schlau, die Schweiz setzt ja auch nur auf wirtschaftliche Stärke und nicht auf militärische. Das ist eine gute Überlebensstrategie.

Weltwoche: Das UK ist eine Atommacht.

Follett: Wir haben drei Unterseeboote mit Atomwaffen; die können nicht viel ausrichten, sollte es mal richtig losgehen. Zudem ist immer eines in der Überholung, manchmal zwei. Wen sollte diese Schlagkraft erschrecken?

Weltwoche: Sie raten Boris Johnson, die Atomwaffen zu verschrotten?

Follett: Das sagte ich nicht; das wäre im Vereinigten Königreich politisch nicht durchsetzbar. Auch wenn diese Waffen gefährlich sind, denn sie könnten einen Angriff provozieren, einfach weil wir sie haben. Dieser Gedanke wird jedoch nicht ernst genommen, darum wäre eine solche Forderung sinnlos.

Weltwoche: An allen Ihren Schauplätzen im Roman stehen sich Gute und Schlechte gegenüber, in Washington, Peking oder Afrika. Ist Ken Follett ein Moralist, der mich Gutes lehren will.

Follett: Ja, ich glaube, viele Menschen handeln schlecht. Nicht nur weil sie überleben müssen, sondern aus Gier. Am schlimmsten ist eine Figur wie der Schlepper Hakim, der seine afrikanischen Flüchtlinge in einem Sklavenlager zurücklässt. Gut und Schlecht sind universelle Kategorien. So spielt das Leben. Richtig und Falsch gelten für die ganze Welt.

Ken Follett: «Never – Die letzte Entscheidung». Aus dem Englischen von Dietmar Schmidt, Rainer Schumacher. Lübbe, 880 S., Fr. 43.90

CREDIT SUISSE 

Raus aus dem
Haifischbecken.
Genau darum geht's.

Irgendwann ist die Zeit gekommen, kürzer zu treten. Mit unserer umfassenden Finanzplanung gestalten wir Ihren Ausstieg ganz nach Ihren Vorstellungen.

credit-suisse.com/privatebanking

Rechtzeitig
Frühpension
planen

Der Mann, der pro Jahr eine einzige Uhr herstellt

Philippe Dufours Uhrwerke geniessen weltweit Kultstatus. Seine Kunden gedulden sich jahrelang für einen seiner Zeitmesser.

Hubert Mooser

Das Vallée de Joux ist das Silicon Valley der Schweizer Uhrenbranche. Alles, was Rang und Namen hat, ist in diesem schönen Tal am Ende der Welt vertreten. Und hier, genaugenommen in Le Solliat, hat auch Uhrmacher Philippe Dufour sein Atelier. Weisses Haar, Spitzbart, an der Stirn klebendes Okular, Tabakpfeife im Mund und am Handgelenk – die eigene Kreation *Simplicity*: So kennt ihn die Welt aus unzähligen Abbildungen.

Der 73-Jährige ist längst eine Legende in der Branche und heute noch täglich in seinem Atelier anzutreffen. An der Eingangstüre hängt eine goldene Tafel, die treffend das beschreibt, was Dufour in seiner kleinen Manufaktur in monatelanger Klein- und Feinarbeit erschafft: *horlogerie compliquée*, komplizierte Uhrwerke.

Er wollte Mechaniker werden

Seine Arbeiten sind nicht einfach Zeitmesser, sondern kleine Kunstwerke, die unter Sammlern so begehrt sind wie die Gemälde eines Pablo Picasso. Bei einer Auktion letzten November in Genf wechselten vier seiner Uhren für insgesamt 11 Millionen Franken den Besitzer. Finanziell zieht der Uhrmacher daraus keinen Nutzen. «Aber es ist schon eine grosse Genugtuung, wenn die eigene Arbeit eine solche Wertschätzung erfährt», sagt Dufour bescheiden.

Im neuen Jahr will er in Dubai und Abu Dhabi eine seiner neuen Kreationen präsentieren. Natürlich gibt er dazu noch keine Details bekannt. Philippe Dufour macht alles selbst, vom Entwurf über die Fabrikation bis hin zum Verkauf. Inzwischen unterstützt ihn seine jüngste Tochter, an die er sein grosses Wissen weitergibt.

Er selbst wollte eigentlich nicht Uhrmacher werden, sondern Mechaniker. Doch sein Berufsberater war da anderer Meinung: «Er fand, dafür sei ich in Mathematik nicht gut genug», erinnert sich Dufour. So wurde er Uhrmacher, weil es in dem rauen Bergtal nicht viele gescheiterte Alternativen gab. Irgendwie war es aber auch naheliegend, zumal hier die *Crème de la Crème* der Branche wie Audemars Piguet oder Jaeger-LeCoultre seit je edle Uhren herstellt und auf junge Fachkräfte angewiesen war.



In Japan wie ein Zenmeister verehrt: Uhrmacher Dufour.

Es brauchte eine grosse Portion Mut und noch mehr Verwegenheit, nach den Lehr- und Wanderjahren in Grossbritannien, Deutschland und in der Karibik, wo er sich handwerklich weiterbildete, in den Siebzigern in dieses von der Uhrenkrise gebeutelte Tal zurückzukehren, um sich eine Existenz aufzubauen. Die Japaner mit ihren neuen Quarzuhren liefen damals den Schweizer Traditionsunternehmen

Seine Arbeiten sind unter Sammlern so begehrt wie die Gemälde eines Pablo Picasso.

den Rang ab. Das Tal litt besonders stark unter dieser Konkurrenz, fast 4000 Arbeitsplätze gingen verloren. Die Bevölkerungszahlen der Dörfer im Vallée de Joux schrumpften um ein Viertel.

In einem leerstehenden Schulhaus von Le Solliat fand er einen idealen Standort für seine Produktion. Zu Beginn reparierte er alte Uhren für Museen und Sammler, durch diese Erfahrung konnte er seine uhrmacherischen Fähigkeiten verfeinern. Im stillen Kämmerlein entwarf, feilte und stanzte er aber bereits eigene Preziosen, die zu Beginn seiner Karriere noch unter dem bekannten Label Audemars Piguet vermarktet wurden. Das schmerzte ihn etwas, weil er sehr viel Herzblut in diese Uhren investiert hatte.

Der Durchbruch mit der Eigenmarke Philippe Dufour gelang ihm Anfang der 1990er Jahre mit einem Wunderwerk: einer Armbanduhr mit zwei mechanischen Läutwerken, *grande et petite sonnerie*. Dafür wurde er an der Basler Uhrenmesse 1992 mit der Goldmedaille für technische Innovation ausgezeichnet. Sie besteht aus 420 handgefertigten Einzelteilen; er baute sie in 2000 Stunden zusammen. Vier Jahre später sorgte er mit der *Duality*, einer Armbanduhr mit zwei Unruhen, für eine Weltpremiere und noch mehr Aufmerksamkeit.

Ab 70 000 Franken

Dufour gehört längst der renommierten Uhrmachervereinigung AHCI an. Er hat Kunden auf der ganzen Welt, die bis sechs Jahre auf eine Uhr von ihm warten. Seine günstigsten Kreationen kosten über 70 000 Franken. An den kompliziertesten, den *Repetitionsuhren*, welche die Zeit anschlagen, arbeitet er bis zu zehn Monate. Seine Werke haben für viele Uhrenliebhaber rund um den Globus heute Kultstatus.

In Japan, wo er seine ersten kommerziellen Erfolge feiern durfte, wird er wie ein Zenmeister verehrt. Das Bildungsministerium gab sogar einen Bildband über das Vallée de Joux heraus – mit Uhrmacher Dufour als Hauptfigur. Der Grossmeister der *horlogerie compliquée* ist also auch für die Uhrenindustrie im fernen Osten das Mass aller Dinge, wenn es um kunstvolle Zeitmessung geht.

Gutmenschen-Getue

Nr. 49 – «Zum Leben gehört der Tod»
Editorial von Roger Köppel

Wir sollten lernen, mit Covid zu leben, und es gezielt und punktuell bekämpfen. Die permanente Hysterie, die Hetze gegen Ungeimpfte und das heuchlerische Gutmenschen-Getue sowie die endlos negativen medialen Berichterstattungen müssen aufhören, ansonsten wird sich unsere Gesellschaft noch mehr spalten. Schauen wir positiv und mutig in die Zukunft, legen wir wieder ein bisschen mehr Lebensfreude an den Tag. Unsere Lebenszeit ist mit oder ohne Covid endlich. Also geniessen wir sie.

Heinrich Schwegler, Rheinfelden

Mit seinem brillanten und stringenten Artikel über Leben und Tod zeigt Roger Köppel Mut, heldenhaften Mut. Sich all den kleinmütigen Menschen und dem Experten-Tohuwabohu entgegenzustellen: Chapeau. Der *Weltwoche* gebührt Anerkennung, weil sie bald als einziges Blatt gegen die gleichgeschalteten Medien angeht. Eine Gleichschaltung, «von der das Ministerium für Staatssicherheit nur träumen konnte», um in nur leicht abgeänderter Form «die Füchsin» aus der gleichnamigen Kriminalfilmreihe zu zitieren. Auch in Sachen Gehirnwäsche erweist sich unser Ministerium als Naturtalent. Aber aufgepasst: Ich wittere keine Verschwörung: Dazu ist unsere Regierung als Ganzes zu mittelmässig! Eric Scholl, Pieterlen

Die Schweiz hat ungefähr 8,5 Millionen Einwohner. Schweizerinnen und Schweizer haben eine Lebenserwartung von zirka 85 Jahren. Also sind in 85 Jahren alle tot, die heute leben. Das heisst, jedes Jahr müssen rund 100 000 Men-

schen sterben – mit oder ohne Corona. Wo ist das Problem? In diesem Jahr haben wir unser Soll noch nicht erreicht. Heiri Scherrer, Berg

Ende des Privatrechts

Nr. 50 – «Verteidigerin der Impffreiheit»
Christoph Mörgeli über Andrea Büchler

Die Rechtsprofessorin soll sich bitte, zumindest temporär, etwas zurücknehmen. Eine Pandemie (*pan* = alle, *gesamt*; *demos* = Gesellschaft) hat nichts, aber auch gar nichts Privates. Wenn die Freiheit des Einzelnen zulasten der anderen geht, ist dies das Ende des privaten Rechts. Das ist eine rein sachliche Güterabwägung. Sonst sage ich: Ab ins Reservat, auf die Insel oder in die Anstalt; dort können die Ungeimpften tun und lassen, was sie wollen. Urs Maurer, Birr

Kreis der Auserwählten

Nr. 49 – «Es fehlt an ökonomischem Sachverstand»
Beat Gygi über Gesundheitsökonom Werner Widmer

Das Plädoyer für Reservisten in der Intensivpflege spricht ein wichtiges Thema an, aber die Überlegungen greifen zu kurz. Selbst für eine Krankenschwester mit jahrzehntelanger Erfahrung in anspruchsvollster Akutpflege dauert die Zusatzausbildung zur IPS-Schwester ganze zwei Jahre. In dieser Zeit kann sie nicht unbedingt mit kollegialem Wohlwollen rechnen. Der Kreis der Auserwählten bleibt offenbar nicht ungerührt unter sich. Auch solche, die es schaffen, möchten dann nicht unbedingt auf die IPS wechseln. Hier die Grundzüge einer möglichen Lösung. Erstens: Elemente der Intensivpflege finden vermehrt Eingang in die Grundausbildung. Zweitens: Für erfahrene Pflegekräfte sollte die IPS-Zusatzausbildung nicht mehr als ein Jahr

dauern. Und drittens: Wer die Ausbildung absolviert, bekommt einen deutlich höheren Lohn, und zwar unabhängig davon, ob er/sie nachher auf der IPS arbeitet, muss aber im Gegenzug eine bestimmte Anzahl Praxistage pro Jahr (z. B. durch Krankheits- oder Ferienvertretungen) und entsprechende Weiterbildungen nachweisen. Auf diese Weise hätte man die Reservisten, die man im Notfall braucht. Es würde sicherlich etwas kosten, aber das notwendige Kleingeld kann man sich getrost von der überbezahlten Polit-Nomenklatur holen. Peter Butler Basel

Gefällige Politik

Nr. 49 – «Die Masken fallen»: Marcel Odermatt über Fabian Molina und Cédric Wermuth

Gestern noch waren PCR-Tests (ein harmloser, völlig schmerzfreier Abstrich in der Nase) «ein wesentlicher Eingriff in die körperliche Unversehrtheit» und ein Zwang zu einem solchen Test «ein unverhältnismässiger Eingriff in die Grundrechte des Menschen». Heute erklären die beiden Nationalräte Fabian Molina und Cédric Wermuth die Impfpflicht zur besten Option im Kampf gegen Covid-19. Dabei hat sich der Grossteil der Bevölkerung freiwillig impfen lassen. Weitere werden es in den nächsten Wochen noch tun. Und jene, die es ablehnen, geimpft zu werden, soll man in Ruhe lassen. Jeder lässt sich zu seinem eigenen Schutz impfen. Wer es trotz aller Erklärungen, Hinweise, Einschränkungen und Bitten ablehnt, gegen Covid-19 geimpft zu werden, muss die Folgen selbst tragen.

Ernst Seiler, Muri

Leserbriefe: Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird.
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.



Marcel Mathier (1936–2021)
Richard Rogers (1933–2021)



Ein echter Seigneur: Fussballfreund Mathier.

Wir kannten uns seit unserer Jugend. Wir waren Jahrgänger und spielten als aktive Fussballer beide zur gleichen Zeit beim FC Salgesch – und ich später auch noch an seinem Wohnort Siders. Ausserdem sassen wir zusammen im Komitee des kantonalen Walliser Fussballverbands. Ich war verantwortlich für die Schiedsrichter, Marcel – als Jurist – für das Disziplinarwesen. Als Fussballer war er schon in seiner Jugend fast reif für die Senioren, aber er konnte das Spiel hervorragend lesen. Als Sportfunktionär spielte er von Beginn weg eine wichtige Rolle und brachte nach seiner Wahl zum Präsidenten frischen Wind und die deutsche Sprache in den damals ausschliesslich welschen Walliser Verband. Marcel war perfekt zweisprachig – das war ein Schlüssel zu seiner grossen Karriere im Schweizer Fussball.

Das Wallis wurde ihm für seine Ambitionen aber bald einmal zu klein. Ein Gefühl, das ich ebenfalls kannte. Als Marcel Mathier 1993 zum Zentralpräsidenten des Schweizerischen Fussballverbands gewählt wurde, nutzte er die Gunst der Stunde mit Sachverstand, strategischem Gespür und grosser Empathie. Er engagierte Roy Hodgson als Nationaltrainer und führte die Schweizer Nationalmannschaft das erste Mal seit 28 Jahren wieder an eine WM-Endrunde und zwei Jahre später erstmals an die Euro.

Im Zuge dieser Renaissance fand er viele neue Sponsoren und legte damit eine breite wirtschaftliche Basis für die Zukunft. Als Vizepräsident der Fifa-Disziplinarkommission, Berater der Reformkommission und Mitglied der

Uefa-Finanzkommission spielte er auf internationalem Parkett ebenfalls eine wichtige Rolle.

Und auch ich habe ihm einiges zu verdanken. Als sich bei meiner Kandidatur zum Fifa-Präsidenten 1998 der Schweizer Verband gegen mich aussprach, beruhigte mich Marcel: «Mach dir keine Sorgen. Ich bin der Mann, der den Zettel in die Urne legt.» Dafür bin ich ihm noch heute dankbar. Denn jede Stimme zählte.

Marcel war nicht nur eine grosse Persönlichkeit vom Scheitel bis zur Sohle – er war ein echter Seigneur, der allein mit seinem grossen schwarzen Mercedes für Eindruck sorgte. Auf seinen Fahrstil war ich etwas neidisch. Trotzdem: Uns verband eine tiefe Freundschaft, wie sie in der oft aufgeheizten Welt des Fussballs nicht alltäglich ist. Im Panathlon Club und beim Gusti-Cup sahen wir uns regelmässig.

Gleichwohl bestanden auch Konfrontationspunkte – und zwar in der Lokalpolitik in Siders. Bei den Gemeinderatswahlen unterstützte ich einst meinen Bruder Peter (FDP) im Wahlkampf gegen den CVP-Vertreter Mathier. Und es gelang mir, viele sonst wenig politisch interessierte Stimmbürger zu mobilisieren und meinem Bruder ins Amt zu verhelfen. Glücklicherweise hat Marcel mir dies nie übelgenommen.

Mit Marcel Mathier hat sich einer der wichtigsten Wegbereiter im Schweizer Fussball in die Ewigkeit verabschiedet. Wir trauern um eine grosse Persönlichkeit und einen echten Freund. Ich bin mit meinen Gedanken auch bei seiner Frau Catherine. Ruhe in Frieden.

Sepp Blatter

Einem gefielen seine Gebäude überhaupt nicht: Prinz Charles, der britische Thronfolger, wettete bei jeder Gelegenheit gegen seine Entwürfe. Schlimmer noch. Manchen Auftrag hintertrieb und verhinderte er.

Doch die meisten Menschen liebten sein Werk – vor allem die Leichtigkeit, die Verspieltheit, die vielleicht dem italienischen Erbe des 1933 als Sohn einer angloitalienischen Familie in Florenz geborenen Architekten geschuldet sind. Stahl und Beton waren Richard Rogers Materialien, aber in seinen Händen verloren sie ihre Kälte und schienen zu schweben.

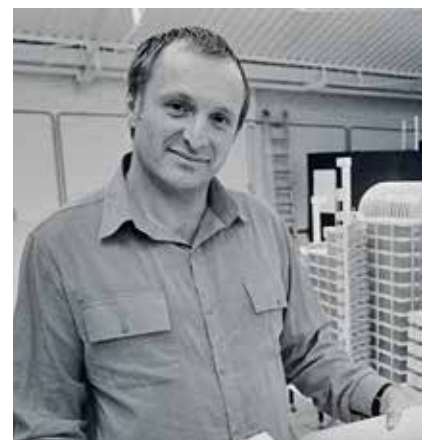
Der Anfang war nicht leicht. Die Flucht aus Mussolinis Italien stürzte die Familie in Armut. Für den Legastheniker gab es in der Schule keine Nachsicht, und nur ein Stipendium ermöglichte ihm ein Architekturstudium in Yale.

Mehr als 400 Gebäude hat er konzipiert: den Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte in Strassburg, Three World Trade Center in New York, das Parlament von Wales, den «Cheesegrater» (Käsereibe) in London.

Doch sein erstes grosses Projekt ist und bleibt sein berühmtestes. Gemeinsam mit Renzo Piano entwarf er das Centre Pompidou in Paris – eine bis heute kühne Konstruktion, die das Innere des Hauses nach aussen stülpte: Rohre, Treppen und Rolltreppen sind an der Fassade angebracht.

Grosse Architekten sind auch Philosophen. Rogers bewertete nicht nur Gebäude, sondern auch den Raum um sie herum. «Die [New Yorker] Zwillingstürme», urteilte er, «waren keine tollen Gebäude. Aber der Raum zwischen ihnen war grossartig.»

Wolfgang Koydl



Wärme und Raum: Architekt Rogers.

Kartellverwalter Lukas Engelberger

Der Föderalismus funktioniert trotz der Konferenz der kantonalen Gesundheitsdirektoren.



Föderalismus ist das Geheimrezept, eine Art Zaubertrank der Schweiz im Wettbewerb gegen andere Länder. Oder anders gesagt: wie Vierradantrieb gegen Zweiradantrieb; man bringt einfach mehr Kraft auf den Boden, wirkungsvoller, findet besser den Weg – wie seinerzeit die Rallye-Legende Walter Röhrl mit dem Quattro-Prinzip in grossen Prüfungen. In der Schweiz treiben die 26 Kantone vorwärts, der Bund ist die Ergänzung.

Ist der Föderalismus auch in der grossen Prüfung Corona ein Trumpf? Tatsächlich spielt er in der Pandemiepolitik eine wichtige Rolle, aber gerade Röhrl-mässig hat die Schweiz die anderen Länder nicht abgehängt. Wie gut ist das Rezept?

Die Kantone hatten Spielräume beim Gestalten der Epidemiemassnahmen und nutzten sie unterschiedlich. Der Wirtschafts-Think-Tank Avenir Suisse hat kürzlich untersucht, wie gut der Föderalismus in der Pandemie funktioniert, welche Kantone am erfolgreichsten sind. Die Autoren schreiben, dass «die Entscheidungsträger in Graubünden, Tessin und Zug in besonderem Masse Verantwortung für die eigene Bevölkerung übernommen haben. Das zeigt sich daran, dass diese Kantone bereichsübergreifend überdurchschnittlich gut abschneiden.» Der Befund: Die Schweiz hätte ohne kantonale Freiheitsgrade in so entscheidenden Dingen wie Testen, Durchimpfung und Krisenorganisation die Krise weniger gut überstanden.

Aber man kann offenbar einiges verbessern. «Beeinträchtigt wird die Wahrnehmung kantonalen Verantwortlichkeiten auch durch un-

klare Zuständigkeiten zwischen den Staatsebenen und den Fachdirektorenkonferenzen», schreibt Avenir Suisse. Die Konferenz sei eine Art Zwischenebene, die «eine adäquate Entscheidungsfindung in den einzelnen Kantonen erschwert».

Moment, ist denn die Konferenz der kantonalen Gesundheitsdirektoren (GDK) nicht eine spezielle Einrichtung, die wie geschaffen scheint, den Föderalismus zu stärken? Das Gremium, das zurzeit unter der Leitung des Basler Regierungsrats Lukas Engelberger steht und in dem von jedem Kanton der Chef des Gesundheitsdepartements dabei ist.

Das ist doch die geballte Macht der kantonalen Macher, der kantonalen Sichtweisen, gestützt von 26 Regierungsräten, die Bundesrat Alain Berset vereint entgegentreten können. Wenn Engelberger öffentlich den Bundesratskurs kritisiert oder unterstützt – das wirkt doch wie eine kraftvolle Demonstration des Willens der Kantone, Föderalismus in voller demokratischer Wirkung!

Nein, das ist nicht so. Die GDK ist von niemandem gewählt und niemandem verantwortlich. Sie ist tatsächlich ein Fremdkörper in der normalen Demokratie, der viel tut und durch niemanden kontrolliert wird.

Genau betrachtet, kommen die Gesundheitsdirektoren in der GDK zusammen, um sich in bestimmten Dingen abzusprechen. Der Wettbewerb zwischen den Kantonen lässt sich so einschränken: Wenn sich die Regierungsräte auf bestimmte Epidemiemassnahmen einigen, gibt es weniger unterschiedliche Lösungen und weniger Unterschiede zwischen «gut gemacht»

und «schlecht gemacht». Es ist eine Art Kartell der Verwaltungschefs gegen ihre kantonalen Politiker und Bürger. Im Verbund können sie ihre bürokratischen Interessen besser gegenüber dem Volk durchsetzen. Und sie können auch Verantwortung abwälzen, indem sie ihren Bürgern sagen, sie seien durch Beschlüsse der Direktorenkonferenz gebunden.

Ähnlich funktioniert die Konferenz der kantonalen Finanzdirektoren, die im Verbund für eine üppige Staatsfinanzierung kämpfen, gegen die Steuerzahler. Oder die Konferenz der kantonalen Erziehungsdirektoren, die Eltern, Kindern und Lehrern koordiniert vorschreiben wollen, was richtige Schule ist.

Solider Umgang mit EU-Geld

Deutschland und Österreich nutzen den Corona-Wiederaufbaufonds nur wenig für Investitionen in neue Projekte. So lautet der Befund des Forschungsnetzwerks Econpol. Die Idee des Fonds war es jedoch, mit den EU-Geldern neue Projekte zu finanzieren, nicht Ersatzinvestitionen. Deutschland und Österreich werden also getadelt wegen mangelnder Ausweitung der öffentlichen Investitionen.

Aber die zwei Länder handeln eigentlich verantwortungsvoll. Wenn sie schon enorme Summen in den Gemeinschaftsfonds einzahlen müssen, dann schauen sie wenigstens bei den Rückflüssen dafür, den Schaden zu begrenzen. Sie nutzen Gelder aus Brüssel für Projekte, die sie ohnehin am Laufen haben, die sie sonst also aus dem normalen nationalen Haushalt finanzieren würden. Das hält das Schuldenmachen in Grenzen. Das ist Solidität von unten.

LITERATUR UND KUNST

Streit um Brancusis
Grab-Skulptur
auf dem Friedhof
Montparnasse in Paris.
Jürg Altwegg, Seite 98

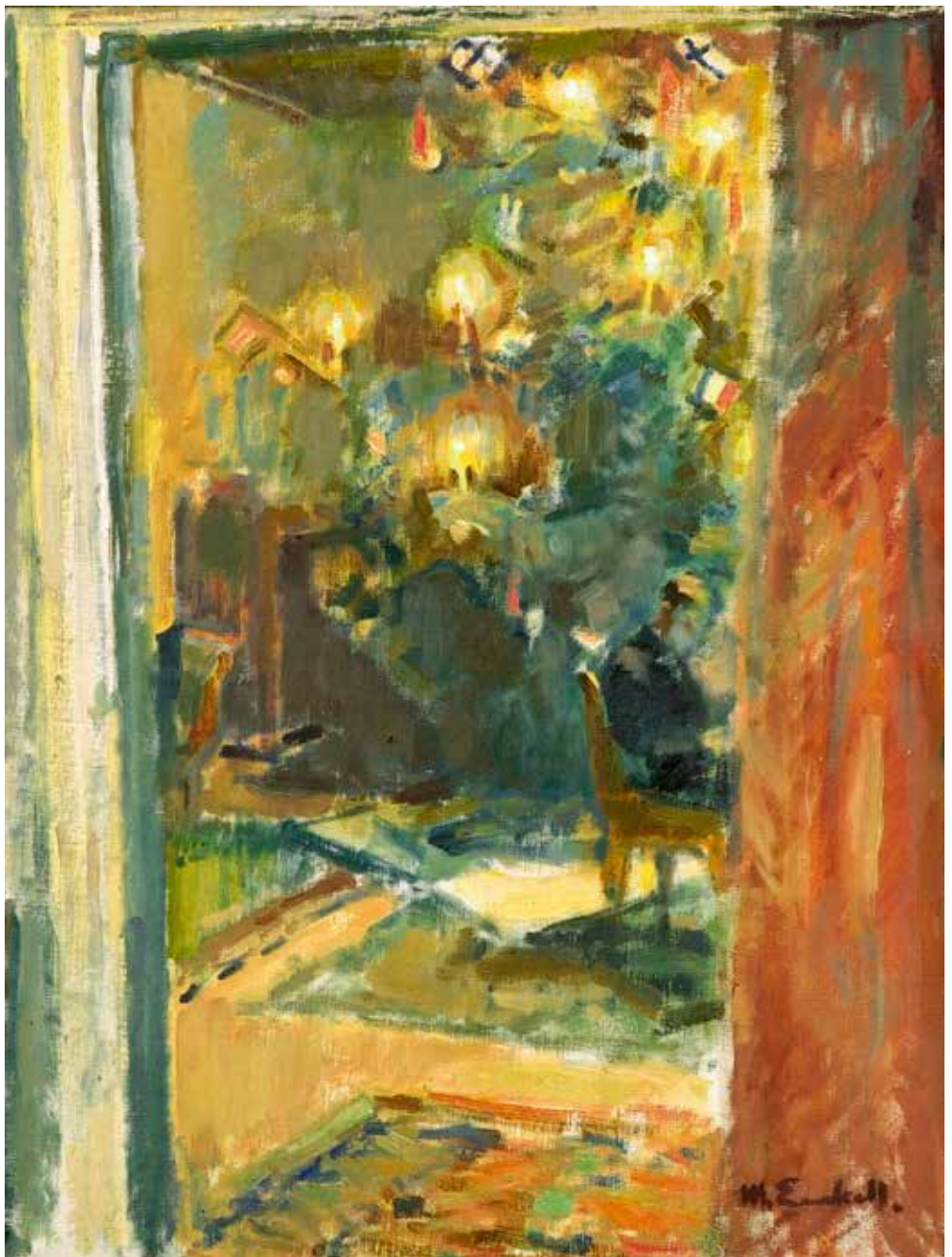
Herausgegeben von Daniel Weber

Magnus Enckell, Christmas Tree in the Hall of Kilo Mansion, 1919 – Er war einer der unglücklichsten Maler seiner Zeit, innerlich zerrissen, hin und her gespült zwischen den beiden Geschlechtern in ihm und seiner Unfähigkeit, sich auf eines festzulegen. Stets hatte Magnus Enckell (1870–1925) das Gefühl, das jeweils andere Geschlecht in ihm zu enttäuschen. Er fand keinen Ort im Strudel seiner Existenz, in dem er sich hätte zu Hause fühlen können, und vielleicht kam es deshalb, dass er einer der ganz wenigen Künstler war, die einen Weihnachtsbaum malten.

Womöglich gaben ihm die Weihnachtstage ein letztes Gefühl des Innehaltenkönnens, einer Ruhe durch Besinnlichkeit, eine kurze Erlösung vom Suchen, ein Aufgehobensein im Schoss der Familie und in einer der wesentlichsten Erzählungen unserer Zeit; dieser Verherrlichung oder auch Vergöttlichung der Keimzelle unseres gesellschaftlichen Aufbaus – Mutter, Vater, Kind –, samt dem Glauben an eine Erlösungsstrategie obendrauf.

Bei allem Kitsch und Kommerz, zu dem Weihnachten auch geworden ist, ist eine Welt ohne sie doch nur schwer vorstellbar, wünschbar auch. Jedes Weihnachten ist eine neue Skizze, deren Farbe auf der grossen Leinwand unserer Erinnerung haften bleibt: die Kekse meiner längst verstorbenen Grossmutter, die sie mir jedes Mal buk. Die donnernde Stimme meines verstorbenen Onkels. Mein Grossvater, der nur ein einziges Mal Weihnachtslieder sang, als er schon krank war und wusste, dass es seine letzte Weihnacht sein würde. Die unermessliche Vorfreude als Kind, das Glücksgefühl beim Auspacken der Geschenke, der Frust auch über Tante Gretels Wollsocken, die noch bissiger waren als sie selbst.

So ist das Fest aller Feste ein Aufeinandertreffen der Gegenwärtigen mit den Vergangenen, ist eine kleine Pause mit und von der Welt, ein kurzes Sein in warmem Licht, als ob in der Seele für die Dauer von ein paar Stunden eine Kerze brennen würde. Frohe Weihnachten. *Michael Bahnerth*



Kleine Pause von der Welt.

Essenz der Literatur

Was gehört zum unveräusserlichen kulturellen Erbe? Homer, klar.

Warum nicht auch «Tim und Struppi»? Wie könnte ein Schweizer Kanon aussehen?

Kurt Steinmann

Denis Scheck: Schecks Kanon.
Piper. 480 S., Fr. 27.90

Es sei ein «frivoles Unternehmen, einen neuen Kanon der Weltliteratur vorzuschlagen», schreibt Deutschlands wohl bekanntester Literaturkritiker, Denis Scheck, im Vorwort zu seinem 2019 erschienenen Kanon. Er trägt den Titel «Die 100 wichtigsten Werke der Weltliteratur von «Krieg und Frieden» bis «Tim und Struppi». Der zuletzt genannte Titel lässt aufmerken. «Tim und Struppi» neben Homers «Odyssee», Goethes «Faust» und Shakespeares «Der Sturm»? Scheck verteidigt seine Auswahl: «Es ist Zeit für einen neuen Kanon, weil sich die Lebensbedingungen in den letzten zwanzig Jahren grundlegend verändert haben. [...] Ich möchte deshalb einen «wilden» Kanon vorschlagen, einen Kanon, der weder Sprach- noch Genre Grenzen respektiert und sich nicht um Gattungen oder Epochen schert. Einen Kanon, der nicht auf Literatur in deutscher Sprache begrenzt ist und auf die absurden Nationalphilologien des 19. Jahrhunderts schlicht pfeift.»

Im *Spiegel* kündigte Marcel Reich-Ranicki 2001 seinen persönlichen literarischen Kanon an, die Summe seiner Erfahrungen als Literaturkritiker. Sein Kanon wies unter den hundert Autoren eine einzige Frau auf und war rein deutschsprachig; in Schecks Zusammenstellung sind 26 Frauen versammelt und Werke aus zahlreichen Sprachen und Kulturkreisen. Schecks Ansatz ist richtig: Es gehe bei der Auswahl um «die lustvolle Debatte darum, welche Werke zu unserem unveräusserlichen kulturellen Erbe gehören und welche eben nicht», und es handle sich um Neugier und Leselust auslösende Vorschläge «und nicht um in autoritär diktatorischem Gestus dekretierte Pflichtlektüren».

Scheck gelingt es, auf knappem Raum die Essenz der Werke witzig und tiefgründig zugleich darzustellen. Natürlich ist jede Auswahl subjektiv. Der scheinbar überzeitliche Kanon ist ständig in Bewegung. Der früher allein herrschende weisse, westliche Literatur-

kanon ist richtigerweise überwunden, aber es gibt auch die grossen Klassiker (Homer, Dante, Cervantes, Shakespeare, Goethe), die sämtliche Neuproklamationen bisher mehr oder minder unbeschadet überstanden haben.

Zum Begriff Kanon

Was ist ein Kanon? Das Wort ist semitischer Herkunft und bezeichnet ursprünglich eine Sorte Rohr, aus der man verschiedenartige Geräte herstellte, dann auch solche Geräte selbst wie

Scheck gelingt es, auf knappem Raum die Essenz der Werke witzig und tiefgründig darzustellen.

Messrute, Waagebalken. Im griechischen *Kanon* treten weitere Bedeutungen hinzu: So heisst das Richtscheit der Zimmerleute «Kanon». Bereits im 5. Jahrhundert v. Chr. finden sich Belege für den übertragenen Gebrauch des Begriffs wie «Vorschrift», «Regel», «Norm», «Vorbild». Die Verwendung von «Kanon» zur Bezeichnung einer Sammlung von als verbindlich erachteten Autoren beziehungsweise Werken ist nicht antik, hat sich aber vor allem im Hinblick auf Gruppen wie die der neun Lyriker, drei Tragiker und zehn attischen Redner eingebürgert.

Reich-Ranicki versteht unter Kanon also eine Liste «empfehlenswerter, wichtiger, exemplarischer und, wenn es um die Schule geht, für den Unterricht besonders geeigneter Werke». Er ist sich bewusst, dass ein Kanon immer vom persönlichen Geschmack und von den jeweiligen Leseerfahrungen abhängig und ein Produkt seiner Epoche ist. Der Wunsch nach einem Kanon entspringe der Angst vieler Zeitgenossen, überinformiert und doch unwissend zu sein, und auch ihrer Angst, in der Bücherflut zu ertrinken.

Sein Kanon beginnt mit dem «Nibelungenlied» (um 1200) und endet mit Robert Gernhardt (1937–2006). Dazwischen ragt vieles heraus, dem kanonischer Rang sicher zuzubilligen ist: einiges von Goethe (vor allem «Faust I» und «Wer-

ther»), Schiller («Don Carlos», «Wallenstein», «Kabale und Liebe» oder «Maria Stuart»), vieles von Kleist («Michael Kohlhaas», «Die Marquise von O.», «Prinz Friedrich von Homburg») und von Büchner beinahe alles («Dantons Tod», «Woyzeck» und die Erzählung «Lenz»), viel von Fontane, Thomas Mann, Brecht.

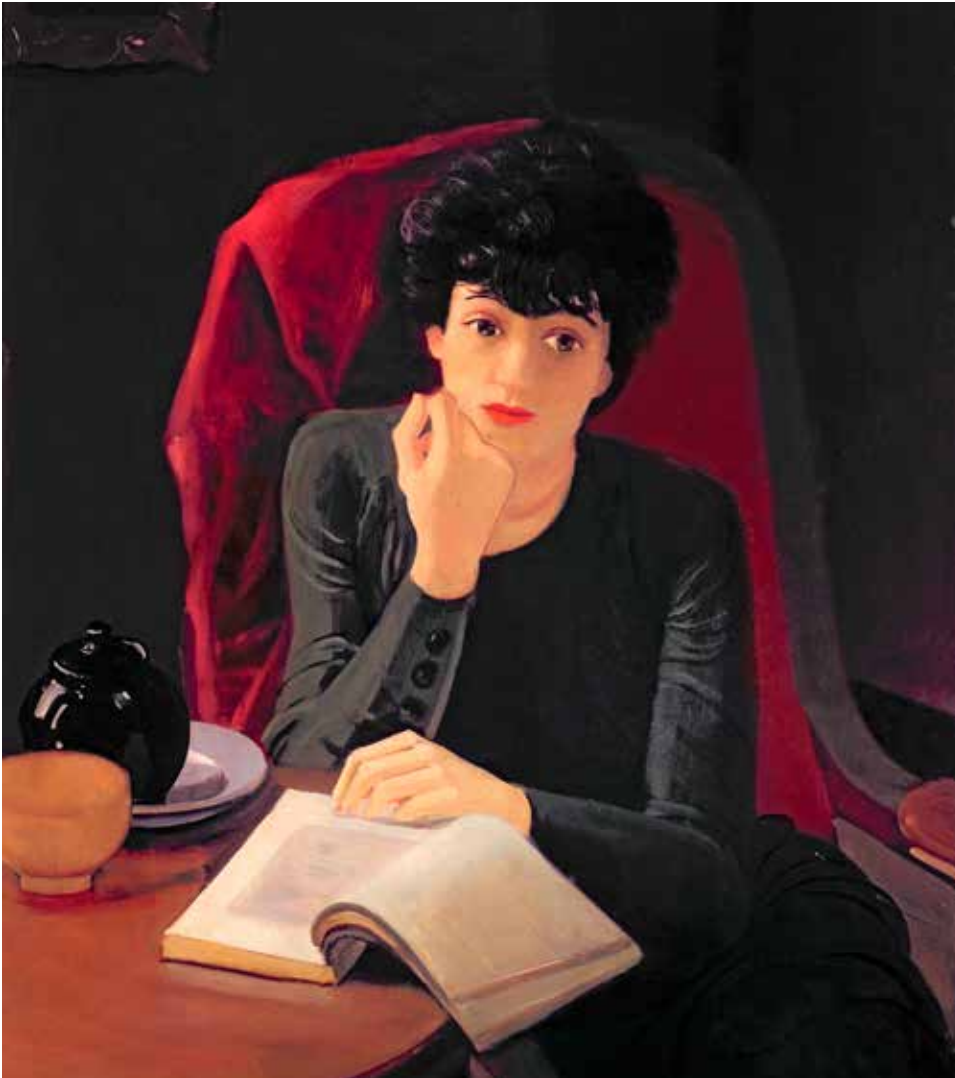
Schweizer Autoren erwähnt Marcel Reich-Ranicki nur am Rand: Gottfried Keller mit zwei Erzählungen, Robert Walser mit zwei, drei kurzen Geschichten, Max Frisch mit einigen kleinen Prosastücken aus seinem «Tagebuch 1946–1949» und eventuell mit «Montauk» (dagegen sei es keineswegs sicher, ob «Homo Faber» in den Kanon gehöre), allenfalls noch mit «Biedermann und die Brandstifter». Von Dürrenmatt genüge eine einzige Novelle, «Die Panne», dagegen hätten sich all seine Stücke, sogar «Der Besuch der alten Dame», überlebt. Reich-Ranicki räumt aber ein, dass regionale Interessen eine Rolle spielen und dass die Schweizer nicht auf Gottf. und Meyer, die Österreicher nicht auf Stifter und Grillparzer verzichten würden.

Ein Schweizer Kanon

Müsste ich ein gutes Dutzend Schweizer Autoren für «kanonisch» erklären und die Auswahl kurz begründen, würde ich folgende nennen, im Wissen darum, dass die Vorschläge selbstverständlich diskussionswürdig und subjektiv sind:

Ulrich Bräker (1735–1798) — «Der arme Mann im Tockenburg». Bräkers «Kritzeleien und Hirngeburten» beschreiben zum ersten Mal detailgenau die Lebenswirklichkeit der unteren Volksklasse in einer spontanen und präzisen Sprache: Dilettantismus als Kunst.

Jeremias Gotthelf (1797–1854) — «Die schwarze Spinne», «Geld und Geist». Wie in der «Schwarzen Spinne» werden auch heute noch Satanspakete geschlossen, die ebenfalls einen hohen Preis haben. Ungeheure Sprachkraft der Novelle. «Geld und Geist», Gotthelfs vielleicht vollkommenste Dichtung, zeigt, dass nur dort «Geld» zum Segen führt, wo der «Geist» sein Recht hat.



Der persönliche Geschmack zählt: André Derain, «The Cup of Tea» (1935).

Gottfried Keller (1819–1890) — «Der Grüne Heinrich». Kellers Roman, die Gestaltung eines einzigen «Desillusionierungsprozesses», verrät uns in der Darstellung der Liebe Heinrich Lees zu Anna und Judith mehr über die Geheimnisse der Liebe als tausend Liebesromane.

C. F. Meyer (1825–1898) — «Das Amulett». Diese «rein objectiv gehaltene, nach dem Vorgang der altitalienischen Meister knapp erzählte Novelle» (Meyer) erzählt spannend die Geschichte einer Freundschaft in ökumenischem Geist.

Robert Walser (1878–1956) — «Der Gehülfe». Der 23-jährige Joseph Marti ist «Gehülfe» im Haus des prahlerischen, wenig geschäftstüchtigen Erfinders Tobler. Der teils kecke, teils devote Angestellte erlebt den Bankrott und Untergang seines Arbeitgebers. Kafka bewunderte den Roman. Kurt Marti sagte über den Dichter: «Walser erlebte auf bedrohlich bewusste Weise im Engen das Universale, im Beschränkten das Ungeheure, im Zierlichen das Abgründige, im Detail das heimlich oder unheimlich Vage, Schwebende, Unfassbare.»

Meinrad Inglin (1893–1971) — «Schweizer-spiegel». Der Roman, aus dem Blickwinkel der vom Faschismus bedrohten Schweiz kurz vor Ausbruch des Zweiten Weltkriegs geschrieben, stellt in epischer Breite die Verhältnisse von 1912 bis 1919 aus schweizerisch-bürgerlicher Sicht dar. Erzählt in einem glanzvoll lakonischen Stil mit raffiniertem Wechsel der Perspektiven, misst der Roman den real existierenden Liberalismus an seinen Idealen.

Ludwig Hohl (1904–1980) — «Die Notizen». Es gibt unter den 1185 Notizen, die Hohl 1934 bis 1936 niederschrieb, Misslungenes, aber auch sehr vieles, das wie ein Blitz einfährt.

Max Frisch (1911–1991) — «Der Mensch erscheint im Holozän». Die Verlorenheit und Hoffnungslosigkeit des modernen Menschen im Angesicht der stummen, vollkommen gleichgültigen Natur ist in einer äusserst verdichteten Prosa dargestellt. Das Valle Onsernone als Endzeitkulisse.

Friedrich Dürrenmatt (1921–1990) — «Der Besuch der alten Dame», «Stoffe I–III». Die tra-

gische Komödie von der Käuflichkeit der Moral wird die Zeiten überdauern. Verhängnis und Gericht, Schuld und Sühne, Rache und Opfer als ewig gültige Themen. In den «Stoffen», dieser «Dramaturgie der Phantasie», ist die gesamte Denkwelt Dürrenmatts in nuce enthalten.

Otto F. Walter (1928–1994) — «Der Stumme». Der Schrei des seit Jahren stummen siebzehnjährigen Loth, «Vatrr! Vatrr!», wird noch lange nachhallen, ebenso der Ton des Romans mit seiner Sprachskepsis.

Jürg Federspiel (1931–2007) — «Die Ballade von der Typhoid Mary». Die Geschichte Mary Mallons, die während Jahrzehnten als Typhus-Trägerin wie ein Todesengel in New York gelebt und als bildhübsche Herrschaftsköchin eine Familie um die andere ausgerottet hat, begeistert auch nach wiederholter Lektüre und erhält durch die Pandemie unserer Tage eine brennende Aktualität.

E. Y. Meyer (geb. 1946) — «In Trubschachen». Der Tod ist Anlass, dem unmenschlichen Pflichtbegriff Kants den des Glücks und der Güte entgegenzustellen. Hohe Intellektualität ist verbunden mit dichterischer Intensität.

Charles Lewinsky (geb. 1946) — «Melnitz». Es ist die Geschichte einer jüdischen Familie in der Schweiz vom Deutsch-Französischen Krieg bis nach dem Zweiten Weltkrieg. Der 765-seitige Meisterroman, 2006 erschienen und mit Werken von Flaubert, Thomas Mann und Fontane verglichen, schildert über vier Generationen die «Saga einer jüdischen Schweizerfamilie» (Lewinsky) mit umfassender Kenntnis jüdischer Kultur, mit Wärme, Humor und tiefer Empathie, die Schrecken der Nazizeit bewegend beschwörend.

Gertrud Leutenegger (geb. 1948) — «Vorabend». Der 1975 erschienene Erstling erntete über die Landesgrenzen hinaus grossen Erfolg. Die in Schwyz geborene Autorin schreibt aus der Perspektive einer jungen Frau, die am Vorabend einer Demonstration die Strassen in Zürich abläuft. Dabei reflektiert sie ihre eigene Vergangenheit in einer dichtgewobenen Bildsprache. Das Fehlen einer geradlinigen Fabel, das Gewicht autobiografischer Elemente, die Kritik an perversen gesellschaftlichen Verhältnissen, das Einstehen für am Rand Lebende sind Elemente, die sich in ihrem zweiten Roman, «Ninive», gesteigert wiederholen.

Thomas Hürlimann (geb. 1950) — «Die Tessinerin». Die titelgebende Geschichte des ersten Prosabandes des Autors schildert das Sterben einer Lehrersfrau in einem abgeschlossenen Innerschweizer Tal, die als Fremde erst im Sterben Aufnahme in die Dorfgemeinschaft findet. 38 vollendete Prosaseiten.

Mehr als eine deutsche Affäre

Otto A. Böhmer

Stefan Matuschek: Der gedichtete Himmel.
Eine Geschichte der Romantik. C. H. Beck.
400 S., Fr. 42.90

«Romantik», heisst es ganz unromantisch in Volker Meids «Sachwörterbuch zur deutschen Literatur», sei im Rahmen der deutschen Literaturgeschichte ein «Epochenbegriff für den Zeitraum von etwa 1795 bis 1830/40». Ein vergleichsweise kleiner Zeitraum mit grosser Wirkung, wie wir heute wissen, da uns das Romantische zusehends abhandenkommt und um so verführerischer erscheint, je mehr wir geneigt sind, uns an «versunkenen schönen Tagen» zu wärmen, für die der realistischste unter den romantischen Autoren, Joseph von Eichendorff, manch poetische Rückholaktion startete.

Die Romantik entstand, als sich die Meinung durchsetzte, dass die Aufklärung genug Aufklärung gebracht habe. Gab es nicht noch etwas anderes als ehrenwerte Vernunftprogramme – die Abgründe des Ich beispielsweise, dessen Träume und Zumutungen, oder das (inzwischen ramponierte) Herrliche in der Natur, das über Gott und die Welt mehr verrät als ein Pflichtbesuch in der Kirche? Friedrich von Hardenberg (1772–1801), der sich als Dichter Novalis nannte, lieferte eine grundlegende Arbeitsplatzbeschreibung des Romantikers: «Indem ich dem Gemeinen einen hohen Sinn, dem Gewöhnlichen ein geheimnisvolles Aussehn, dem Bekannten die Würde des Unbekannten, dem Endlichen einen unendlichen Schein gebe, romantisiere ich es.» Gelingt ein solches Romantisieren, das sich an allem versuchen darf, entsteht ein besonders inniges Lebensgefühl, in dem Begeisterung und Wehmut nah beieinanderliegen.

Dass man sich in den letzten Jahren verstärkt wieder für Romantik interessiert, hat auch mit einem (2007 erschienenen) Buch des Philosophen und Schriftstellers Rüdiger Safranski



Aufzu neuen, noch unabsehbaren Ufern: William Turner, «The Red Rigi» (1842).

zu tun. Er nannte die Romantik «eine deutsche Affäre» und machte deutlich, dass diese Affäre, obwohl ihr nicht mehr die frühere Leidenschaftlichkeit innewohnt, noch nicht vorbei ist. Sie hält sich am Leben, solange der Mensch in einer kompliziert gewordenen Welt auf der Suche ist – nach sich selbst und, noch wichtiger, nach einer Heimat, in der er sich, allen Bevormundungen zum Trotz, zu Hause fühlen kann.

Grossartiges Ideengestöber

Dass sich Safranskis Romantik-Buch durchweg gut las, hat mit einem Kunstgriff zu tun, den der Autor gleich zu Anfang setzt: Er lässt die deutsche Romantik im Mai 1769 mit einer Seefahrt des Theologen und Dichters Johann Gottfried Herder (1744–1803) beginnen, der «unbesorgt, wie Apostel und Philosophen» in die Welt gehen will, «um sie zu sehen» und «zu erfinden, was ich denke und glaube». Ob die Romantik tatsächlich mit Herders Seefahrt begonnen hat, mag dahingestellt bleiben: Das Buch bekommt so seine Richtung, nimmt Tempo auf, öffnet sich einem grossartigen Ideengestöber, das zu neuen, noch unabsehbaren Ufern treibt.

Tatsächlich bekam es die Literatur nun mit dem «Spiel» zu tun, sie hielt sich an Schiller, der in seinen Briefen «Über die ästhetische Erziehung des Menschen» zu einer kühnen These gelangt war: «Um es endlich auf einmal herauszusagen, der Mensch spielt nur, wo er in voller Bedeutung des Worts Mensch ist, und er ist nur da ganz Mensch, wo er spielt.» Die Literatur der Romantik, der das Gehabe der Weimarer Klassik zunehmend auf den Nerv ging, leitete aus Schillers Spielanleitung eine Erweiterung ihrer Möglichkeiten ab. Vorschriften waren da, um überwunden zu werden; der kleine Grenzverkehr zwischen den literarischen Gattungen,

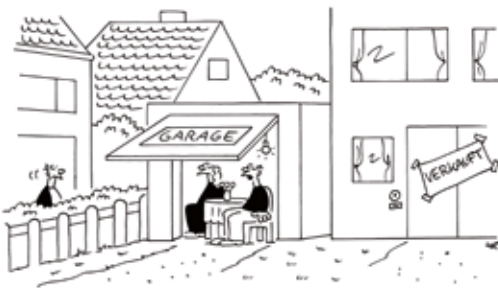
zuvor noch routinemässig überwacht, wurde liberalisiert. Im Grunde gibt es nur eine Poesie, lautete das romantische Credo, sie ist unendlich reichhaltig und noch lange nicht ausgeschöpft.

Safranskis Werk hat Massstäbe gesetzt, um die man nicht herumkommt, was auch Stefan Matuschek weiss, der mit «Der gedichtete Himmel»

Im Grunde gibt es nur eine Poesie, lautete das romantische Credo, sie ist unendlich reichhaltig.

eine neue «Geschichte der Romantik» vorlegt. Der Autor, Professor an der Universität Jena, bekennt sich ausdrücklich zum Kollegen Safranski, will aber natürlich auch über ihn hinaus: «Mein Buch ist dadurch motiviert, um dem grossartig geschriebenen, erfolgreichen Safranski-Buch eine europäische Perspektive und eine Relativierung dieser deutschen Nabelschau entgegenzustellen.»

Dieser Ansatz ist löblich, aber, wie sich zeigt, nicht durchweg beizubehalten. Die Romantik, egal, aus welchem Zeitfenster sie beäugt wird, bleibt liebenswürdig und sperrig zugleich. Dem darf man begegnen, indem als fortschrittlich deklariert wird, was nicht immer für fortschrittlich gehalten wurde. Matuschek schreibt: «Was ich für den entscheidenden Fortschritt der Romantik halte, ist, dass genau das offensiv bewusst wird, dass man Fragen und Antworten hat, die über unser begriffliches Vermögen gehen. [...] Diese Fragen treiben uns um.» Und der Autor legt nach: «Die Wirksamkeit von Einbildungen für das menschliche Verhältnis zur Wirklichkeit und zu sich selbst – das haben die Romantiker so offensiv erkannt wie vor ihnen keine Generation und haben das in ihrer Kunst auch vor-



Wir konnten die Erbschaftsteuer nicht bezahlen...⁴

geführt und zelebriert, indem sie bewusst halten, dass es nur Einbildungen sind. Es ist für mich das wirksamste Gegenmittel gegen jeden Fundamentalismus.»

Eine gewagte Theorie, die nicht nur im Rückblick zu beweisen wäre. Wohltuend bleibt indes, dass es noch immer eine der Zeit enthobene Romantik gibt, an die wir uns, nach Ladenschluss und ohne die neu ausgegebenen Einbildungsformulare ausfüllen zu müssen, halten können. Oder – um ein letztes Mal den Freiherrn von Eichendorff zu bemühen, der sich nicht berirren liess: «Wir fühlen, es schlummert unter dem irdischen Schleier ein unergründlich Lied in allen Dingen, die da sehnsüchtig träumen [...], und die Welt hebt an zu singen.»

Ist Sex neoliberal?

Walter Hollstein

Eva Illouz/Dana Kaplan: Was ist sexuelles Kapital? Suhrkamp. 125 S., Fr. 34.90

Thomas Haenel: Aussergewöhnliche Facetten der Sexualität. Frank & Timme. 158 S., Fr. 37.90

Sex ist eine Ressource, mit der sich sozial und ökonomisch reüssieren lässt. Das ist – auf einen einfachen Nenner gebracht – die Grundthese der israelischen Soziologinnen Eva Illouz und Dana Kaplan. Da diese Entwicklung typisch sei für unsere neoliberale Ordnung, sprechen sie von «neoliberalem Sex». «Wir verstehen neoliberales sexuelles Kapital als die Summe individuell akkumulierter sexbezogener affektiver Zustände, die Gefühle des Selbstwerts und der Selbstbestimmung hervorrufen, insbesondere solche, die mit Risikobereitschaft, Einzigartigkeit, Selbstverwirklichung, Kreativität und Ehrgeiz zusammenhängen.»

Eva Illouz hat in den vergangenen Jahren mehrere Bestseller über Liebe und Sex geschrieben, darunter «Warum Liebe weh tut» und «Warum Liebe endet». Sympathisch ist schon mal, dass die Autorinnen ihren Gedankengang auf knapp 94 Seiten ausbreiten – subtrahiert man den ausführlichen Anmerkungsapparat vom Gesamtumfang.

Wie zwei Espresso

«Sex sells», das ist bekannt. Illouz und Kaplan weisen auf die astronomischen Gewinne der Sexindustrie hin. 2019 habe der globale Sexspielzeugmarkt 26,6 Milliarden Dollar umgesetzt. Doch damit nicht genug. Die Autorinnen verstehen neoliberale Sexualität auch individuell «als einen Weg, um Status zu erwerben und wirtschaftlichen Gewinn zu erzielen». Exemplarisch stehen dafür «die Models oder Frauen, die wie Models aussehen».

Letztere seien aber auch nur die Vorreiterinnen einer Entwicklung, die uns – angeblich – alle betrifft.

Unter Verweis auf den deutschen Soziologen Reckwitz dekretieren die Autorinnen: «Sex dürfte ein entscheidender Schauplatz für die Entfaltung und Reproduktion der neuen sozialen Logik der Singularität sein, die in Subjektivitäten und Märkten gleichermaßen am Werk ist.» Das bewirke dann summa summarum, dass Sexualität «kaum noch von der Sphäre der Produktion zu unterscheiden» sei.

Das alles bewegt sich auf der Ebene blosser Behauptung; Illouz und Kaplan präsentieren als einzigen empirischen Beleg eine Untersuchung aus dem *Journal of Management*, laut der «Angestellte, nachdem sie am Vorabend Sex hatten, am folgenden Tag eine fünfprozentige Verbesserung ihrer Stimmung am Arbeitsplatz verspüren» und dementsprechend produktiver sind. Nun sind 5 Prozent nicht gerade viel, abgesehen davon, dass dieser Effekt vielleicht genauso mit zwei Espresso oder einer Runde Joggen hätte erzielt werden können.

Auf wackligen Füßen

Vor allem aber ist die Verknüpfung von Sex und Leistungsbereitschaft nicht die Erfindung des Neoliberalismus, wie Illouz und Kaplan behaupten. In seinem interessanten Traktat über die «Aussergewöhnlichen Facetten der Sexualität» notiert der Basler Psychiater Thomas Haenel dazu: «In zehn grossen Konzentrationslagern wurden zwischen 1942 und 1945 von Heinrich Himmler Bordelle organisiert für männliche Häftlinge [...] zum Ziel, die Arbeitsfähigkeit und Effizienz der Zwangsarbeiter zu steigern.»

Ebenfalls einengend ist der ideologische Glaubenssatz, dass Sexualität nicht biologisch, sondern exklusiv gesellschaftlich bedingt sei. Sigmund Freud hat mit Nachdruck darauf hingewiesen, dass «die Liebe im Grunde genommen heute ebenso animalisch [ist], wie sie es von jeher war». Einige Jahrzehnte später schrieb Georges Bataille: «Wir [können] nicht verhindern, dass das Animalische in uns weiterlebt und uns oft überwältigt. Als Gegensatz zum geistigen Pol bedeutet die Fülle der

Sexualität in uns die Fortdauer des tierischen Lebens.»

Das heisst im Klartext: Leidenschaft, einbrechende Dämme, Wildheit, Dunkelheit und Ekstase – jenseits der soziologischen Rationalität. So ist der Ansatz von Thomas Haenel, Sexualität als biologisches, psychologisches, gesellschaftliches und kulturelles Phänomen zu begreifen, nicht nur realistischer, sondern auch von weitaus höherem Erkenntnisgewinn.

Schliesslich stehen die soziologischen Prämissen des Buches von Illouz und Kaplan auf sehr wackligen Füßen – vor allem im theoretischen Bezug auf Andreas Reckwitz und sein Diktum von «Singularität» und «erfolgreicher Selbstverwirklichung»: «Die soziale Logik der



Produktiver am Arbeitsplatz: Michael Douglas und Sharon Stone in «Basic Instinct».

Singularitäten erlangt eine strukturbildende Kraft.» Dagegen spricht deutlich eine Realität, nach der im Zeitalter der Globalisierung Güter, Mode oder Medien immer uniformer und monotoner geworden sind. Das gilt im Übrigen auch für die Sexualität. So ist denn die Diagnose von Illouz und Kaplan eine Luxusanalyse für eine kleine «Elite», die sich – in den Worten von Reckwitz – «die Norm der performativen Authentizität» leisten kann, vielfach im Übrigen auf Kosten der «normalen Werktätigen».

Keine Zeit für Versöhnung in Südafrika

Manfred Loimeier

Damon Galgut: Das Versprechen.
Aus dem Englischen von Thomas Mohr.
Penguin. 368 S., Fr. 36.90

Im dritten Anlauf hat es geklappt: Der südafrikanische Schriftsteller Damon Galgut hat für seinen Roman «Das Versprechen» den Booker-Preis 2021 erhalten. Bereits 2003 und 2010 war er nominiert gewesen, für die Romane «Der gute Doktor» und «In fremden Räumen». Der Autor dürfte hierzulande nur wenigen Leserinnen und Lesern geläufig sein, aber es liegen immerhin fünf seiner neun Romane in deutschsprachiger Übersetzung vor. Einer davon, «Das Sündenopfer», wurde 2020 verfilmt («The Quarry»).

Sehr visuell ist auch Galguts preisgekrönter Roman «Das Versprechen», der eben auf Deutsch erschienen ist. Es ist ein Buch über das Sterben, über Schuld und Sühne, und es ist ein Buch über die Zeit. In vier Kapitel hat Damon Galgut seinen Roman eingeteilt, und diese vier

*Es ist ein Buch über das Sterben,
über Schuld und Sühne,
und es ist ein Buch über die Zeit.*

Kapitel sind nach Mitgliedern einer weissen Familie in Südafrika benannt: Ma, Pa, Astrid und Anton. Die wichtigste Figur hingegen ist die junge Amor, die allein zuletzt noch lebt, denn die vier Kapitel handeln – zu verschiedenen Jahrzehnten – vom Tod in der Farmerfamilie Swart.

Bitteres Fazit

Zuerst, 1986, im Jahr des Ausnahmezustands in Südafrika, stirbt Ma Swart an Krebs. Kurz zuvor war sie noch zum jüdischen Glauben übergetreten, sehr zum Ärger ihres Gatten Manie, der bigott seine Sünden bereut und dennoch seine todkranke Frau Rachel betrügt, wie schon die ganze Ehe über. Dann, 1995, kurz nach den ersten freien Wahlen, stirbt auch Manie, an einem Schlangenbiss – vielleicht als späte Rache Rachels aus dem Paradies. 2004, im Jahr der Wahrheitskommission, wird schliesslich die Tochter Astrid bei einem Überfall erschossen. Und als sich der Sohn Anton im Jahr 2018 das Leben nimmt – Jacob Zuma ist gerade Präsident geworden –, ist klar, dass diese Familie Swart für die jüngere Vergangenheit Südafrikas steht. Der Familienname, zu Deutsch: schwarz, ist vor dem Hintergrund der Apartheidpolitik durchaus ironisch zu verstehen.

Worum es in all den Jahrzehnten geht, ist ein Versprechen, das Mutter Rachel ihrem



Anschaulich und kompakt wie auf einer Bühne: Autor Galgut.

Mann Manie an ihrem Sterbebett abgerungen hat: dass nämlich Salome, die schwarze Haushälterin, das kleine Haus, in dem sie am Rande des Farmgeländes wohnt, als Eigentum übertragen bekommt. So zumindest belauscht es die damals zwölfjährige Amor, die in der Familie Swart aber niemand ernst nimmt und die daher später ihre eigenen Wege gehen wird – nach London, nach Durban, weit weg von der elterlichen Farm nahe Pretoria.

Damon Galgut erzählt seine Geschichte viestimmig aus der Sicht zahlreicher Figuren und wendet sich mitunter auch direkt an seine Leserschaft. Dicht und konzentriert ist die Atmosphäre, und die Handlung vollzieht sich anschaulich und kompakt wie auf einer Bühne. Da wird ersichtlich, dass Galgut ursprünglich Theater-

wissenschaften studierte und auch (bisher nicht verfilmte) Drehbücher schreibt. Als würde er sie mit einer Handkamera begleiten, ist Galgut nahe bei seinen Figuren und stellt ihnen dabei unvermittelt immer wieder dieselbe Frage: Warum hast du Salome das Haus noch nicht überschrieben?

Wobei Salome, dem Geist der jeweiligen Zeit entsprechend, im Roman ohnedies die kleinste Nebenrolle zugewiesen ist. Deutlich präsenter sind ein katholischer Pfarrer, ein reformierter Pastor und ein Guru, die zwar alle das rechte Leben predigen, sich aber letztlich nur an Familie Swart bereichern und sich in ihrem Dünkel als Prediger der Wahrheit gefallen.

Das Versprechen wird letztlich Amor einlösen, aber mehr als dreissig Jahre nach dem mütter-

lichen Wunsch kommt das zu spät. Die Farm ist inzwischen heruntergekommen, der Landbesitz neuerdings ungeklärt, und ein Zeichen von Versöhnung kann diese Geste nach Jahrzehnten der Gleichgültigkeit nicht mehr sein. Sie ist vielmehr ein Sinnbild dafür, dass in Südafrika zu viel Zeit vergangen ist, um Ausgleich und Gerechtigkeit zu finden. Das Versprechen der ANC-Regierung auf bessere Lebensverhältnisse ist noch immer uneingelöst, lautet das bittere politische Fazit dieses Romans.

Die Zukunft hat schon begonnen

Wolfgang Koydl

Dave Eggers: Every.
Kiepenheuer & Witsch, 592 S., Fr. 36.90

Ist eine Dystopie noch eine Schilderung einer schrecklichen Zukunft, wenn die Bewohner dieser Welt glücklich sind? Und kann man noch von einer utopischen Erzählung reden, wenn die Gegenwart rasant zu dieser Zukunft aufschliesst? Beide Fragen stellen sich bei dem Roman «Every», mit dem Dave Eggers seinen Bestseller «The Circle» fortschreibt. Die Heldin ist erneut Delaney Wells, die abermals versucht, das Böse von innen zu zerstören, indem sie in seine Strukturen eindringt und dort zu sabotieren versucht.

Das Böse ist das Unternehmen «The Every», globale Anlaufstelle für so gut wie alle Bedürfnisse der Menschheit. Auf einem Campus in Kalifornien – die Analogien zu Google sind auch diesmal gewollt – werden immer neue Apps entwickelt, die den Menschen eigene Entscheidungen abnehmen und ihnen so Sicherheit vor jeglichen Risiken garantieren sollen.

Flucht in den Sarkasmus

Der Plan von Delaney ist genial einfach: immer groteskere Apps. Der Gedanke: Früher oder später werden die Nutzer gegen den Irrsinn rebellieren. So entsteht eine App, die es der Weisheit des Schwarms überlässt zu urteilen,

Kunst und Literatur werden demokratisiert, indem eine Mehrheit über die Qualität entscheidet.

ob die eigenen Eltern etwas taugen oder ob ein bestimmter Gegenstand aus dem realen Leben und aus dem Gedächtnis getilgt werden soll – ein Ansatz, der von den Usern bald auch auf Menschen ausgeweitet wird.

«Kerpow» erinnert alle zwei Stunden daran, etwas Spontanes zu tun, und «TruVoice» zensiert beim Schreiben oder Sprechen alle unzulässigen Wörter. Kunst und Literatur werden

demokratisiert, indem eine Mehrheit über die Qualität entscheidet. Norman Rockwell, keine Überraschung, wird so zum besten Maler der Weltgeschichte. Da Vincis «Abendmahl» fällt mit 66 Punkten als total überbewertet durch.

Doch Delaneys Plan geht nicht auf. Denn anstatt gegen die zuckersüße Bevormundung aufzumucken, schwärmen die Kunden für die neuen Produkte und laden sie hundertmillionenfach herunter. Delaney wird von der Firma gefeiert, weil sie die Einzige ist, die noch profitable Einfälle hat. Sie flüchtet sich in einen Sarkasmus, der beklemmend aktuell ist. Strenge Richtlinien für Autoren kommentiert sie mit den Worten: «Beschränkungen sind der Schlüssel zur Befreiung.» Das ist fast O-Ton Annalena Baerbock, als die deutsche Grüne verkündete, dass Verbote der Antrieb für Innovation seien. Und wenn «nach der zweiten Pandemie» Ge-

panorama
knife

Wir sagen DANKE



und wünschen Ihnen besinnliche
Weihnachten.

Ihr PanoramaKnife Team

setze verabschiedet werden, nach denen alle Bürger das Recht hätten zu wissen, wer das Virus trage, dann tönt das wie Neuseelands Premierministerin Jacinda Ardern: «Menschen, die geimpft sind, wollen wissen, dass sie von Menschen umgeben sind, die auch geimpft sind.»

Es sind solche unheimliche Parallelen mit der Gegenwart, die beim Lesen Gänsehaut erzeugen; dies und die niederschmetternde Erkenntnis, dass die Mehrheit der Menschen offenbar bereit ist, im Austausch für vermeintliche Sicherheit ihre Freiheit aufzugeben. Liest man «Every», während parallel Corona-Nachrichten im Fernsehen laufen, kann man tatsächlich den Überblick darüber verlieren, in welcher Zeit man sich befindet: in der Gegenwart oder in der Zukunft.



Die Bibel In Windeln gewickelt

Und sie gebar ihren ersten Sohn und wickelte ihn in Windeln und legte ihn in eine Futterkrippe (Lukas 2, 7). – Die Evangelien lassen alles Unnötige weg. Die Windeln in der Weihnachtsgeschichte sind also wichtig. Sie sind das Merkmal, dass Jesus ein Mensch war mit allem, was dazugehört. Auf alten Gemälden sieht man oft den neugeborenen Jesus mit einem Gesichtsausdruck voller Weisheit und Reife. Die Absicht der Künstler ist ehrenwert, aber so ein Gesicht passt nicht zu den Windeln.

Die Windeln zeigen die Abhängigkeit des Säuglings. Seine Bedürfnisse sind ein Maximalanspruch, zuerst an die Mutter. Sie muss für ihr Kind alles zurückstellen. Diese Bereitschaft ist der Prototyp der Liebe. Müsste sich jemand sein Leben lang in diesem Ausmass zurücknehmen, wäre das trist, denn jeder Mensch soll nicht nur Geber, sondern auch Empfänger von Liebe sein. Ist das Kleinkind «trocken», geht die Fürsorge der Eltern weiter. Das Kind benötigt jahrelang Liebe, Geduld und Anleitung. Man sieht das schon daran, wie gern kleine Kinder die Erwachsenen beobachten und nachahmen. Im Gegensatz zu manchen Tieren, die fertig ausgestattet zur Welt kommen, lernt der Mensch das allermeiste erst nach der Geburt. Erziehung durch Vorbild, Führung und Imitation war über Jahrhunderte eine Selbstverständlichkeit. Das heisst nicht, dass sie durchwegs in guten Bahnen verlief. Entscheidend ist jedoch, dass Kinder nicht schon wie kleine Erwachsene alles in sich tragen, so dass man sie sich selbst überlassen könnte. Diese Auffassung ist in den modernen Schulkonzepten verbreitet. Sie ist sowohl aus biblischer wie auch aus wissenschaftlicher Sicht Unfug. Erziehen ist eine kulturelle Kernaufgabe. Sogar Jesus wurde erzogen. Vor Fehlern muss man sich nicht fürchten. Aber die Erziehungsverweigerung wäre blanke Lieblosigkeit.

Peter Ruch

Ästhetische Räusche

Er war der einflussreichste Künstler der goldenen Comic-Ära. Jetzt wird der Pionier Alex Raymond wieder entdeckt.

Wolfram Knorr

Alex Raymond: Flash Gordon. 3 Bände à je ca. 200 Seiten. Hannibal. Pro Band Fr. 48.90.

Alex Raymond: Rip Kirby. 12 Bände à je ca. 150 Seiten. Bocola. Pro Band Fr. 39.90.

Am 6. September 1956 lud Künstlerfreund Stan Drake zu einer Spritzfahrt in seiner neuen Corvette. Alex Raymond war Feuer und Flamme. Das schnittige Raubtier-Design mit den Chromzähnen als Kühlergrill war ganz nach seinem Geschmack, der Stromlinien-Moderne galt sein grafisches Interesse. Am Steuer der Corvette half es nicht; er verlor die Kontrolle und raste ungebremst gegen einen Baum. Der 1909 in New Rochelle, New York, geborene einflussreichste Künstler der «goldenen Comic-Ära» wurde auf der Höhe seines kreativen Schaffens aus dem Leben gerissen.

Mit Harold Foster («Prinz Eisenherz») und Burne Hogarth («Tarzan») bildete Raymond das Dreigestirn «illustrativer» Comic-Kunst. In den 1930er Jahren wagten sie eine neue Form des Bilder-Entertainments, sie erweiterten die Rotzbengel- und Familienturbulenzen à la «Katzenjammer Kids» mit panoramischen Fortsetzungsabenteuern. Vorarbeit leisteten Philip Nowlan und Richard W. Calkins mit ihrem 1929 erschienenen ersten Science-Fiction-Helden, «Buck Rogers». Die Qualität war zwar unterirdisch, aber der Optimismus, mit dem die herumsegelnde Strichfigur die Zukunft in den Griff bekam, bot Trost in Depressionszeiten, machte sie erfolgreich und erleichterte damit den handwerklichen Virtuosen Foster, Hogarth und Raymond den Einzug in die Beilagen der Sonntagszeitungen. Bis dahin waren diese von den fixen, *kurli-gen* Slapstick-Nummern dominiert worden. «Buck Rogers» hatte das Interesse für ausladende Helden-Stories geweckt.

Burne Hogarth war von Michelangelo-hafter Dynamik, Harold Foster von empfindsamer präraffaelitischer Gefühllichkeit, Raymond dagegen war der Eklektiker, der Einflüsse von überall aufgriff und geschickt in einen «äs-

thetischen Rausch» verwandelte. Als er beim King Features Syndicate nach zahlreichen Assistenzen («Blondie») mit «Flash Gordon» begann, seiner berühmtesten Kreation, liess er allen Inspirationen fürs Extravagante, Mondäne und Moderne freien Lauf.

Von exotischen Landschaften über exzentrische Feste bis zu erotischen Gewandungen leerte er ein Füllhorn surrealer Fantasien über die Seiten aus. Er musste, um auf den Zeitungsseiten aufzufallen, aus dem Rahmen fallen. Nur so liess sich der Leser «wecken» und in Bann ziehen. 1934 debütierte er nicht nur mit seinem picobello durch Zeit und Raum reisenden Flash, sondern auch mit «Jungle Jim», einer Tarzan-Version. Doch der blonde Held der Zaubergartengalaxie überstrahlte den Dschungel-Jüngling.

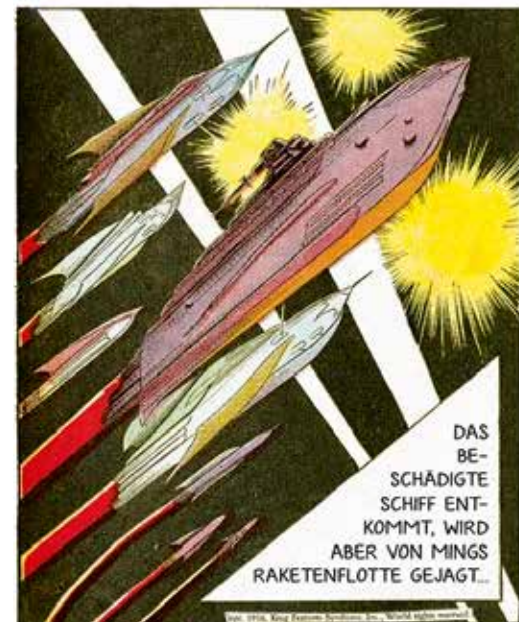
Visuelle Übertreibung

«Das Ende der Welt! Eigenartiger, neuer Planet rast auf die Erde zu – Nur ein Wunder kann uns retten, sagen die Wissenschaftler»: Mit dieser Zeitungsschlagzeile beginnt «Flash Gordon», und ein Dr. Zarkov will mit einem Eigenbau-Raumschiff den Planeten rammen und vom Kurs abbringen. In der nächsten Folge, die eine Woche später erschien, interessierte sich Raymond schon nicht mehr für das Schicksal der Erde. Flash, Freundin Dale und

Raymond lässt seinen Einfällen für irrwitzigste Bizzarrien freien Lauf.

Zarkov sind bereits auf einem mysteriösen Planeten, und Raymond lässt seinen Einfällen für irrwitzigste Bizzarrien freien Lauf.

Genau hier wurzelt der enorme Erfolg von «Flash Gordon»: Für den Plot sorgt nicht die Story, sondern das Bild, die visuelle Übertreibung. Die Handlungen waren damals, als sie noch die Wochenend-Beilagen füllten, nicht entscheidend. Es dominierte – entsprechend den Schlagzeilen – die visuell hemmungslose Sensation, das Über-



«Nur ein Wunder kann uns retten»:

trumpfungsprinzip. Und Raymond bot völlig ungehemmt, was zur Pop-Art wurde: schwebende Metropolen, Highways auf girlandenhaften, endlosen Baumästen, Corvette-artige Raketen, Wiedehopf-ähnliche Drachen, Unterwasserpopulationen, Kristallfestungen. Das ganze Universum eine gigantische Kirmes. Die Helden sind Recken, die Frauen – imprägniert vom Hollywood-Glamour – leicht geschürzt, erotisch und immer in Posen, selbst wenn sie handeln. Imperator Ming, der Böse, ist mongolisch, der Held Flash Gordon natürlich blond. Das war in den 1930ern das Ideal. Der Faschismusvorwurf kam, reflexartig, natürlich später, bei Neuauflagen in den 1960er Jahren.

Raymonds *artwork* war Kärrnerarbeit: «Ich brauche vier Tage und vier Nächte, um eine Sonntagsseite fertigzustellen», erzählte er dem Autor Martin Sheridan (in «Comics and Their Creators»). «Ich verbringe viel Zeit mit



Raymond-Klassiker «Flash Gordon».

den Bleistiftzeichnungen, wonach ich mit der «Dry Brush»-Technik die Linien und Flächen ausarbeite. Die fertigen Blätter werden dann vom Büro des Syndikats koloriert.» Die Arbeit machte sich bezahlt, der Erfolg nahm gewaltige Ausmasse an. Nach Schätzung des Verlags King Features wurde «Flash Gordon» 1936 in mehr als 5000 Zeitungen abgedruckt.

Im gleichen Jahr entstanden Hörspiele und der erste Film, der als Serial, aufgestückelt in Zwanzig-Minuten-Folgen, im Vorprogramm in den Kinos zu sehen war («Flash Gordon»). Zwei weitere «Staffeln» folgten («Flash Gordon's Trip to Mars», 1938, und «Flash Gordon Conquers the Universe», 1940). Parallel zu Radio und Film entstand das Merchandising mit Spielsachen wie Flash-Gordon-Raketen und zahlreiche Bücher bis zu Ausmalbüchern für die Kleinen.

Erstaunlich war aber vor allem der enorme Einfluss, den Raymonds blonder Recke und

die surreale Welt, in der er wirkte, auf die Unterhaltungskultur hatten. Von den Superhelden bis zu Fantasy-Serien ist Alex Raymonds Hinterlassenschaft nicht zu übersehen. Schon gar nicht bei George Lucas und seiner «Star Wars»-Saga. Denn angefangen hat sie bei King Features; dem Unternehmen hatte Lucas eine Lizenzierung von «Flash Gordon» für sein Traumprojekt vorgeschlagen. Der Vertrag kam nicht zustande, was King Features später ziemlich bereute. Trotzdem blieb «Flash Gordon» Bezugspunkt für «Star Wars». 1980 versuchte der Produzent Dino De Laurentiis mit einer aufwendigen Verfilmung mit Max von Sydow als Imperator Ming, «Star Wars» Konkurrenz zu machen. Trotz der Musik von Queen blieb es beim kläglichen Versuch.

Als King Features den renommierten Autor Dashiell Hammett als Szenaristen gewann, gestaltete Raymond die Bilder. «Secret Agent X-9» startete zwar rasant, doch schon ein Jahr

später gab Hammett auf. Angeblich habe man ihm gekündigt; angeblich habe sich Raymond mit ihm überworfen, und noch «angeblicher» war, dass Hammett die Texte gar nicht selber geschrieben habe, sondern schreiben liess. Wie auch immer, Raymond widmete sich weiter «Flash Gordon», ging 1944 zur Armee und übertrug die Arbeiten seinem Assistenten Austin Briggs, der ihn bei seiner Rückkehr ausbootete.

Sein Arbeitgeber gab Alex Raymond die Chance, einen neuen Strip zu entwickeln – und es entstand 1946 «Rip Kirby», das radikale Gegenteil von «Flash Gordon». Aus dem Bilder-Humus gedieh ein neues Gewächs, das dem irrealen Blendwerk entsagte und sich rational erzählten Krimi-Stories widmete. Das war kühn und wurde sogar erfolgreich, wenn auch nicht so spektakulär wie der blonde Fantasy-Titan. Statt permanenter Action ist der bebrillte, Pfeife rauchende, gebildete Held ein Eierkopf und *private eye* – Stanley Gard-

Erstaunlich war der enorme Einfluss, den der blonde Recke auf die Unterhaltungskultur hatte.

ners Perry Mason näher als Mickey Spillanes Mike Hammer. Sein Faktotum Desmond, ein Ex-Ganove, und seine Freundin Honey Dorian sind stets hilfsbereit und sorgen gelegentlich für zusätzliche Dramatik. Ähnlich, wie Professor Moriarty der geniale Gegenspieler von Sherlock Holmes ist, hat auch Rip in Mangler (Fleischwolf) seinen Erzfeind.

Das Seelenleben der Flachmänner

Das Problem aller Comicstrips sind die Platzzwänge. Den Machern standen in den Zeitungen nur wenige Panels zur Verfügung, die somit eine Dramaturgie der Verknappung verlangten, eine Frühform der Twitter-Sprache. Mit Rip Kirby verzichtete Raymond auf den «Telegrammstil» und entfaltete geduldig die Erzählung, auch wenn dadurch in einer Folge wenig passierte. Leser verlor er deswegen nicht. Das lag daran, dass er sie zuweilen gleich zu Beginn über den jeweiligen Fall mehr wissen liess als Rip Kirby.

Hollywood war ästhetisch immer präsent, von den Glamour-Posen der stets zum Mondänen neigenden Frauen und Femme fatales über die Männer im feinen Zwirn und mit Zigarette im Mundwinkel bis zu den ausgestrichelten Lokaltäten, den Licht-und-Schatten-Szenarien und Blickwinkeln, um Suspense-Atmosphäre herzustellen. Mit «Rip Kirby» lotete Alex Raymond erstmals ein Seelenleben der Flachmänner aus und bewegte sich zwischen Oberfläche und tieferer Bedeutung. Es war der erste Schritt zur Graphic Novel, dem Bilderroman, wie ihn später Will Eisner umsetzte.

Kunst

Bürokratische Posse um Brancusi

Jürg Altwegg

Brancusi: Le Baiser.
Cimetière Montparnasse, Paris.

Im Pariser Cimetière Montparnasse begegnet der Flaneur auf Schritt und Tritt unsterblichen Figuren der französischen Kultur und Geschichte. Auf den Schildern, die ihm den Weg weisen, wurde jüngst ein zusätzlicher Vermerk angebracht: «Le Baiser (Brancusi)». Er führt in den äussersten Zipfel des Friedhofs, wo Jean-Paul Sartre und Jacques Chirac begraben sind: in den Sektor 19, an die Mauer, die ihn vom Boulevard Raspail trennt.

Hier befindet sich das Grab einer russischen Medizinstudentin. Tatiana Rachewskaia war 1910 im Alter von 23 Jahren wegen Liebeskummer aus dem Leben geschieden. Ihr rumänischer Geliebter, der sie verlassen hatte, kannte einen Landsmann, der in Paris Kunst studierte, eine Zeitlang auch bei Rodin. Er

Die Skulptur wurde von ihren Eigentümern in einen Schrein aus Holzbrettern gepackt.

schlug den Eltern vor, für das Grab eine kleine Skulptur zu erwerben: Brancusi, so hiess der junge, unbekannte Künstler, hatte gerade die zweite Version seiner auf vierzig Werke anwachsenden Serie «Le Baiser» geschaffen: ein Liebespaar, eng umschlungen, in Kalkstein gehauen. Es ist die einzige Version, in der die Liebenden mit ihrem ganzen Körper dargestellt sind. Ein Klassiker der modernen Kunst.

Romanhafte Geschichte

Ein Jahrhundert lang wurden die Tote und «Der Kuss» in Frieden gelassen. Nur wenigen war die Geschichte bekannt. Zu ihnen gehörte der Pariser Kunsthändler Guillaume Duhamel. Als 2005 bei einer Auktion in New York Brancusis «Oiseau dans l'espace» den Preis von 22 Millionen Euro erzielte, wurde er aktiv. In Russland und in der Ukraine fand Duhamel sechs nichtsahnende Nachfahren der Verstorbenen, die er von der Notwendigkeit überzeugte, das Kunstwerk zu retten. So schilderte er es dem Nachrichtenmagazin *L'Express*. Duhamel nannte für den frühen «Baiser» einen Marktpreis von 50 Millionen Euro.

Er beantragte eine Ausfuhrbewilligung, das Kulturministerium verweigerte sie und erklärte das Werk zum nationalen Kulturgut. Jahrelang tobte eine juristische Auseinandersetzung, die vor der Öffentlichkeit erstaunlicherweise ge-



Inniger Kuss: Brancusi-Skulptur auf dem Grab einer Selbstmörderin aus Liebeskummer.

heim gehalten werden konnte. 2010 wurde das Grab als «Immobilie» eingestuft: Skulptur und Sockel bilden eine Einheit und dürfen nicht getrennt werden. Duhamel kämpfte mit immer neuen Argumenten und Dokumenten gegen diese Einschätzung: Er fand sogar die Rechnung des Handwerkers, der das Kunstwerk auf den Grabstein montiert, und den Beleg, dass die Familie der Verstorbenen für die Skulptur 200 Franc bezahlt hatte.

«Die Selbstmörderin, der Kuss und die Millionen» überschrieb *L'Express* seine Reportage. Das Magazin war durch den Roman «Le Baiser» von Sophie Brocas auf die Geschichte aufmerksam geworden. Die Schriftstellerin ist hauptberuflich bei der Polizei tätig. Ihr ging es um die «romantische Dimension» und dar-

über hinaus um die Frage, «ob ein Meisterwerk dem Kunstmarkt entzogen und dem Publikum im öffentlichen Raum gezeigt werden kann».

L'Express recherchierte weitere Details der romanhaften Geschichte. Tatianas Begräbnis ist in Ilja Ehrenburgs Memoiren «Menschen, Jahre, Leben» beschrieben. Ehrenburg lebte damals in Paris und kannte die Mutter, die aus Russland zum Begräbnis angereist war. Es gab Gerüchte, dass die Verstorbene eine Anarchistin gewesen sei und eine entfernte Verwandte von Leo Tolstoi. Als Geliebten nannte das Magazin einen rumänischen Arzt, der am Institut Pasteur gearbeitet und ihr Französischunterricht erteilt hatte. «Die Idylle endete in der Tradition des russischen Romans»: Tatiana erhängte sich in ihrem Zimmer am Boulevard de Port-Royal.

Musical

Von manchen belächelt, von vielen geliebt

Manuel Brug

Tick, Tick ... Boom! (USA 2021)
Von Jonathan Larson. Regie: Lin-Manuel
Miranda. Auf Netflix

«Lieber Jonathan, hier ist Stephen Sondheim. Ich wollte dir sagen, dass dein Stück richtig gut ist. Glückwunsch. Ich würde mich gern mit dir zusammensetzen und darüber reden, wenn du Lust hast.» Mit dieser Nachricht auf dem Anrufbeantworter, dem letzten Cameo des echten Musical-Papstes Sondheim, endet die Musical-Verfilmung von Jonathan Larsons «Tick, Tick ... Boom!». In diesem zumindest halb autobiografischen Werk von 1990 geht es um einen erfolglosen Komponisten, der sich in New York mit einem Kellnerjob über Wasser hält, während für ihn die Zeit bis zum 30. Geburtstag – «Tick, Tick ... Boom!» – abläuft. Sechs Jahre später erfand Larson mit dem «La Bohème»-Remix «Rent» das Broadway-Musical neu; leider starb er einen Tag vor der Premiere.

Larsons Stück ist Teil einer Musical-Renaissance. «Tick, Tick ... Boom!» wurde nämlich für Netflix produziert, weil ein anderer Musical-Neuerfinder Regie geführt hat: Lin-Manuel Miranda. Der 1980 geborene Schauspieler, Komponist, Songwriter und Rapper schuf 2015 «Hamilton», in dem er amerikanische Geschichte von schwarzen Rappern erzählen lässt. Disney hat den im Theater aufgezeichneten Hit längst im Streaming-Verteiler.

Lesbische Himmelskörper

Sogar in Deutschland will die das Musical-Geschäft dominierende Stage Entertainment das eher schwierige Stück riskieren. Wegen Corona wurde die Erstaufführung mehrfach verschoben. Premierentermin soll jetzt im September 2022 in der Musical-Metropole



So vielgestaltig wie selten: Alexandra Shipp und Andrew Garfield in «Tick, Tick ... Boom!».

Hamburg sein, wo auch gerade, Corona trotzend, Disneys «Eiskönigin» gestartet ist.

Woher kommt die neue Faszination für Musicals, die langsam auch mit gewagteren Uraufführungen die Stadttheater erreicht? Im deutschsprachigen Raum wird diese Kunstform von den Intellektuellen gern belächelt – und von der Masse geliebt. Dabei sind die neuen Musicals so vielgestaltig wie selten; und indem sie auch auf die Leinwände und Streaming-Plattformen drängen, erreichen sie eine ungekannte Heerschar an Fans.

Eine selbstbewusste Queer-Community, immer schon ein Kernpublikum des Musicals, will verstärkt auf der Bühne sichtbar sein. So war Jeanine Tesoris «Fun Home» 2015 das erste Broadway-Musical mit einer lesbischen Hauptperson. «Carpool Karaoke»-Erfinder James Corden hat bei Amazon eine neue, diversere Musical-Version von «Cinderella» mit alten Pop-Hits und neuer Dragqueen-Fee produziert.

Die Schweiz hält sich etwas zurück. Die Theater Basel und Luzern bleiben Musical-frei, St. Gallen setzt in seiner auf Februar terminierten Uraufführung von «Lady Bess» von Sylvester Levay und Michael Kunze über die junge Elizabeth I. bewährt auf Historisches. Dagegen geht es in Berlin am Gorki-Theater um MeToo und Migration, am HAU (Hebbel am Ufer) um einen lesbischen Himmelskörper und im Theater des Westens in «Ku'damm 56» um ledige Mütter und selbstbestimmte Mädchenträume.

Darüber hinaus hat auch das deutsche Fernsehen das Musiktheater für sich entdeckt: Kein halbes Jahr vergeht, ohne dass Jan Böhmermann ein satirisches Polit-Musical raushaut, und die Wissenschaftsjournalistin Mai Thi Nguyen-Kim veranstaltete neulich in ihrer Sen-

*Im Musical ist nichts unmöglich.
Es kann auch abgründig sein und
sich selbst in Frage stellen.*

dung ein Musical zum Thema «Body Neutrality», bei dem sich deutsche Popstars als menschliche Organe verkleideten. Politische Haltung und schwelgerischer Mainstream scheinen sich nicht mehr auszuschließen.

Das Musical ist prädestiniert, die angesagte Diversität abzubilden, hat es doch als durchaus schwule Kunstform ein unerschöpfliches Repertoire an queeren Erzählungen zu bieten. Das führte schon seit einer Weile zu einem regelrechten Boom im Kino und bei den Streaming-Diensten. Auch das traurige «Dear Evan Hansen» über Krankheit, Selbstmord und zu wenig Selbstliebe, das 2017 sechs Tonys abräumte, kam kürzlich ins Kino – sogar mit dem überragenden Original-Hauptdarsteller Ben Platt («The Politician»). Und noch im Dezember startet – kurz nach Steven Spielbergs neuer «West Side Story» – Leos Carax' in Cannes mit dem Regiepreis ausgezeichnetes Kunstmusical

«Annette» mit Marion Cotillard als Opernsängerin und Adam Driver als Comedian, die ein gemeinsames Puppenkind haben.

Im Musical ist nichts unmöglich. Es kann auch abgründig sein und sich selbst in Frage stellen. So wurde, spätestens seit «Hamilton», sogar der heterosexuelle Mann unter fünfzig zum potenziellen Broadway-Stammgast.

Klassik

Vielstimmig und lebensprall

Thomas Wördehoff

L'Arpeggiata & Christina Pluhar:
Alla napoletana (2 CDs). Erato

Dass Christina Pluhar und ihr Ensemble L'Arpeggiata immer wieder den musikalischen Humus von Neapel erkunden, ist keine blosse Laune. Die umtriebige Schülerin von Jordi Savall, dem grossen Abenteurer und Forscher der Alten Musik, folgt seit Anbeginn ihrer Laufbahn dem unumstösslichen Grundsatz neapolitanischer Kultur: Es gibt keine Hierarchien zwischen den Genres, weder in der Literatur noch in der bildenden Kunst – und schon gar nicht in der Musik.

Sei es, dass es sie in die gefühlig-schmissige Musikwelt Südamerikas zieht, mit «Los pájaros perdidos», wo auch die altehrwürdige Schnulze zu Ehren kam, oder ins grandiose Monteverdi-Projekt «Teatro d'amore», bei dem sie eine lyrisch-verträumte Kantilene mit Philippe Jaroussky beiläufig mit einem *walking bass* unterlegte. Mit wohlfeilem Crossover allerdings haben derartige Schlenker nichts zu tun, eher mit dem Bestreben, das Erleben anderer Perioden und Kulturen ins Heute zu vermitteln.

Und eben auch mit dem Geist von Neapel: «Hier waren die Grenzen zwischen Kunst- und Volksmusik, zwischen sakraler und profaner Musik, zwischen Kirche, Palast und Strasse so fließend und durchlässig wie nirgendwo sonst» (Christina Pluhar). Sei es in Opern, sei es in den halb gesungenen, halb gesprochenen *cantastorie* (die man sich sehr gut in den damaligen Beizen der Stadt vorstellen kann) – ohne zu zögern wird in regionale Dialekte gewechselt. Auch da ist von Abgrenzung zwischen Hoch- und Volkssprache keine Spur.

So ist das aktuelle Album «Alla napoletana» ein aufregend gewürzter *stufato*, der keine Wünsche offenlässt. Der strahlende Höhepunkt ist vielleicht das herzergreifende «Lo guarracino» (im treibenden Rhythmus einer aufgedrehten Tarantella), das krude Drama eines forschenden Singvogels, der sich in eine schüchterne Sardine verliebt hat, worauf ihr Lover, ein in Welt-schmerz versunkener Thunfisch, einen kriege-

rischen Konflikt unter den Fischen im Golf von Neapel lostritt. An durchgeknalltem Aberwitz hat das keine Parallelen – oder doch: Es erinnert an die genialen surrealen Zeichentrick-Exzesse des amerikanischen Cartoonisten Tex Avery aus den 1940er Jahren.

Vermutlich aus dem 18. Jahrhundert stammt das Volkslied «Raziella», eine hinreissend traurige Ballade über eine vergangene Liebe, mitfühlend gesungen vom Altus Vincenzo Capezuto und so zart und lakonisch begleitet von Bass und Viola da Gamba, dass man beinahe schon einen Herzstillstand befürchten muss. Auch das Weihnachtsfest kommt nicht zu kurz. Doch nicht in weihevoller Andacht: «La veglia» (die Nachtwache) ist eine ziemlich aufgeweckte «Cantata a 6 voci con violini «Per la Nascita di Nostro Signore»», denn in Neapel wird Weihnachten wirklich noch gefeiert.

Für plakatiere berührende Ausdrucksformen



Der Reigen beginnt mit ausgelassenen Tänzen und Gesängen, nach denen man sich dann kurz besinnt («bremst eure Füße, nicht die Freude»), denn das Christkind braucht seinen Schlaf. Ein Feiernder bemüht sich dann einfühlsam mit einem wunderschönen Wiegenlied, bevor es singend ans Kartenspiel geht. Kurz: Die Musik Neapels ist ein vielstimmiges, lebenspralles Fest, fromm, schräg, traurig und überdreht und immer übertoll: mal tränensattes Volkslied, mal wilde Tarantella, intime Arie oder mitreissendes Weihnachtslied.

L'Arpeggiata spielt diesen Reigen mit der aufgekrazten Freude einer Jamsession, so dass man sich nur noch das Geklapper der Teller und Gläser und den Duft aus den Küchen vorstellen muss, um zu wissen, wie man Weihnachten und das Leben feiert.

Jazz

Alles, was der Himmel erlaubt

Peter Rüedi

Dave Holland / Kevin Eubanks / Obed Calvaire:
Another Land. Edition Records EDNCD1172

Der britische Bassist Dave Holland schaut in seinem 75. Jahr auf ein Gesamtwerk zurück, das in seiner Vielseitigkeit und qualitativen Konstanz so aussergewöhnlich ist, dass er niemandem mehr, nicht einmal sich selbst, etwas beweisen muss.

Seit Miles Davis ihn 1968 in die USA holte, ist er auch dort prominent geworden. Allein der Korpus seiner Alben, die er als Leader (oder Co-Leader) für Manfred Eichers Label ECM einspielte, machte ihn zu einem zentralen Musiker des letzten halben Jahrhunderts Jazzgeschichte: von den frühesten Beispielen wie «Conference of the Birds» (mit Anthony Braxton, Sam Rivers und Barry Altschul) über unzählige, allemal herausragende, immer mit den Spitzenvertretern der jeweils jüngsten Musikergeneration besetzte Projekte (meist Quintette) bis zu Exklusivem wie Cello-Solo-Aufnahmen. Nicht zu reden von seinen sonstigen Partnerschaften mit Joe Henderson, Stan Getz, Herbie Hancock, Pat Metheny, Chick Corea, Kenny Barron, *you name them*.

Seine Kreativität, als Solist wie als Komponist, bewegte sich immer zwischen den Polen Form und Freiheit. Jetzt überrascht er mit einem Trio, mit dem er zwar schon einige Jahre live auftritt, aber zum ersten Mal ein Album einspielte. Der eine Partner, ein langjähriger Gefährte, der eminente, technisch wie stilistisch bewegliche, flüssige, transparente Gitarrist Kevin Eubanks, Drummer Obed Calvaire der andere. Eindringlich ist schon die mal subtil im Filigran des Interplay integrierte, mal entfesselte Spielfreude dieses Trios.

Überraschend aber, zumal für langjährige Holland-Fans, sind die gelegentlichen Ausflüge in Rock- und Funk-Bereiche und die Tatsache, dass der ebenso seelenvolle wie virtuose Kontrabassist in rund der Hälfte der Titel zum elektrischen Instrument, der Bassgitarre, greift (wie seinerzeit auf Miles' «Bitches Brew»). Die spielt er freilich mit so viel Wärme, Diskretion und Raumgefühl, dass auch in den Rock-affinen Nummern bei aller Intensität kein Overkill aufkommt. Was allerdings auch das Verdienst von Calvaire ist. Der ist ein grossartig subtiler Tänzer zwischen den Fronten, das Beispiel eines Drummers, der auch polyrhythmische und binäre Strukturen zum Swingen bringt. Tolle Musik. Viel Kraft, viel Finesse. Balladeske Subtilitäten und gerade noch gezügelte vitale Ausbrüche. *All that heaven allows*.

Vor einem Jahr entschied das Berufungsgericht, dass die Skulptur vor Tatianas Tod entstanden sei. Sie dürfe deshalb vom Grabstein losgelöst werden. Am 17. Dezember 2020 machten sich die Eigentümer und Guillaume Duhamel im Friedhof an die Arbeit und versuchten, «Le Baiser» von seinem Sockel zu holen. Im letzten Moment wurden sie von der Polizei daran gehindert.

Geschick hatte diese das Kulturministerium. Es hatte das Urteil dem Conseil d'Etat zur Prüfung vorgelegt. Das oberste Verfassungsgericht Frankreichs ist eine höchstumstrittene Instanz. Es wurde von Napoleon begründet, den Franzosen ist es kaum bekannt. Im Lockdown wurde es zum Tribunal der Pandemie: Beim Conseil d'Etat reichten Theater die Klagen gegen ihre Schliessung ein. Immer wieder erwägen und fordern Politiker seine Abschaffung. «In Tat und Wahrheit hat Napoleon den Conseil d'Etat geschaffen, um die Verwaltung zu schützen», zitiert *Le Monde* einen renommierten Verfassungsrechtler.

Grab als Kulturgut

Auch in der Causa Brancusi zerzauste der Conseil d'Etat das Urteil des ordentlichen Gerichts zugunsten des Staats: Es handle sich tatsächlich um ein «unteilbares Grabmal», urteilten die drei Richter, die sich mit dem Fall befassten. Der Staat ist berechtigt, es in sein Inventar der nationalen Kulturgüter aufzunehmen – ohne die Einwilligung der Eigentümer. Enteignen aber kann er sie nicht. Und für den Erwerb des «Baiser» fehlt ihm das Geld.

«Mit diesem Entscheid hat das Gericht alle französischen Gräber verstaatlicht, ohne indes für deren Unterhalt aufzukommen», tobt Guillaume Duhamel. Damit sei die Skulptur, die er retten wollte, dem Verschwinden geweiht. Entweder werde sie gestohlen – «und man wird mich dafür verantwortlich machen» – oder von der Witterung zerstört. Duhamel beteuert, dass er versucht habe, mit dem Kulturministerium eine Lösung zu finden. Auch mit dem Centre Pompidou habe er das Gespräch gesucht: Es verfügt über grosse Bestände von Brancusis Werk. Der Künstler, der ebenfalls in Montparnasse begraben ist, hatte seine Hinterlassenschaft dem französischen Staat vermacht.

Duhamel erwägt, vor den Europäischen Gerichtshof zu ziehen, und lädt uns ein, seinen Anwalt zu treffen. Wir belassen es bei einem Augenschein vor Ort. Die Situation ist grotesk und unhaltbar. Die Skulptur wurde von ihren Eigentümern in einen Schrein aus Holzbrettern gepackt, ein Loch sorgt für die Luftzufuhr. Die Inschrift auf dem Grabstein ist kaum mehr zu lesen – die Sorgen um den Zustand der Skulptur sind wohl begründet. Zu sehen ist ein kleines Porträt von Tatiana. Rundum überwachen Videokameras das Grab. Davor wurde ein «Einbahnstrasse»-Verkehrsschild angebracht: «Betreten und Berühren verboten».

Ausstellung Ein Schweizer in Afghanistan Judith Vitale

Appenzell in Afghanistan: Unterwegs mit dem Fotografen Herbert Maeder 1967–1970. Appenzeller Volkskunde-Museum Stein. Bis 30. April 2022

Reisen in die Ferne ist derzeit buchstäblich nur in Träumen möglich. Die Welt von «1001 Nacht», Gold, Weihrauch und Myrrhe, öffnet sich dieser Tage jedoch auch in der Ausstellung «Appenzell in Afghanistan» mit Fotografien von Herbert Maeder (1930–2017). Über einen Zeitraum von drei Jahren, von 1967 bis 1970, bereiste der Fotograf und spätere parteilose Nationalrat für den Kanton Appenzell Auser rhoden die Gegenden Afghanistans.

Ein unberührter Fleck, dominiert von über 5000 Meter hohen Gebirgsketten, trockenen Wüsten und Steppen, Schluchten, Flüssen und fruchtbaren Tälern, in denen wilde Tiere umherstreifen und entlang denen Nomaden ihre Viehherden und Karawanen führen – das war seit dem 19. Jahrhundert ein Topos, der das «Great Game», also den geopolitischen Wettlauf um Zentralasien zwischen Russland und Grossbritannien, beförderte.

Im Kreuzfeuer der Grossmächte

Maeders Sujet war aber nicht das raue Klima, das dem britischen Generalmajor William George Keith Elphinstone 1842 zum tragischen

Verhängnis wurde, als er mit seinen Truppen aus Afghanistan abzog. Und auch nicht die Spionage und Exotik, die der «Dschungelbuch»-Autor Rudyard Kipling im Roman «Kim» 1901 wiedergab. Als Vertreter der Foto-reportage der 1960er und 1970er Jahre, die mit körnigen und perspektivisch dezentrierten Aufnahmen Kunst und Politik zusammenbrachte, hielt Maeder nicht die Wildnis, sondern ein über Jahrhunderte von verschiedenen Kulturen geformtes Land fest, dessen Unabhängigkeit seit 1919 anerkannt ist.

Ihn beschäftigte vor allem der gewöhnliche Alltag, wobei er auch das Leben in den urbanen Zentren Kabuls einfing, die einen wirtschaftlichen Aufbruch und einen politischen Um-

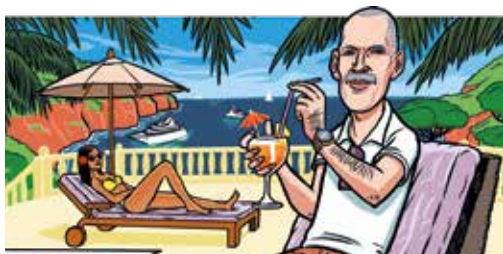
Bei ihm verschwimmen die Grenzen zwischen den Appenzeller Kühen und den Kamelen der Seidenstrasse.

bruch ankündigten. In den siebziger Jahren geriet Afghanistan abermals ins Kreuzfeuer der Grossmächte (1979 marschierten die sowjetischen Truppen ein); seither dominiert der «embedded journalism», die staatskonforme Berichterstattung. Maeder gelang es also, mit der Kamera einen historischen Augenblick festzuhalten, und noch mehr: In seinen Fotografien verschwimmen die Grenzen zwischen den Bergen hier und dort, zwischen den Appenzeller Kühen und den Kamelen der Seidenstrasse. Die berührende Hommage an Herbert Maeder, die wir der Historikerin Nathalie Büsser verdanken, lädt auch zu einer Reise ein, auf der sich das Eigene wiederentdecken lässt.



Pannenanfällig: Bus in Afghanistan.

LEBEN HEUTE



WUNDERBARE WELT

MvHs Besten

Mark van Huissingeling

«Wer hat an der Uhr gedreht, ist es wirklich schon so spät?» Wer sich an diese Zeile erinnert, hat ungefähr MvHs Jahrgang – sie ist aus dem Zeichentrickfilm «Der rosarote Panther» (1973). Was ich sagen will: Wieder geht ein Jahr zu Ende. Also ist Zeit für die Dienst-am-Leser- beziehungsweise Listen-Spalte mit der besten Musik, den besten Filmen, Serien sowie Büchern von 2021 in den Augen und Ohren Ihres Kolumnisten.

Zuerst Musik:

– «Promises» von Floating Points, einem britischen Musiker/Produzenten, und Pharoah Sanders, dem 81-jährigen amerikanischen Jazz-Multi-Instrumentalisten; Crossover-Kooperationen sind entweder grosser Mist oder grosse Klasse, diese spielt in der zweiten Kategorie, finde ich.

– «Dissent» vom Moritz von Oswald Trio. «Ist das noch Jazz? Oder schon Dance Music in schwer zu definierender Daseinsform?» (*Musik-express.de*). Nach längerer Pause ist der Ururenkel Otto von Bismarcks zurück, zum Glück.

– «Sound Ancestors» von Madlib, dem amerikanischen Beats-Produzenten, und Kieran «Four Tet» Hebden, einem britischen Elektronik-Produzenten und DJ. Zu Crossover-Kooperationen sehen Sie oben.

– «Let Love Rumpel – Part 1» von Sacha «Kabalabrese» Winkler, dem Schweizer Musiker, Produzenten und DJ; unverkennbar eigenständig zudem die Musik des (noch zu drehenden) Films über das Zürcher Nachtlebensgefühl.

Dann Film:

– «Rifkin's Festival» von Woody Allen. Vielleicht nicht *his finest work ever*, prima Ensemblefilm dennoch. Mehrheitlich europäische Darsteller, da Allen in Amerika als «toxisch männlich» gilt, so sieht's aus. Was fast Stoff wäre für einen Woody-Allen-Film.

– «Spencer» von Pablo Larraín. Super schauspielerische Leistung Kristen Stewarts. Interesse an Princess Diana keine Voraussetzung. Einzig ist der Streifen eine halbe Stunde zu lang.

– «The French Dispatch» von Wes Anderson. Er könnte Woody Allens Nachfolger sein, Anziehungskraft auf *stars du jour* hat er. Die Form, Kulisse, ist wunderschön, jetzt braucht's nur noch einen Plot, Inhalt, auf der Höhe.

– «Nemesis» von Thomas Imbach. Der Kurzbeschrieb liest sich wie eine Warnung: «Abriss des Zürcher Güterbahnhofs, um Platz zu machen für den Polizeizentrum-Neubau, gefilmt aus dem Atelierfenster des Regisseurs.» Sehenswert trotzdem. Mit 131 Minuten Laufzeit rund eine Stunde zu lang für mich.

Danach Serien:

– «Succession» (Sky) und «Shtisel» (Netflix), je drei Staffeln bisher. Weshalb das Drama über die Nachfolge eines Verleger-Milliardärs respektive die Tragikomödie um eine charedisch lebende Familie in Jerusalem in einem Atemzug? Weil's in beiden darum geht, wer den Kuss des Vaters bekommt (beziehungsweise den der Grossmutter zuerst in «Shtisel»). Die Rahmenhandlungen könnten unterschiedlicher kaum sein, doch am Ende dreht es sich um Kohle und/oder Liebe, also ewige Werte.

– «Teheran» und «Fauda» (Netflix; eine respektive drei Staffeln, beide 2020, aber egal – was ich noch nicht kannte, ist neu für mich). Spione/Spioninnen beziehungsweise Soldaten/Terroristen (fragt sich, wer was und auf welcher Seite ist). Ich mochte «Teheran» lieber, weil die Figu-

Zeit für die Listen-Spalte mit der besten Musik, den besten Filmen, Serien sowie Büchern.

ren ein Leben neben dem Kampf haben – etwa einen Rave in den Bergen besuchen inklusive Ecstasy-Einnahme.

Schliesslich Bücher:

– «Crossroads» von Jonathan Franzen und «Palace of the Drowned» von Christine Mangan; schwer vergleichbar, der 832 Seiten-Familien-geschichte-Türstopper des amerikanischen Grossschriftstellers und der Standardumfang-Roman der Amerikanerin über eine wahnhaftige Londoner Autorin in Venedig auf der Flucht vor Erwartungsdruck. Immerhin spielen beide in den 1960er Jahren. Und entspricht das Erzähl-«Tempo» den Be-

wegungen alter Menschen (oder der TV-Serie «The Crown»). Langsamkeit, die irgendwie guttut in Zeiten sich überstürzender Nachrichten.

– «The Contrarian» und «You Are Beautiful and You Are Alone», Peter Thiels resp. Christa «Nico» Päffgens Biografie (von Max Chafkin und Jennifer Otter Bickerdike); bei Thiel handelt es sich um den einflussreichsten (und reichsten) Silicon-Valley-Investor zurzeit. Nico war das Groupie/die Junkie *extraordinaire* der New Yorker und Pariser Bohème der 1970er Jahre.

Ich wünsche meinen Leserinnen und Lesern schöne Feiertage.



UNTEN DURCH

Ein Fest für Mitläufer

Linus Reichlin

Nie vergeht die Zeit sinnloser als an Silvester. Jede Minute bis Mitternacht wird erbarmungslos totgeschlagen. Es ist ein Massaker. Auf dem Tisch liegen zwischen Konfetti und angenagten Marzipanschweinen überall schwarze, tote Minuten herum. Doch irgendwo gibt es da ein Nest, aus dem weitere Minuten hervorschwirren, die man wiederum totschießt. Zum Glück ist man besoffen, sonst würde man die letzten zwei Stunden bis Mitternacht nicht überstehen.

Man trinkt billigen Champagner, rülpst immer hemmungsloser, fragt die Frau neben einem, ob sie öfter hierherkomme, und wenn sie sagt: «Ich wohne hier», fragt man sie nach dem Weg zur Toilette. Auch in der Toilette hängen bunte Papierstreifen, damit nur ja keiner auf die Idee kommt, man müsse an diesem Abend nicht fröhlich sein. Auf dem Klodeckel klebt ein Zettel, auf dem steht: «Das neue Jahr wird noch beschissener als das alte.» Jetzt erinnert man sich, dass man diesen Zettel heute

Morgen selbst auf den Deckel geklebt hat: Offenbar wohnt man auch hier, wie die Frau. Auf dem Weg zurück ins Wohnzimmer begegnet man im Gang einem Mann, der eine Schiel-Brille trägt und ein spitzes, rotes Hütchen auf dem Kopf. «Ist schon zwölf?», fragt man, und der Mann bläst einem ein Papierröllchen ins Gesicht. Genauer ins Auge. Wenn man wüsste, wo man die Leiche verstecken könnte, würde man ihm den Schädel einschlagen.

Im Wohnzimmer steht das Fenster weit offen, weil die Frau, die auch hier wohnt, den Pulverdampf der Tischbomben nicht «in den Vorhängen haben» will, wie sie das nennt. Sie sieht aber wirklich nicht schlecht aus mit ihrem kurzen, schwarzen Rock, nur der Mickey-Mouse-Kopf auf ihrer Bluse stört ein bisschen. An Silvester tragen die Leute gern Kleidung, die nicht so elegant ist wie jene für die Hochzeitsfeier der Tochter, aber auch nicht so *casual-sexy*, wie wenn sie in den Swingerklub gehen. Es dürfen auch gern lustige geringelte Socken bei den Herren oder eben ein Mickey Mouse bei den Damen sein, denn Silvester ist kein Fest für Trübsalbläser, Magenkranke und Flüchtlinge, deren Boot ein Loch hat. Sondern es ist ein Fest für Leute, die es nicht wagen, an dem Abend einfach um elf ins Bett zu gehen, wie sie es sonst auch immer tun.

Es ist ein Fest für Mitläufer. Und damit ihnen nicht um zehn vor elf die Augen zufallen, fangen sie an zu tanzen. Das tun sie sonst auch nie, aber an Silvester holen sie ihren Körper sozusagen aus dem Keller und lassen ihn auf der Tanzfläche zucken, bis der Bauch wabbelt. Die Frau, die auch hier wohnt, hat zwei kleine 10-Watt-Boxen auf den Tisch gestellt und spielt nun «Oldies» ab. «Oldies» heisst nämlich nichts anderes, als dass jeder dazu tanzen *muss*, da gibt es keine Ausreden. Wenn die Frau Carl Philipp Emanuel Bachs Oratorium «Die Israeliten in der Wüste» abspielen würde, wäre es verständlich, dass der eine oder die andere auf dem Sofa sitzen bleibt. Aber nicht bei «Ob-La-Di, Ob-La-Da». Der Mann mit der Schiel-Brille tanzt dazu so fanatisch, dass ihm die Bügelhose immer weiter runterrutscht und man hinten schon seinen Spalt sieht, wie bei einem Sanitärinstallateur, der vor einem Abflussrohr kniet. Wenn man bedenkt, dass bei einer durchschnittlichen Songdauer von drei Minuten bis Mitternacht noch 25 «Oldies» abgetanzt werden müssen, könnte einen der Lebensmut verlassen. Es hilft nur noch

mehr billiger Champagner, am besten gleich aus der Flasche. «Jetzt iss doch zwischendurch mal ein Tunfischbrötchen!», ruft einem die Frau, die auch hier wohnt, ins Ohr, aber man tut so, als würde man sie wegen der lauten «Ob-La-Di»-Musik nicht verstehen. Um fünf vor zwölf muss man dringend wieder zur Toilette, wo man beim Sitzpinkeln einschläft, bis um zwanzig nach zwölf die Frau an die Tür klopft und weinend die Scheidung verkündet.



FAST VERLIEBT

Geschenke sind politisch

Claudia Schumacher

«Ich habe mich vom Schenkterror befreit!», ruft meine Freundin. Sie kommt aus einer Familie mit drei Brüdern. Sie hat noch keine Kinder, ihre Brüder schon. Seit Jahren beginnt meine Freundin daher Monate vor Weihnachten, sich Gedanken über die vielen Geschenke zu machen, die sie ihrer Grossfamilie unter den Baum legen muss. Da sie eine gute ZuhörerIn ist, fallen ihr immer tolle Sachen ein. Spricht jemand aus ihrer Familie über seine Interessen oder Hobbys, macht sie sich eine Notiz und entwickelt daraus das perfekte Geschenk für jeden.

Sie ist eine Frau. Ihre Brüder sind Männer.

Von ihren Brüdern bekam meine Freundin in den letzten Jahren geschenkt: einen Fotoband über China – sie hatte mal erwähnt, dass sie sich für Japan interessiere. Lammfellhausschuhe in Grösse 41 – ihre Brüder wissen, dass sie Veganerin ist, ausserdem hat sie Schuhgrösse 39. Eine Wärmflasche – dabei besitzt meine Freundin längst eine Heizdecke.

«Ich habe die Schnauze voll davon, jedes Jahr ein Vermögen auszugeben, um die ganze Familie mit passgenauen Geschenken glücklich zu machen, nur, um mich beim Auspacken mei-

ner eigenen Geschenke vor allem darauf konzentrieren zu müssen, nicht loszuheulen», sagt sie. Ihrer Ansicht nach offenbarten ihre Brüder mit ihren lieblosen Last-Minute-Geschenken jedes Jahr, wie wenig sie sich eigentlich für ihre Schwester interessierten. «Das hat bei uns Tradition», sagt sie. «Meine Mutter hat früher alle Geschenke gekauft. Mein Vater kein einziges.» Schenken, das sei in ihrer Familie – zum Frust der Frauen – Frauensache.

Die Comedian Carolin Kebekus spricht vom «Gender-Geschenke-Gap». Schau ich in mein Umfeld, kann manche Frau ein Lied davon singen. Bis heute sehen sich viele Männer nicht in der Pflicht, für ein schönes Weihnachten zu sorgen, nicht mal für ihre eigenen Kinder: Die Arbeit bleibt häufig an den Frauen kleben. Selbst die urbanen und progressiven Künstlerfamilien in meinem Umfeld verteilen die Weihnachtslast oft nicht gerecht zwischen den Geschlechtern.

Tatsächlich gibt es eigentlich nur eine Gruppe von Männern, die sich an Weihnachten wirklich so richtig ins Zeug legt: die Geschiedenen. Die Geläuterten. Männer, die sich wahrscheinlich voll Reue wünschen, sie hätten ihrer früheren Ehefrau damals an Weihnachten keinen Handstaubsauger geschenkt. Und die jetzt wenigstens ihren Kindern tolle Geschenke machen – schliesslich gelten die Geschenke der Ex-Frau ja nicht länger für beide Elternteile.

«Ich habe also entschieden, nur noch meine Neffen und Nichten zu beschenken», sagt meine Freundin am Glühweinstand. «Mit meinen Brüdern habe ich vereinbart, dass wir Erwachsenen uns nichts mehr schenken.» Allerdings seien die Männer in ihrer Familie jetzt beleidigt. «Was ich verstehen kann», sagt meine Freundin und lacht tapfer. «Ihre coolsten Geschenke bekamen sie immer von mir. Aber so wissen sie mal, wie ich mich an Weihnachten immer fühle.»





FRAUEN

Liz Truss

Es gibt nur eine Möglichkeit, im Rückblick auf dieses Jahr nicht verrückt zu werden: indem man das Komische daran sieht. In Grossbritannien geht 2021 damit zu Ende, dass sein Staatschef, der als Kind verkündet hatte, er wolle «König der Welt» werden, abgesetzt werden könnte, weil er an einem Quiz teilgenommen hat.

Die Konservative Partei ist angenehm herzlos und effizient, wenn es darum geht, sich von einem Parteichef «zu trennen», weil dieser keine Wahl mehr gewinnen dürfte. Boris hat seine Aufgabe erfüllt, indem er den Brexit durchgezogen hat, aber bei den nächsten grossen Fragen dürfte er passen müssen, wie das bei Quizshows eben vorkommt. Doch wer wird die richtige Antwort haben: Finanzminister Rishi Sunak oder Aussenministerin Liz Truss?

Truss ist eine interessante Frau. Sie wirkt etwas schulmeisterlich, wollte aber einmal die Monarchie abschaffen. Ihre Eltern beschrieb sie als «links von Labour», und somit gehört sie zur wachsenden Gruppe aufgeklärter Wählerinnen und Wähler, die ihre politischen Ansichten nicht von den Eltern übernehmen, sondern selbst bestimmen. Sie hat sich deutlich geäussert gegen «die Engstirnigkeit der Cancel-Culture, die sanfte Heuchelei niedriger Erwartungen, die so viele Menschen in ihrer Entwicklung hemmt».

Ja, wir haben es mit einer Game-show zu tun, aber auch mit einem halsabschneiderischen Wettkampf um den Top-Job. Wer wird der attraktivste Wettkämpfer für uns Briten sein, die gern nette, aber nicht zu nette Staatsoberhäupter mögen? Sunak vergibt Preise nach allen Seiten, Truss würde uns vielleicht zurechtweisen. Doch entweder werden die Tories ihren ersten nichtweissen Chef wählen oder zum dritten Mal eine Chefin. Und auf jeden Fall werden sie Labour mit ihrem blassen, faden, adligen Anwalt alt aussehen lassen.

Julie Burchill

Aus dem Englischen von Thomas Bodmer

HÄUSER/BENJAMIN BÖGLI

Wo 700 Rosen blühen

Boxlegende Sugar Ray Leonard verkauft seine Villa. Sie gehört zu den «Mega Mansions» des Architekten Richard Landry.



Alte und neue Welt: das Haus in Pacific Palisades.

Die Liegenschaft befindet sich in Pacific Palisades, einem exklusiven Stadtteil in Los Angeles' Westen. Hier, am Ende des Sunset Boulevards, direkt am Pazifik, haben sich viele amerikanische Berühmtheiten niedergelassen, denen die Privatsphäre etwas wichtiger ist als den Stars drüben in Beverly Hills. Aber auch Persönlichkeiten aus der Alten Welt fühlten sich immer wieder von den dem guten Leben schmeichelnden südkalifornischen Bedingungen angezogen: Thomas Mann und Theodor W. Adorno fanden während der Nazi-Zeit Zuflucht in Pacific Palisades.

«Pure Freude, pure Fantasie»

Mit dieser Mischung aus amerikanischem Übermut und europäischer Klasse macht sich der frankokanadische Architekt Richard Landry seit Jahrzehnten einen Namen. Als er 1984 nach Los Angeles kam, arbeitete er zuerst in einem Büro, das Themenparks entwarf. Das sei «pure Freude und pure Fantasie» gewesen, erinnert sich Landry. Inzwischen nennt man ihn den «Hof-Baumeister der Schönen und Reichen». Er erfüllt ihnen jeden Wunsch. Auch wenn die Scharfrichter des guten Geschmacks beim Anblick

von Landrys Bauten gerne die Nase rümpfen: «Unnötig», «hässlich», «geschmacklose Mega Mansions», heisst es in den Kommentarspalten der Fachpresse. «Ist es richtig oder falsch, wenn jemand ein riesiges Haus bauen möchte? Es liegt nicht an mir, diese Frage zu beantworten», liess Landry in der *New York Times* seine Kritiker wissen. Immerhin zählt er zu den gefragtesten Architekten in Kalifornien.

Jetzt, wo die Kinder draussen sind

Auch Boxlegende Sugar Ray Leonard zog vor etwas über zwanzig Jahren in einen Landry-Bau. Er steht auf einem gut 8000 Quadratmeter grossen Grundstück und umfasst knapp 1500 Quadratmeter Wohnfläche – mit sieben Schlafzimmern, zwölf Badezimmern, einem Swimmingpool, einem Gästehaus, einem Tennisplatz und einem Garten, mit 700 blühenden Rosen inklusive. Jetzt, wo die Kinder draussen sind, wagen Leonard und seine Frau Bernadette Robi einen Neuanfang und verkaufen das Haus, dessen Design aus italienischen, spanischen und französischen Elementen besteht. Es kam kürzlich für 46,5 Millionen Dollar auf den Markt.

Ursi Spaltenstein

Sie war die erste weibliche Stimme in einem Schweizer Lokalradio.

Dann beförderte sie Yoga zur Volkskultur. Heute lehrt sie die Menschen, schön zu schreiben.

Weltwoche: Frau Spaltenstein, darf man Sie «Radiopiratin» nennen?

Spaltenstein: (Lacht) Ja, durchaus. Ich gehörte quasi zu den Vorkämpferinnen von Radio 24. Nach der dritten Senderschliessung 1982 stiess ich dazu. Doch ich war mir immer sicher, dass das Projekt wieder zum Laufen kommen würde.

Weltwoche: Aber Sie besaßen damals keine medialen Vorkenntnisse?

Spaltenstein: Nein. Ich hatte in einem Architekturbüro eine Lehre als Hochbauzeichnerin abgeschlossen. Und mit zwanzig kaufte ich ein Häuschen, an dem es viel zu renovieren gab. Während ich dort so hämmerte und zimmerte, hörte ich immer Radio 24. Dabei wuchs in mir die Faszination für dieses Medium – auch weil es so vielseitig war. Man konnte moderieren, texten, Nachrichten lesen und die Musik auswählen. Das Radio hat mich sozusagen angesprungen.

Weltwoche: Wie war das damals, mit Roger Schawinski eine mediale Revolution anzuzetteln?

Spaltenstein: Es war das Beste, was mir passieren konnte: aufregend, spannend, ungewiss. Wir waren echte Pioniere. Das hatte es noch nie gegeben – und das wird es so wohl nie mehr geben. Der Sender stand auf dem Pizzo Groppera, das Studio war in einem Einfamilienhaus in Cernobbio bei Como untergebracht. Und ich wohnte in Chiasso. Mit einem Schlag hatte ich damals nicht mehr das Gefühl, dass ich am Morgen zur Arbeit musste. Ich konnte das machen, was mir gefiel. Von diesem Moment an wusste ich, dass erst dann alles im Leben passt, wenn man nicht muss.

Weltwoche: Sie waren die erste weibliche Stimme im Schweizer Lokalradio ...

Spaltenstein: ... die erste schweizerdeutsche Stimme. Für unser italienisches Programm moderierte Valeria Bruni. Doch das Team stand immer im Vordergrund. Wir zogen alle am gleichen Strick – und Roger liess uns grosse Freiheiten; aber bei einem Fehler korrigierte er resolut. Er vermittelte uns das Macher-Gen.

Weltwoche: Beim Fernsehen wurden Sie vor allem durch die Moderation des «Sonntagsmagazins» bekannt?

Spaltenstein: Das war die grosse Livesendung. In der Sommerpause moderierte ich ausserdem «Kultur aktuell». Später kamen zwei Yoga-Serien «Lotos» dazu. Dort schrieb ich das Skript und war die Übende des Yogi-Meisters. Für viele Leute wirkte das etwas *spinnig* und abgehoben. Aber es sprach mich auch immer wieder Menschen auf die Sendung an, von denen ich nie gedacht hätte, dass sie solche Formate schauen.

Weltwoche: Heute geben Sie unter anderem Kurse in Kalligrafie. Ist dies in Zeiten der Digitalisierung nicht Schnee von vorgestern?

Spaltenstein: Vor dreizehn Jahren entdeckte ich für mich die Kunst wieder und begann auch wieder zu malen. Vor zehn Jahren kam die Kalligrafie dazu. Ich sehe darin aber ebenso wenig einen Widerspruch zu Computern wie in der Esoterik einen zur Digitalisierung.

Weltwoche: Was machen Sie konkret?

Spaltenstein: Ich lehre den Menschen das schöne Schreiben. Dabei beginne ich oft von ganz vorne: zeige wie man die Feder richtig hält und führe in verschiedene Schriftarten ein. Meine Kundschaft besteht vorwiegend aus Frauen. Vor Corona hatte ich auch viele öffentliche Auftritte: Für Instagram stellte ich beispielsweise in Basel handschriftlich Namensschilder her, in einem Shoppingcenter fertigte ich Karten für den Valentinstag – eine sogar auf Türkisch. Doch die Pandemie hat das Geschäft zerstört.

Weltwoche: Wie reagieren Sie darauf?

Spaltenstein: Ich erfinde mich nochmals neu – mit dem Erstellen von kryptokalligrafischen Bildern. Wenn ich ein Wort schreibe, verläuft die Kommunikation über den Verstand. Wenn ich das Wort als Symbol darstelle, verläuft es über Sinne, Emotionen und das Unterbewusstsein. Ausserdem biete ich unter «Einfach Du» eine Lebensbegleitung an. Durch meine eigenen Lebenserfahrungen versuche ich den Leuten zu zeigen, wie sie aus ihrer Komfortzone kommen und ins Wasser springen können – ohne dabei den Kopf anzuschlagen.

Thomas Renggli



«Das Beste, was mir passieren konnte»: Moderatorin Spaltenstein mit Roger Schawinski, 1984, und heute.

Ursi Spaltenstein, 62, begann 1982 bei Radio 24 und moderierte später auch beim Schweizer Fernsehen. Viele haben ihre fabelhafte Stimme noch heute im Ohr.



Champagnerstimmung

The Restaurant, Kurhausstrasse 65, 8032 Zürich. Telefon 044 456 60 00. Sonntag bis Dienstag geschlossen. 19 Punkte, 2 Sterne

Gegen Ende des Jahres machen sich viele Leute Gedanken über ihre Trinkgewohnheiten. Ich habe beschlossen, zu langen Menüs kaum oder keinen Wein zu trinken, da die sensorische Verwirrung oft gross ist und der mentale Fitnessstand sich gleichzeitig stetig verschlechtert. Ein, zwei Gläser (guter) Champagner hingegen passen in den meisten Fällen hervorragend zu den ersten Gängen, Frische und Säure des Schaumweins heben die Aromen der Gerichte.

Kürzlich war ich vom Champagnerhaus Krug zu einem Abend eingeladen, bei dem Gerichte der beiden Köche Heiko Nieder vom «The Restaurant» im Zürcher Hotel «The Dolder Grand» sowie Christian Rescher aus dem «Casa



Aurelio» in Lech ausschliesslich von Krug-Weinen begleitet wurden. Auch ausnahmsweise in grösseren Mengen getrunken, hinterlässt Champagner bei mir am Ende eines solchen Abends – und am nächsten Morgen – ein besseres Gefühl, als Wein es vermögen würde.

Vor allem aber ist Heiko Nieder ein Meister der geschmacklichen Feinabstimmung, was Übungsanlagen wie diese zu einem besonderen Vergnügen machen. Wie in der Verbindung aus Matsutake-Pilzen, die auf einem Champignons-

Gelee sowie einer Schicht Sushi-Reis mit Beurre blanc und dem japanischen Würzmittel Shio Koji: Aus den einzelnen Umami-Komponenten, der cremigen Textur und einer leichten Säure entsteht ein Gesamtbild voller mundfüllender Anmut. In Kombination mit der Kraft eines Krugs von 2006 aus Pinot noir, Chardonnay und Meunier entsteht daraus pure Harmonie.

Nieders Fähigkeit, Aromen wie feine Tupfer eines pointillistischen Malers zu einem harmonischen Gesamtbild zusammenzufügen, gipfelt in einem Dessert aus Schokoladencreme mit Walnüssen und Echourgnac-Käse sowie Périgord-Trüffel. Der Krug Grande Cuvée Nr. 161 aus der Jeroboam-Flasche ist natürlich keine Kombination für jeden Tag, passt aber überaus gut zum Ende eines Jahres, das komplizierter war als jede Weinbegleitung.

David Schnapp ist Autor beim «GaultMillau-Channel».

WEIN/PETER RÜEDI

Epitaph für einen Signore

Tenuta di Trinoro Andrea Franchetti: Le Cupole de Trinoro 2018 Toscana IGT. 15 %. Gerstl, Spreitenbach. Fr. 31.50. www.gerstl.ch

Die britische First Lady der Weinpublizistik, Jancis Robinson, nannte ihn «delightfully eccentric», die *Repubblica* sprach in der Unterzeile zu ihrem Nachruf vom «burbero e talentuoso produttore» (vom «mürrischen und talentierten Weinproduzenten»), und für die *Schweizerische Weinzeitung* war er der «Yves Saint Laurent des toskanischen Weinbaus», für andere schlicht «der Weinphilosoph». Andrea Franchetti, der in der Nacht auf den 6. Dezember im Alter von 72 Jahren in Rom verstarb, war jedenfalls eine der eigenwilligsten und ungewöhnlichsten Persönlichkeiten der italienischen Weinszene. In New York geboren, in Rom in einer noblen Familie aufgewachsen (die u.a. die Mehrheit der Firma Cinzano besass), sehr gebildet und künstlerisch geprägt (er hatte eine amerikanische Mutter, der Künstler Cy Twombly war sein Onkel), hätte er von seinem Charisma her ein Leben lang den idealen Botschafter des italienischen



Weins geben können, der er als Importeur und Promotor italienischer Weine in den USA eine Zeitlang auch war. Allein, im Grunde hatte er auch einen Hang zum Einzelgänger. Auf den eigenen Weinbau kam er erst mit vierzig Jahren, nachdem er sich im südtoskanischen Val d'Orcia in ein fast verfallenes, altes Anwesen verliebt hatte und dort als önologischer Laie die Chance für einen Qualitätsweinbau witterte.

Sein Kompass zeigte nach Bordeaux. Er pflanzte, nach einer späten Ausbildung dortselbst, in erster Linie französische Sorten an, zumal Cabernet Franc. In Bordeaux wurde er 1997 mit dem ersten Wein seiner Tenuta di Trinoro auch auf Anhieb gefeiert. In kürzester Zeit erlangten Franchettis Weine danach auch in Italien Kultstatus.

Wenig später entdeckte er als einer der Ersten das Potenzial des Ätnas und dessen Leitsorte Nerello mascalese. Mit Passopisciaro (den Ort machte er zum Namen seines Betriebs) wurde er zu einem der Begründer des bis heute anhaltenden Ätna-Booms.

Hier sei, sozusagen in memoriam, eine Flasche vom toskanischen Trinoro entkorkt, Le Cupole de Trinoro. Sie ist nicht gerade das, was man die Volksausgabe im Angebot nennen könnte, aber doch der Wein, der mit einem Preis von gut dreissig Franken zu einem Bruchteil dessen zu haben ist, was Franchettis Flaggschiffe kosten. Die Version 2018, eine Cuvée aus Cabernet Franc und Merlot plus etwas Cabernet Sauvignon und Petit Verdot, ist ein reicher, dichter, aromatisch intensiver (viel Kirsche, auch Johannisbeere), fruchtsüß, am Gaumen mit Spuren von Kaffee und Oliven sowie etwas Holz, mit integrierten, aber spürbaren Tanninen jedenfalls auch resistenter Wein. Lang – im Abgang und in der Lebensdauer. Vor 2035 verblasst dieses Andenken an seinen Erfinder nicht.

Mein Auto des Jahres

Der Land Rover Defender als Plug-in-Hybrid ist der Geländewagen der Herzen, praktisch und unverwüstlich.



Aus der Perspektive des Autotesters war es ein abwechslungsreiches Jahr, reich an Höhepunkten und Preisklassen. Ich konnte meinen Puls mit dem Bugatti Chiron Pur Sport oder mit dem neuen Porsche GT3 beschleunigen, mich mit dem vollelektrischen Mercedes-Benz EQS auf der Langstrecke entspannen und im Toyota Mirai feststellen, dass es mehr als eine Strasse gibt zum Ziel der emissionsreduzierten Mobilität. Ich konnte meine erste Harley fahren und mich von den vernunftgesteuerten Qualitäten eines Kia e-Niro überzeugen.

Müsste ich mich aber für ein Auto des Jahres entscheiden, was zum Glück niemand von mir verlangt, fiel meine Wahl auf den neuen Land Rover Defender. Das ist die überzeugendste Art, ein praktisches, familientaugliches SUV zu fahren, und die Ingenieure und Designer haben es geschafft, einen Klassiker ins Jetzt zu überführen, ohne ihm seine Geschichte zu nehmen und ohne gleichzeitig zu sentimental zu werden. Der neue Defender ist ein modernes Auto, aber voller gestalterischer Zitate, die mit einem britischen Sinn für Humor angebracht werden – etwa in Form der sichtbaren Schrauben im Innenraum, des farblich abgehobenen Dachs oder des Zubehörprogramms, das vom Auspuff-Schnorchel bis zur seitlich angebrachten Ladebox reicht.

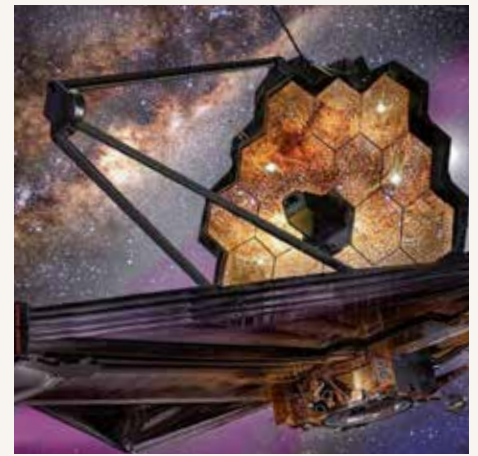
Vor allem aber ist der Defender ein in jeglicher Hinsicht hervorragendes Auto. Die Luftfederung macht jede Langstrecke zum Wellnesserlebnis, was gegenüber dem Urmodell des legendären Geländewagens ein entscheidender Vorteil ist. Die Offroad-Fähigkeiten des Land Rovers sind

überragend, auch wenn man sie nur in wenigen Situationen wirklich braucht. Aber als ich kürzlich auf dem Weg zwischen Zürich und Sattel vom Winter überrascht wurde, war ich froh, dass die automobiltechnische Versicherung gegen allfällige Schneerisiken mit einem simplen Knopfdruck abgeschlossen werden kann. Zur Ausstattung mit einer Vielzahl von Kameras, welche das Manövrieren im Gelände erleichtern, gehört auch ein System, das gewissermassen durch die Motorhaube blicken kann, so dass man erkennt, was unter einem passiert.

Im Alltag hingegen sind andere Qualitäten wichtig, die hat diese SUV-Ikone ebenfalls: ausreichend Platz für Menschen und Güter sowie ein in robustem Stil und Haptik gehaltener Innenraum, der Unverwüstlichkeit ausstrahlt und gleichzeitig ausserordentlich praktisch ist. Und schliesslich gibt es den Defender P400e als Plug-in-Hybrid. Mit der Teilelektrifizierung fährt der stattliche Wagen einige Kilometer weit still und emissionsfrei durch Ortschaften, was gerade im urbanen Milieu, wo bisher die alten, traktorähnlichen Defender-Modelle gefragt waren, auf Anklang stossen müsste. Zusammengefasst, beim neuen Defender wurde so viel richtig gemacht, dass er an dieser Stelle den Titel Geländewagen der Herzen auf jeden Fall verdient hat.

Land Rover Defender 110 P400e

Motor/Antrieb: Turbobenziner, Allradantrieb, Automatikgetriebe; Leistung: 404 PS / 297 kW; Hubraum: 1997 ccm; max. Drehmoment: 640 Nm bei 1500–4400 U/Min.; Batterie: 15,4 kWh; elektrische Reichweite (WLTP): 39 km; Verbrauch (WLTP): 3,9 l/100 km; Beschleunigung (0–100 km/h): 5,6 Sek.; Höchstgeschwindigkeit: 191 km/h; Preis: ab Fr. 86 400.–



OBJEKT DER WOCHE

Näher am Urknall

James-Webb-Weltraumteleskop

Entwicklungskosten:
zirka zehn Milliarden Dollar

Wenn alles klapp, verlässt das James-Webb-Weltraumteleskop an Heiligabend unseren Planeten in Richtung seines Bestimmungsorts, der sich 1,5 Millionen Kilometer von der Erde entfernt befindet. Seit 1989 arbeiten die amerikanischen, die europäischen und die kanadischen Weltraumorganisationen an dem Wunderinstrument. Ursprünglich plante man mit 1,6 Milliarden Dollar Entwicklungskosten, am Ende waren es rund zehn Milliarden, die das Teleskop verschlang. Es soll nicht weniger als eine wissenschaftliche Revolution einleiten und unseren Blick näher denn je an den Urknall bringen.

Thomas Zurbuchen, der Schweizer Forschungschef der amerikanischen Raumfahrtbehörde Nasa, fasst das phänomenale Unternehmen für die *Weltwoche* in ein paar Sätzen zusammen: «Das James Webb Space Telescope verspricht, einer der grossen Meilensteine der Wissenschaftsgeschichte zu werden. Es wird uns das Universum in einer Art und Weise zeigen, wie wir es noch nie gesehen haben, bis zu 13,5 Milliarden Jahre zurück, und auch Atmosphären von Planeten in unserer Galaxie erforschen. Es gibt auch Hoffnung: Es ist ein Teleskop der Menschheit, an dem über 10 000 Menschen und fast zwanzig Länder zusammengearbeitet haben – ein Zusammenkommen zum Zwecke eines höheren Ziels.»

Frohe Weihnachten.

Benjamin Bögli



Magie der Alpen: Romy Schneider (r.), Mutter Magda, St. Moritz, 31. 12. 1959.



Letzter Silvester: Andy Warhol (1928–1987) im New Yorker «Cafe Roma», 1986.



Unverhohlen feierlich: Sexsymbol Mansfield schmückt den Weihnachtsbaum. 1960.



Silvester in der Schweiz: ehemalige persische Herrschergattin Soraya, St. Moritz, 1958.



Unvergleichlicher Optimismus: «Christmas Special» mit den Familien der Entertainer Frank Sinatra (3. v. o. r.) und Dean Martin (o. r.), Los Angeles, Weihnachten 1967.

BEI DEN LEUTEN

Mehr Stars hat bloss der Himmel

So glamourös beging die Prominenz von St. Moritz bis Hollywood in vergangenen Jahren die Festtage.

Benjamin Bögli

Nostalgie sei das Heroin der Älteren, sagt man. Doch auch die Jugend dürfte sich von vergangenem Glanz zumindest einen Augenblick lang verzaubert fühlen.

Nur schon, mit welcher ritterlicher Leichtigkeit sich Douglas Fairbanks Jr., der nicht minder erfolgreiche Sohn der gleichnamigen Stummfilmlegende, an der Seite von Schauspielerin Joan Crawford an Silvester 1931 zeigt, gehört eigentlich in jede Stilbibel. Aber eben, das Kontingent fabelhafter Hollywoodstars ist beinahe unerschöpflich: Zsa Zsa Gabor setzt sich an Neujahr 1953 mit ihren Schwestern schnell ans Klavier, Audrey Hepburn schmiegt sich im selben Jahr an den Weihnachtsmann, Debbie Reynolds kann 1952 den Jahreswechsel kaum erwarten, und Clark Gable, Van Heflin, Gary Cooper und James Stewart prosteten sich zum Jahresende von 1957 in Beverly Hills einfach so zu. Wie Sexsymbol Jayne Mansfield 1960 den Weihnachtsbaum schmückt, treibt einem derweil schon fast die Schamesröte ins Gesicht.

Aber auch in der Schweiz begeht die Prominenz in dieser Zeit die Festtage comme il faut: Soraya, die ehemalige Gattin des Schahs von Persien, feiert 1958 und Romy Schneider 1959 Silvester in St. Moritz.

Unvergleichlichen Optimismus verbreiten trotz Vietnamkrieg und Tumulten im eigenen Land die Gross-Entertainer Frank Sinatra und Dean Martin 1967 in ihrem «Christmas Special» mit ihren Familien – auch dabei: Nancy Sinatra. Etwas gelassener, aber immer eine Spur kecker verbringt die dieses Jahr verstorbene französische Filmlegende Jean-Paul Belmondo mit Freundin Laura Antonelli 1976 Silvester in Paris. Zehn Jahre später lässt es sich Pop-Art-Meister Andy Warhol nicht entgehen, seinen letzten Silvester im New Yorker «Cafe Roma» zu verbringen.

Was aber wäre die Show-Welt ohne Las Vegas? Ausgelassen feiern die mittlerweile milliarden-schwere Kim Kardashian und ihr Rapper-Gatte Kanye West Ende 2012 in der «Sin City». Damals war ihre Welt noch in Ordnung.



Eins vor zwölf: Debbie Reynolds kann 1953 kaum erwarten.



Könige von Hollywood: Clark Gable, Van Heflin, Gary Cooper und James Stewart (v.l.), Beverly Hills, Silvester 1957.



Reizende Klänge: Zsa Zsa Gabor (M.) mit ihren Schwestern, Hollywood, Neujahr 1953.



Eine Spur kecker: Jean-Paul Belmondo, Laura Antonelli. «Alcazar». Paris. Silvester 1976.



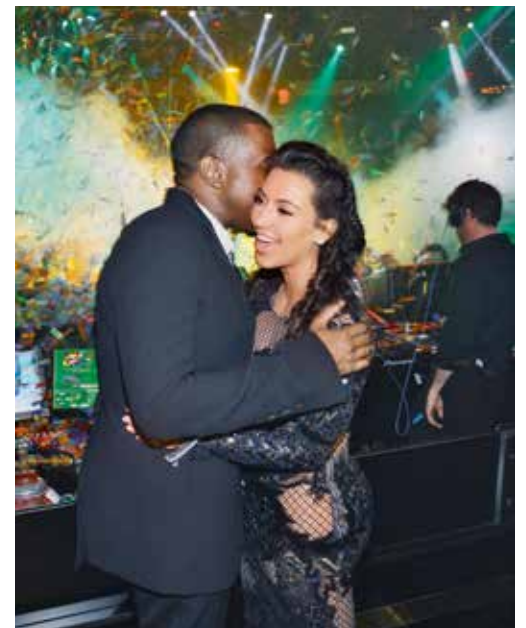
Audrey Hepburn und der Nikolaus: Weihnachten 1953.



Bad in Neujahrs-Lametta: Superstar Mae West, Hollywood, 1936.



Ritterliche Leichtigkeit: Douglas Fairbanks Jr., Ioan Crawford. Hollywood. 31. 12. 1931.



Die Welt war noch in Ordnung: Kim Kardashian und Kanye West, Las Vegas, 31. 12. 2012.

Versuch einer Bildbetrachtung

In Paris und New York prangen derzeit Plakate mit der Aufschrift «Politics» unter dem Bild von drei Dinosauriern. Wie ist diese Paläontologie des Weltgeistes zu deuten? Die Botschaft geht tief, die ausgestorbenen Reptilien sind in die Farben der französischen Trikolore und des amerikanischen Stars-and-Stripes-Banners getaucht. In den Erkennungsfarben zweier Staaten, deren Anfang jeweils eine bürgerliche Revolution markierte. Ist das Bild als apotropäisches Zeichen in Zeiten eines angekränkelten Rechts- und Linksnationalismus zu sehen? Als Aufruf zur gemeinsamen Verteidigung bürgerlicher Werte in einem heute politisch fragmentierten Westen, der unter der zunehmenden Abwesenheit der USA mehr und mehr unter Druck von China und Russland steht? Somit steht das Bild für die Idee einer «europäischen Souveränität»: Dem Westen droht das Aus schliesslich nicht durch einen Meteoriteneinschlag, sondern durch die darwinsche Evolutionstheorie. «Survival of the fittest» geht bekanntlich am besten durch Zusammenarbeit.

David Schärer ist Mitgründer der Agentur Rod Kommunikation und «Werber des Jahres».



Paläontologie des Weltgeistes: Plakat in New York.

FRAGEN SIE DANIA /ALLES, WAS SIE SCHON IMMER ÜBER SEX WISSEN WOLLTEN

Liebe Dania, wir haben zwei Kinder, die bald ins Teenageralter kommen. Sollen wir sie über Geschlechtsverkehr aufklären oder ihnen dieses Thema selber überlassen? M. G., Luzern

Das Thema Aufklärung sollte ab Spielgruppenalter, spätestens aber ab Kindergartenalter zum Familienalltag gehören. Denn Kinder stellen bereits allerlei Fragen, wenn sie noch ganz klein sind. Zur Aufklärung gehört nach meinem Verständnis schon auch, dass man den Kindern erklärt, welche Körperteile sie haben, wie diese heissen, was man mit ihnen machen kann und was schwierig, aber auch schön sein kann. Im Teenageralter erachte ich das Ge-

spräch aus verschiedenen Gründen als zwingend. Einerseits, weil das Durchschnittsalter beim ersten Geschlechtsverkehr sechzehn ist. Spätestens dann ergibt es Sinn, dass die Kinder eine Ahnung haben, was auf sie zukommt. Andererseits kriegen Kinder, sobald sie ein Handy haben, also mit ungefähr zwölf, pornografische Inhalte zugeschickt. Ich finde es daher sehr sinnvoll, dass sie eine Ahnung davon haben, was diese Bilder bedeuten. Ich empfehle, dass Sie als Eltern in einen Buchladen gehen und schauen, welche Aufklärungsliteratur es gibt. Treffen Sie eine Auswahl von rund drei Büchern, die Ihnen gefallen, lassen Sie diese dann zu Hause aufliegen – einfach mal, um zu schauen, ob die Kinder

sich diese schnappen. Weiter schauen Sie sich am besten selbst Pornos an, um zu lernen, womit die Kids möglicherweise konfrontiert werden. Und sprechen Ihre Kinder irgendwann an. Nennen Sie die Dinge beim Namen: Vulva, Vagina, Penis usw.

Der Vorteil ist, dass die Kinder wissen, dass Sie sich damit auseinandersetzen. Im besten Fall nehmen sie ihre Eltern sogar als Ansprechpersonen wahr. Es wäre doch toll, wenn die Eltern die wären, welche bei Unsicherheiten als Vertrauenspersonen da sein könnten.

Dania Schifftan ist Sexologin, Autorin und Psychotherapeutin in Zürich.

Mailen Sie uns Ihre Fragen an daniala@weltwoche.ch

Pascal Jenny

Wir treffen den Tourismus-Präsidenten und Ex-Handball-Star zu einer Currywurst am Zürcher Bellevue. Ein Gespräch über Bären, Nachhaltigkeit und Bündner.

Zürich gilt als grösste Bündner Stadt der Welt. Und Zürich ist die Heimat des Handball-Rekordmeisters GC. Deshalb ist es mehr als leere Symbolik, Pascal Jenny, 47, den früheren Handball-Nationalspieler und langjährigen Tourismusedirektor von Arosa, hier zum Lunch zu treffen. Der Ort des kulinarisch flankierten Gesprächs ist schnell gefunden: der «Vordere Sterne», wo es (angeblich) die beste Bratwurst ausserhalb St. Gallens gibt. Zwar hat sich Jenny nach vierzehn Jahren in Arosa aus dem operativen Geschäft zurückgezogen und fungiert als Präsident nun quasi in einer repräsentativen Position, langweilig wird es ihm aber nicht.

Er bestellt eine Currywurst mit Hörnli und ein Mineralwasser und beginnt dann von seinem neuen Mandat als Nachhaltigkeitskoordinator der Beratungsfirma Tfy-Consult AG zu erzählen: Die Firma unterstütze zum einen die Spendenplattform There-for-you.com, eine Stiftung, die Projekte in Bereichen wie Klimaschutz, Kinderhilfe, Tierschutz und humanitäre Hilfe begleite und zum anderen KMU punkto Nachhaltigkeit fitmache. «Wir beraten KMU mit einem digitalen Check-up in Ökologie, Sozialem und Ökonomie.» Viele wollen, so Jenny, in die Klimaverträglichkeit investieren – «sie sind sich aber gar nicht bewusst, was dies kostet».

Auch als Unterländer akzeptiert

Sein letztes Handballspiel absolvierte Jenny, der auch im Verwaltungsrat des Finanzdienstleisters Swiss Management Zürich sitzt, 2006 an der EM im eigenen Land. Als linker Flügel erzielte er die Tore mit Raffinement und Schlitzohrigkeit. Und noch heute tritt er mit dem Tempo und der Überzeugungskraft eines Spitzensportlers auf – physisch wie mental. Zwischen zwei Bissen erzählt er aus seiner Zeit in Arosa. Dass er als Unterländer nie grosse Akzeptanzprobleme hatte, lag auch an seinem Ururgrossvater. Jenny erklärt lachend: «Er war einst der erste Kurdirektor in Arosa. Davon wusste ich bei meiner Anstellung allerdings noch nichts. Erst mein Grossvater erzählte mir diese Geschichte.»



Mit dem Tempo und der Überzeugungskraft eines Spitzensportlers: Pascal Jenny.

Jenny machte seinen Weg – und brachte Arosa, nicht zuletzt dank innovativen Events wie der Schnee-Fussball-WM oder den Classic-Car-Tagen, zurück ins Bewusstsein der Öffentlichkeit. Die grösste Sommerattraktion in Arosa sei eindeutig das Bärenland. Dieses Projekt entstammt eigentlich einer Bieridee: «Wir sassen 2010 am Stammtisch im Restaurant «Waldeck», als wir hörten, dass der Berner Bärengraben zwei Bären zu viel hatte. Hätte man keinen neuen Platz gefunden, wäre dies für die Tiere das Todesurteil gewesen. So sagten wir spontan: «In Arosa leb-

ten früher Bären – und jetzt wecken wir diese Tradition zu neuem Leben.» Tourismus, Nachhaltigkeit, Bären. Daneben mischt Jenny auch in der Sportpolitik wieder mit. Am 1. Januar übernimmt er das Präsidium des Schweizer Handballverbands. Und mit einem Auge schießt er auf die Nachfolge von Jürg Stahl als Präsident von Swiss Olympic: «Dieses Amt würde mich reizen.»

Die Gegenwart liegt auf dem Tisch des «Vorderen Sternens»: Currywurst und Hörnli. Pascal Jenny weiss genau: Es muss nicht Lachs und Kaviar sein. *Thomas Renggli*

Comedy nach Fibonacci-Zahlen

Frank Baumann, Direktor des Humorfestivals, sagt ihm eine grosse Zukunft voraus. Wir haben den Winterthurer Werber und Kabarettisten Cenk Korkmaz getroffen.

Michael Baumann

Cenk Korkmaz bringt Abwechslung in den Schweizer Comedy-Betrieb. Der 34-jährige Winterthurer mit türkischen Wurzeln, der unter seinem Vornamen Cenk auftritt, ist einer, der viel nachdenkt, hinterfragt und sich über alles seine Gedanken macht. «Fantasie hilft mir, dem bitteren Ernst des Lebens zu entfliehen», beschreibt er sein Naturell.

Dieses kam ihm schon in seiner Primarschulzeit zugute, als er zunächst ein Aussenseiter war und dann als Klassenclown Akzeptanz fand. «Schlagartig änderte sich meine Lage, und ich erkannte, dass man gemocht wird, wenn man die Menschen zum Lachen bringt», sagt Korkmaz. Die Aufmerksamkeit und die positive Resonanz geben ihm das Gefühl, dazuzugehören – bis heute. Damals imitierte er Otto Waalkes und Sketche der «Wochenshow», die auf Sat 1 lief. Heute schreibt er seine Nummern zu 100 Prozent selbst.

Vor drei Jahren erstmals auf der Bühne

«Meinen ersten Auftritt hatte ich im Frühling 2018 im Casinotheater Winterthur», erzählt Korkmaz. Den Rahmen bildete das Bühnenformat «Rampensau», das jungen Künstlerinnen und Künstlern die Gelegenheit für einen zehnminütigen Auftritt bietet, um vor Publikum ihr Können zu zeigen. Ohne klares Ziel betrat er, der Wirtschaftsrecht studiert hatte, die Bühne und zog die Aufmerksamkeit von unter anderen Viktor Giacobbo und Corinna Nobel auf sich, die mit ihrer Agentur «Das Zelt» organisiert und ihm einen Auftritt bei Charles Nguelas «Charly's Comedy Club» im Kiff in Aarau ermöglichte. Dort fiel Korkmaz wiederum dem Basler Comedian Joël von Mutzenbecher auf, der ihn für den Newcomer-Wettbewerb des Swiss Comedy Award empfahl, wo er gleich als einer von drei Newcomern für den Young Talent Award nominiert wurde.

2019 ergaben sich regelmässige Teilnahmen an Mixed Shows, ein Auftritt im KKL in Luzern, Auftritte bei SRF, an Late-Night-Shows und Engagements als Ghostwriter für etablierte Comedians sowie als Mitglied des SRF-Auto-



«Leuchtturm im tristen Nebelmeer der Sauglattisten»: Baumann.

Frank Baumann leitet seit 2009 das Humorfestival Arosa. National bekannt wurde der Moderator und Werber spätestens durch die Satire-Sendung «Ventil» im Schweizer Fernsehen. Über Cenk Korkmaz sagt er: «Er ist der Leuchtturm im tristen Nebelmeer der Comedy-Sauglattisten. Während der Humornachwuchs unbekümmert Unbeholfenes von sich gibt oder bestenfalls andere *Ständöppär* imitiert, erzählt Cenk ganz einfach und gescheit aus seinem Leben. Er tut dies mit viel Ironie und Charme und mit einem grossen Gefühl für die Sprache und die Architektur des Humors. Cenk ist sympathisch und bescheiden und urkomisch und auf dem besten Weg, ein Star zu werden.»

rentteams um Domenico Blass. Im Folgejahr trat Korkmaz im «Newcomer Battle» des Comedy Club von «Das Zelt» an, wo er sich durchsetzen und einen Platz als fixer Bestandteil der Show 2021/22 ergattern konnte. Neben Fabian Unteregger, Michel Gammenthaler und Chrisi Sokoll zeigt er sein Programm an vierzehn Shows vor bis zu tausend Zuschauern. Zudem gewann Korkmaz 2020 an den Oltner Kabarett-

Tagen den mit 10 000 Franken höchstdotierten Nachwuchspreis Europas.

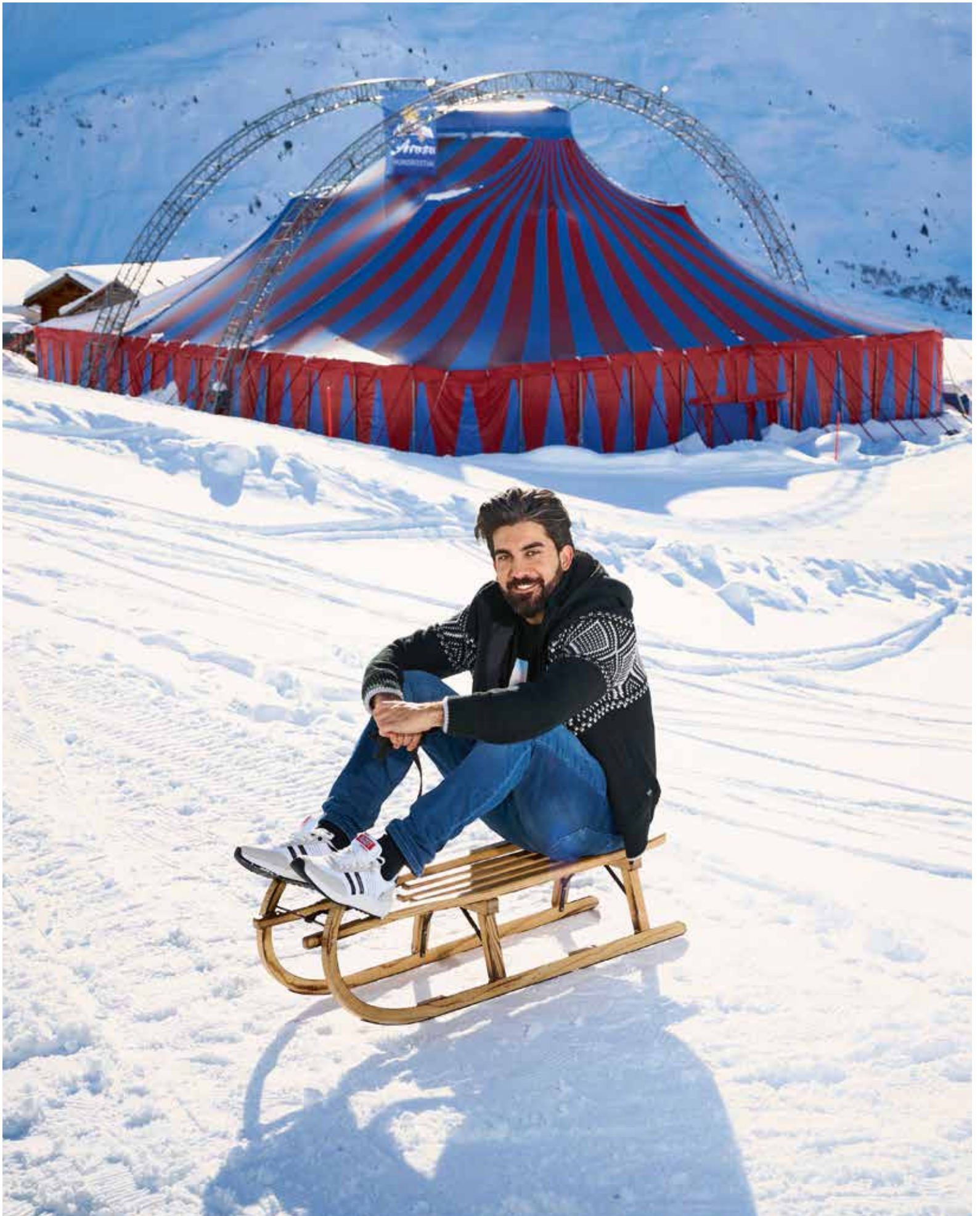
In seinen Nummern greift Korkmaz Themen aus dem Alltag auf und durchleuchtet die Dinge aus unkonventionellen Blickwinkeln. Er bezeichnet sich denn auch mehr als einen Kabarettisten mit Tiefgang und weniger als einen Comedian, der im Fünfssekundentakt Schenkelklopfer an Schenkelklopfer reiht. «Meine Person muss nicht im Vordergrund stehen, wichtig sind die Inhalte und die Spielweise.» Aus demselben Grund ist er auch privat und als Künstler auf keinem Social-Media-Kanal aktiv.

Er plant gleich vier Soloprogramme

Trotz seiner bemerkenswerten Erfolge: Leben kann Korkmaz noch nicht von seiner komödiantischen Arbeit. «Ich bin bei einer Agentur als Werbetexter angestellt, was sich gut mit abendlichen Auftritten vereinbaren lässt. Schreiben ist meine Passion, davon leben zu können, ein Privileg», sagt er. Er hat aber auch schon das Drehbuch zu einem Film geschrieben, der am Berlin International Art Film Festival den Award in der Kategorie «Best Indie Feature Film» gewann. Und die Shutdown-Phase hat er genutzt, um ein Kinderbuch zu veröffentlichen.

Gegenwärtig ist er daran, sein erstes abendfüllendes Soloprogramm namens «Schleierhaft» zu entwickeln, das am 20. April 2022 im Casinotheater Winterthur Premiere hat. Darin geht es um die verrückteste Nacht seines Lebens: um die Hochzeit seiner Cousine. «Natürlich ist alles frei erfunden – vielleicht», sagt er.

Weil Korkmaz nur so vor Ideen sprüht, bereitet er parallel gleich vier Soloprogramme vor, wobei er sich jeweils auf eine der vier Grundfragen von Immanuel Kant abstützt. «Meine Auftritte sollen gegen aussen chaotisch und absurd wirken, tatsächlich sind sie aber dramaturgisch streng strukturiert», erklärt er seine experimentelle Herangehensweise. Dabei verwendet er auch den Goldenen Schnitt und die Fibonacci-Zahlen. Ein Kopfmensch eben – aber erfrischend anders und richtig gut.



«Wichtig sind die Inhalte und die Spielweise»: Humorist Korkmaz.

Anja Graf, Unternehmerin

Die Investorin aus «Die Höhle der Löwen» glaubt an die Kraft der Sternzeichen im Geschäftsleben; am meisten fürchtet sie tiefe Auslastungszahlen bei ihren Apartments.

Weltwoche: Wer ist ein Mensch, der zu wenig Anerkennung bekommt?

Anja Graf: Personen, die stillschweigend anderen Leuten helfen, ohne eine grosse Show daraus zu machen.

Weltwoche: Wo werden Sie am liebsten gestreichelt?

Graf: Wenn jemand meine Gedanken anregt, dann fühle ich mich «gestreichelt».

Weltwoche: Verdienen Sie genug?

Graf: Was ich verdiene, reicht aus, um meine Visionen zu verwirklichen. Dies zählt für mich am meisten!

Weltwoche: Wovor fürchten Sie sich?

Graf: Vor tiefen Auslastungszahlen bei meinen Apartments – Gott sei Dank haben sich diese erholt und sind wieder auf dem Vor-Covid-Niveau.

Weltwoche: Wer ist Ihr Vorbild?

Graf: Mein Vorbild war meine Grossmutter. Ich habe noch nie eine selbstlosere Person als sie kennengelernt.

Weltwoche: Welche Eigenschaften schätzen Sie bei einem Mann am meisten?

Graf: Ich schätze es, wenn Männer Verständnis für mein Leben oder allgemein für das Leben von selbständigen Frauen haben, aber trotzdem «Mann» bleiben.

Weltwoche: Welcher Bundesrat ist überflüssig?

Graf: Keiner.

Weltwoche: Wer sollte unbedingt in den Bundesrat gewählt werden?

Graf: Roger Köppel.

Weltwoche: Wessen Tagebuch würden Sie sofort lesen wollen?

Graf: Mein eigenes, weil an jedem Tag etwas komplett anderes drinstünde und jeder Satz den vorherigen wieder in Frage stellen würde.

Weltwoche: Welche Ihrer wahrhaftigsten Überzeugungen würden nur die wenigsten Menschen mit Ihnen teilen?

Graf: Dass der Charakter, die Eigenschaften von Personen und sogar das Zusammenpassen

von Liebespaaren und Geschäftspartnern über die Sternzeichen vorausgeahnt werden können.

Weltwoche: Wie oft lügen Sie pro Tag?

Graf: Es müsste zuerst definiert werden, was eine Lüge ist.

Weltwoche: Glauben Sie an Gott?

Graf: Ich bin spirituell veranlagt. Ich bin mir sicher, dass es eine grössere Macht oder Energie da draussen gibt.



«Die stärkste Waffe»: Geschäftsfrau Graf.

Weltwoche: Wann hatten Sie das erste Mal Sex?

Graf: Als meine Eltern dachten, ich wäre noch zu jung dafür.

Weltwoche: Welche Waffe haben Sie zu Hause?

Graf: Die Weiblichkeit ist Macht, Kraft und die stärkste Waffe der Frau – diese habe ich immer bei mir!

Weltwoche: Wären Sie gerne ein Mann?

Graf: Nein, ich bin sehr zufrieden mit meinem Leben als Frau.

Weltwoche: Was stört Sie an Ihrem Körper?

Graf: Nichts. Ich fühle mich wohl in meiner Haut.

Weltwoche: Mit welchem bekannten Mann möchten Sie einen schönen Sommerabend verbringen?

Graf: Weiss nicht ... aber auf jeden Fall mit jemandem, der meinen Humor teilt, ansonsten wird es mir schnell zu langweilig.

Weltwoche: Nehmen Sie Drogen?

Graf: Ich bin definitiv ein Immobilien-Junkie! Aber Drogen nehme ich keine.

Weltwoche: Was ist der beste Rat, den Sie je bekommen haben?

Graf: Der effizienteste Weg, etwas zu tun, ist, es zu tun!

Weltwoche: Würden Sie Ihrem Partner oder Ihrer Partnerin einen Seitensprung verzeihen?

Graf: Was meinen Sie genau? Einen abgesprochenen oder einen gelegneten?

Weltwoche: Warum sind Sie noch nicht Veganerin?

Graf: Im Kopf bin ich es. Aber wie bei so vielem im Leben: Es ist mir schlicht zu umständlich.

Weltwoche: Sie dürfen ein neues Gesetz machen. Was gilt ab sofort?

Graf: Supermärkte müssten übriggebliebenes Essen zwingend an Bedürftige abgeben.

Weltwoche: Haben Sie schon getötet?

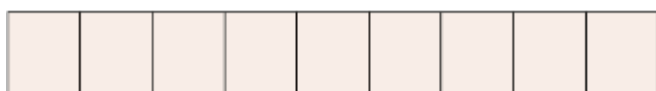
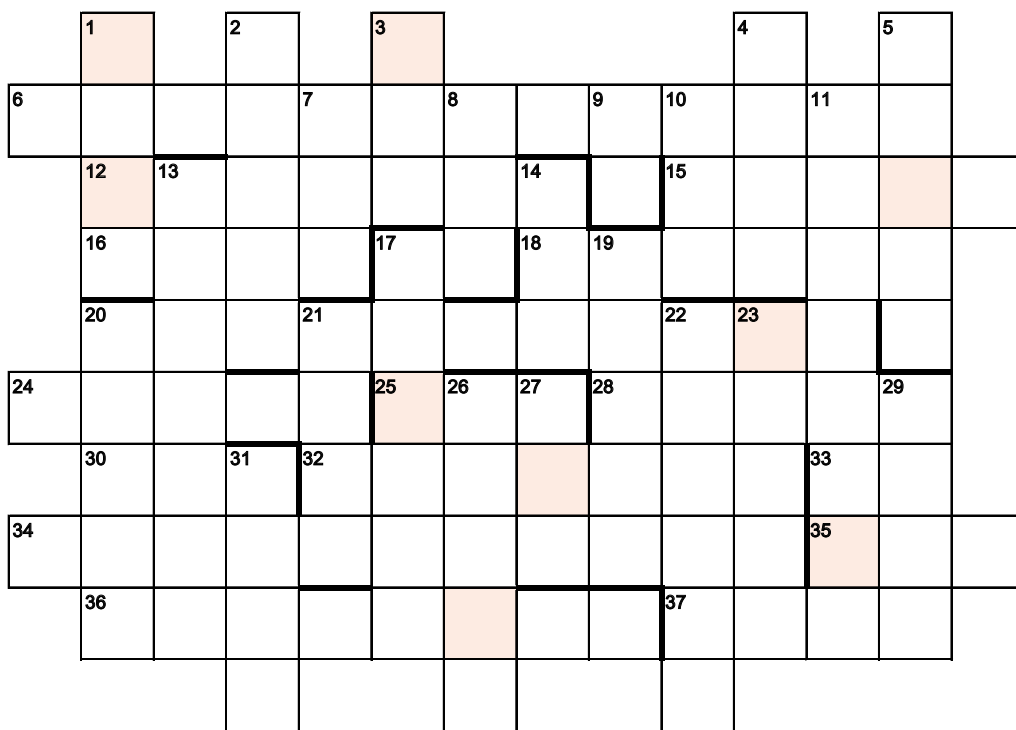
Graf: Mit Blicken – da gab es schon einige Leichen.

Weltwoche: Wer hat Sie am meisten geprägt?

Graf: Mein Grossvater – von ihm habe ich die «Geschäftlimacherei» sowie die *grusigen* Samichlaussprüche gelernt.

Weltwoche: Hätten Sie lieber eine andere Nationalität – und wenn ja, welche?

Graf: Ich habe den ghanaischen Pass beantragt. Aber die Schweizer Nationalität will ich auf jeden Fall behalten!



Lösungswort — nicht-mobile Schmiedearbeitsplätze

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 6 was ein 20 waagrecht im Pyroqualm zum Besten gibt? 12 Loch irgendwo zwischen Brettspiel und Box 15 von Fluss eingerahmtes Dorf 16 Büchsenfutter in rosa oder weiss 17 faule Spezies, aber schöpferische Familie 18 hat paradoxerweise keinen 10 senkrecht im Wappen 20 Extremposition Roter und ebensolcher Schiffslaternen 24 zwischen null und nichts steht üblicherweise dies 25 hat einen schlechten Ruf in Sachen ...-berkeit 28 Samt und wenn nicht anders, dann wohl dies 30 nicht der ganze Advent, nur seine zweite Hälfte 32 können paradoxerweise winzige Dinge viel besser als riesige 33 zwischen Co und Cu zu finden 34 Plätzchen für eine Kerze oder Christbaumkugel? 35 z. B. jenes von comprehend 36 Linienschiff zum Amsterdamer Filmmuseum? 37 besonders gründlich eingestampfter Elektroschrott?

Senkrecht — 1 wenn nicht schnell, dann mindestens beinahe 2 zeitige Aufforderung zur Nicht-Überbeanspruchung 3 TV-Event, vielleicht nicht auf der TV-Fernbedienung, aber auf der Computer-Tastatur zu finden 4 hat das geheime Tagebuch von einst in Sachen Popularität längst überholt 5 Güte in weniger geschätzter Form 7 fünfvingig, aber unvollständig 8 X-förmiges Nicht-X 9 Weihnachtsoratorium für Ungeduldige oder für Desorientierte 10 siehe 18 waagrecht 11 wie (nicht nur) eine frisch errichtete Feuerwache ist 13 Lieferanteneingang für den Überbringer von Xmas presents 14 flüssig, zugfest oder Kollege von 8 senkrecht 17 Heimat eines als Franz bekannt gewordenen Giovanni 19 zum Krabbelvieh erweiterte Jasskarten 20 stützt seine Vorderpfoten auf Regulus, während ihm Denebola am Schwanz hängt 21 ohne Anfang ziemlich übel, und mit auch nicht gerade üppig 22 ein Dealer ist mindestens zur Hälfte so einer 23 was am Ende dieses Wortes steht 26 süditalienischer Gelegenheitsraucher 27 Gebrauchs-Anweisung, von Deutschschweizern auch als Rauswurf misszuverstehen 29 etwas weniger, bzw. etwas mehr als keins 31 die nicht mathematische, sondern animalische Hälfte eines Viertels

© Daniela Feurer – Rätselfactory

Lösung zum Denkanstoss Nr. 747

	E	P	G	P	X								
U	N	I	U	N	B	E	N	O	M	M	E	N	
	U	N	T	E	R	F	A	N	G	E	N	I	
	S	S	T	U	R	A	R	T	E	R	I	E	
P	S	I	S	P	I	E	G	E	L	Z	A	H	N
	S	C	H	L	E	H	E	U	R	L	A	U	B
	T	H	E	A	S	R	I	L	A	N	K	A	
R	O	T	L	T	I	T	E	L	U	A	U	L	I
	P	I	L	Z	G	E	R	I	C	H	T	K	
	G											H	

Waagrecht — 6 UNI 8 UNBENOMMEN
13 UNTERFANGEN 15 STUR 17 ARTERIE
18 PSI 19 SPIEGEL 22 ZAHN 25 (SCHL)EHE
26 URLAUB 29 SchmiererTHEATER 30 SRI
LANKA 33 ROT 34 TITEL 35 UA (TLD Ukraine)
36 ULI der Knecht/Pächter 37 PILZGERICHT

Senkrecht — 1 EINSICHTIG 2 (P)NEU 3 GEFÄHRTE 4 PONTE (ital. f. Brücke) 5 XENIA
7 NUSS 8 UT 9 BR (Belarussischer Rubel)
10 NARr/NARwal 11 Hans-Rudolf MERZ
12 NIE 14 GEL 16 RIESIG 19 SHELL 20
PLATZ 21 GEIER in Disneys Dschungelbuch
23 HU (Ungarn) 24 NB (nota bene)
25 STOP (Pots) 26 ULLI 27 RAUCH 28 intrAKUTan
31 AbNAHme 32 ALK

Lösungswort — **BAUSATZ**

EMS

WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit
erfolgreich in den Geschäftsbereichen
Hochleistungspolymere
Spezialchemikalien

COLLECTION

Ladybird



IB
1735
BLANCPAIN
MANUFACTURE DE HAUTE HORLOGERIE

BAHNHOFSTRASSE 28 · PARADEPLATZ · 8001 ZÜRICH · TEL. +41 (0)44 220 11 80
RUE DU RHÔNE 40 · 1204 GENEVA · TEL. +41 (0)22 312 59 39